

Zur Theorie und Empirie der typenbildenden Mentalitätsanalyse

1. Soziale Milieus und Bildungsurlaub.

Angebote, Motivationen und Barrieren der Teilnahme am Angebot von
„Arbeit und Leben Niedersachsen e.V. (Vorwort Michael Vester),
Hannover 1999 (211 Seiten) agis Texte 22

2. Das Forschungsprojekt 'Kirche und Milieu'

in: Wolfgang Vögele/Michael Vester (Hg.), Kirche und die Milieus der Gesellschaft I,
Rehburg-Loccum 1999 (Loccumer Protokolle Band 56/99 I), S. 36-265
(mit Michael Vester, Gisela Wiebke, Christel Teiwes-Kügler)
[hier als Sonderdruck]

3. Zur Theorie und Methodologie der typenbildenden Mentalitätsanalyse.

Reflexion und Diskussion zweier empirischer Studien
Hannover 2000 (179 Seiten)

Von der Gemeinsamen Fakultät für
Geistes- und Sozialwissenschaften
der Universität Hannover
zur Erlangung des Grades eines
Doktors der Philosophie (Dr. phil.)
genehmigte
kumulative Dissertation

von Helmut Bremer
geboren am 11.12.1959 in Rehren A/R (jetzt Hohnhorst)

2001

Referent:

Prof. Dr. Michael Vester, Universität Hannover

Ko-Referent:

Prof. Dr. Otfried Mickler, Universität Hannover

Tag der mündlichen Prüfung:

28. Februar 2001

Zur Theorie und Empirie der typenbildenden Mentalitätsanalyse

Helmut Bremer

Abstract

Die drei eingereichten Beiträge befassen sich mit dem Problem der Bildung von Mentalitätstypen in ausgewählten sozialen Feldern. Sie gehen zurück auf zwei empirische Studien, in denen es um den Bindungsverlust gesellschaftlicher Institutionen ging, der gewerkschaftlichen Bildungsvereinigung 'Arbeit und Leben Niedersachsen e.V.' und der Evangelischen Kirche. Ausgangspunkt beider Untersuchungen, die in der 'Arbeitsgruppe Interdisziplinäre Sozialstrukturforschung' - agis - und am Institut für Politische Wissenschaft an der Universität Hannover durchgeführt wurden, war die nachlassende Mitwirkung an für die Institutionen typischen Angeboten und Arbeitsformen. Im Bericht 'Soziale Milieus und Bildungsurlaub' sind die Ergebnisse einer Studie zur Teilnahme an Angeboten der politischen Erwachsenenbildung dargestellt. Im Bericht 'Kirche und die Milieus der Gesellschaft' werden die Ergebnisse des Projektes 'Kirche und Milieu' zusammengefaßt, in dem das Verhältnis der Akteure zu Kirche und Religion im Mittelpunkt stand. Die empirischen Untersuchungen hatten zum Ziel, das Klientelfeld der Institutionen nach Typen zu differenzieren und Möglichkeiten der (Neu-)Mobilisierung durch reformierte Angebots- und Arbeitsformen aufzuzeigen. Beide Studien zeigen im Ergebnis eine Pluralität von Zugängen und Dispositionen zu den Feldern, an die bei den Mobilisierungsaktivitäten angeknüpft werden kann.

Der Beitrag 'Zur Theorie und Methodologie der typenbildenden Mentalitätsanalyse' reflektiert und expliziert die theoretischen und methodologischen Aspekte, die die Untersuchungen begleitet haben und die zur Weiter- und Neuentwicklung von Verfahren der typenbildenden Mentalitätsanalyse geführt haben.

Theoretische Grundlage der Forschungen waren die mentalitätssoziologischen Arbeiten Max Webers sowie die daran anknüpfende Theorie Pierre Bourdieus von Habitus und Feld und der typenbildenden Mentalitätsanalyse. Entsprechend dieser Theorie sind die Zugänge zu den von den Institutionen repräsentierten spezifischen Themenfeldern mit der im Alltagshandeln des sozialen Milieus der Akteure entwickelten Mentalität (bzw. dem Habitus) verbunden. Nach diesem Ansatz ist die zurückgehende Mobilisierbarkeit von Akteuren kein Beleg für 'defizitäre Haltungen' (wie das Pauschalthesen der 'Entpolitisierung' und 'Säkularisierung' nahelegen), sondern müssen vor dem Hintergrund der aktuellen Bedingungen und Strukturen in den jeweiligen Feldern, unter denen sich der Habitus aktualisiert, betrachtet und reflektiert werden.

Gestützt auf diese theoretische Annahme galt es, die spezifischen Ausprägungen des Habitus in den Feldern zu explorieren. Dazu wurde in den Untersuchungen überwiegend mit qualitativen Forschungsmethoden gearbeitet, die im Hinblick auf eine umfassendere Mentalitäts- und Habitusexploration weiterentwickelt wurden. Erstmals wurde das Gruppendiskussionsverfahren für die typenbildende Mentalitätsanalyse eingesetzt. Ausgehend von diesen Erfahrungen wurde diese Methode ausgedehnt und um mehrere Elemente ergänzt, um weitere Ausdrucksebenen und Klassifikationsschemata des Habitus mit berücksichtigen und aufdecken zu können. Dieses neu entwickelte Verfahren der mehrstufig angelegten 'Gruppenwerkstatt' ermöglicht ein umfassenderes Verständnis des Habitus, so daß auch die Vielschichtigkeit der Zugänge zu spezifischen sozialen Praxisfeldern besser sichtbar gemacht werden können.

Die Beiträge verdeutlichen insgesamt die Notwendigkeit einer theoriegeleiteten und gegenstandsbezogenen Bestimmung und Entwicklung von Forschungsmethoden.

Schlagwörter: Habitus, soziales Milieu, Gruppendiskussion, Erwachsenenbildung, Kirche

Theory and Empiry of Type Constructing Mentality Analysis

Helmut Bremer

Abstract

The three texts submitted all deal with the problem of the construction of mentality types in special social fields. They are based on two empirical studies dealing with the loss of commitment of two social institutions, the trade-unionist educational institution 'Arbeit und Leben Niedersachsen e.V.' and the Protestant Church. The starting point for both investigations, which were carried out through the 'Arbeitsgruppe Interdisziplinäre Sozialstrukturforschung' – agis – [Workgroup for Interdisciplinary Social Structure Research] and the Institute of Political Science at the University of Hannover, was the decreasing participation in the projects and working styles typical for these institutions. The report 'Soziale Milieus und Bildungsurlaub' presents the results of a study on the participation in the programmes of political adult education. The report 'Kirche und die Milieus der Gesellschaft' presents the findings of the project 'Church and Milieu' focussing on the attitudes of the actors towards religion and the church. The aim of the empirical investigations was to differentiate the client field of both institutions into habitus types and to point out new chances of (re-) mobilization by reformed programmes and working styles. Both studies propose a plurality of dispositions and accesses to the fields, which may become the point of departure of mobilization strategies.

The article 'Zur Theorie und Methodologie der typenbildenden Mentalitätsanalyse' reflects and elaborates the theoretical and methodological aspects of the studies including further and new developments of methods of type constructing mentality analysis.

The theoretical basis for the research were the mentality sociology of Max Weber as well as the continuing habitus and field theories of Pierre Bourdieu, and the type constructing mentality analysis. According to this theory the access to the specific thematic fields which are represented by the social institutions is connected with the mentality developed through the everyday-acting of the actors in their social milieu. In the context of this approach, the decreasing mobilization of actors is not a proof of a 'deficitic attitude' (like the sweeping thesis of 'depoliticization' and 'secularisation' might suggest), but must be seen and reflected against the background of conditions and structures in the respective fields, in which the habitus is actualised.

Based on this theoretic assumption, it was to explore the specific formings of habitus in the fields. This was realized mainly by using qualitative research methods, which were further developed to allow a more extensive exploration of mentality and habitus. Here, for the first time the group discussion (or 'focus group') method was used for the type constructing mentality analysis. Based on this experiences, this method was extended and enriched by additional elements allowing to consider and uncover further levels of expression and classification schemes of the habitus. This newly developed procedure, a pluristage 'group workshop', makes possible a more comprehensive understanding of the habitus, so that the complex nature of the access to specific fields of social practice becomes visible more clearly.

All in all, the dissertation texts explain the further need of a development of research methods guided by theory and related to a subject.

Keywords: habitus/mentality, social milieu, focus group, adult education, Church

Helmut Bremer

**Zur Theorie und Methodologie
der typenbildenden Mentalitätsanalyse.**

**Reflexion und Diskussion
zweier empirischer Studien**

Inhalt

1.	Einleitung	3
2.	Bisherige Forschungen - Ausgangspunkt der Untersuchungen	11
2.1.	Bildungsurlaub - Teilnahmewandel und 'Entpolitisierung'?	11
2.2.	Kirche und Milieu - Die 'Milieuerengung' der Kirche	14
2.2.1.	Die Bismarck-Studie	15
2.2.2.	Die EKD-Studien	16
2.2.3.	Resümee	21
2.3.	Ein Vorbild: Typenbildung am Beispiel des religiösen Feldes	23
2.3.1.	Weber: Die Rationalisierung des Religiösen	24
2.3.2.	Bourdieu: Die relative Autonomie des religiösen Feldes	28
2.3.3.	Konsequenzen für die Typenbildung in Feldern	33
3.	Der theoretische Untersuchungsansatz: Mentalitätstypen	35
3.1.	Das Problem der plausiblen Typenbildung	35
3.2.	Habitus und soziales Milieu	38
3.3.	Das Milieumodell als genealogischer Ansatz	42
4.	Methodologische Konsequenzen	48
4.1.	Entschlüsseln sozialer Praxis als Aufgabe habitushermeneutischer Interpretation	48
4.1.1.	Klassifizieren	48
4.1.2.	Verfahren: Die Sequenzanalyse	52
4.1.3.	Praxisexkurs	54
4.2.	Methodologische Reflexion zur Methodenauswahl	57
4.2.1.	Vorüberlegungen	57
4.2.2.	Exkurs: Das narrative biographische Interview	61
5.	Projekt 'Bildungsurlaub': Vom Themenzentrierten Interview zum Gruppendiskussionsverfahren	64
5.1.	Themenzentriertes Interview	64
5.1.1.	Vorüberlegungen zur Konzeption und Erfahrungen	64
5.1.2.	Erweiterung auf andere Habitusdimensionen: Assoziationstests ..	68
5.1.3.	Resümee	69
5.2.	Das Gruppendiskussionsverfahren	70
5.2.1.	Vorüberlegungen und Konzeption	70
5.2.2.	Exkurs: Das Gruppendiskussionsverfahren im Methodendiskurs ..	72
5.2.3.	Praxisbericht	77
5.2.4.	Resümee	83

6.	Projekt 'Kirche und Milieu':	
	Vom Gruppendiskussionsverfahren zur Gruppenwerkstatt	88
6.1.	Konzeptionelle Vorüberlegungen	88
6.2.	Reflektierender Praxisbericht	91
6.2.1.	Feldzugang, Auswahl der Teilnehmer und Vorbereitung	91
6.2.2.	Das Programm der 'Gruppenwerkstatt' und Praxisbeispiele	95
6.2.2.1.	'warming-up'	97
6.2.2.2.	Gruppendiskussion	97
6.2.2.3.	Vertiefung/Ergänzung	102
6.2.2.4.	Pause	104
6.2.2.5.	Collagenarbeit:	
	"Die Kirche der Zukunft, wie ich sie mir wünsche"	107
6.2.2.6.	Feed-Back und sozialstatistischer Fragebogen	114
6.3.	Die Gruppenwerkstatt im Methodendiskurs	117
6.4.	Auswertungs- und Präsentationskonzept	120
6.4.1.	Von der Transkription zum Typus	121
6.4.2.	Typologie: Die innere Logik und die Logik des Feldes - Profile kirchlicher Zielgruppen in historischen Traditionslinien	125
6.4.3.	Das Verkennungsproblem und der 'zweite Blick'	131
7.	Zusammenfassung:	
	Verstehen und Erklären und die Leistungsfähigkeit der Verfahren	132
	Verzeichnis der Tabellen und Abbildungen	141
	Literaturverzeichnis	142
	Anhang (Erhebungsinstrumente)	154

1. Einleitung

Dieser Beitrag bezieht sich auf zwei größere Studien, in denen es um den Bindungsverlust großer gesellschaftlicher Organisationen ging, der gewerkschaftlichen Bildungsvereinigung 'Arbeit und Leben'¹ und der Kirche². Die Abhandlung dient der methodologischen und theoretischen Reflexion und Diskussion dieser Untersuchungen.

Beide Projekte wurden von einer Forschungsgruppe der **agis** in der Universität Hannover durchgeführt. Die Studie zu den 'Zielgruppen des Bildungsurlaubs' wurde geleitet von Prof. Dr. Michael Vester und Andrea Lange-Vester. Die verantwortliche Bearbeitung des empirischen Forschungsprogramms (Vorbereitung, Durchführung und Auswertung der Erhebungen) sowie die Erstellung des Abschlußberichtes lag in Koordination mit der Projektleitung bei Helmut Bremer. Insbesondere bei der Durchführung der Explorationen wurde er von Oktober 1996 bis Januar 1998 von einer wissenschaftlichen, von März 1998 bis September 1998 von einer studentischen Hilfskraft unterstützt (Gaby Olbrich und Christel Teiwes-Kügler). Begleitet wurde die Feldarbeit zeitweise von einem Filmteam des Medienzentrums am Fachbereich Geschichte, Philosophie und Sozialwissenschaften der Universität Hannover (Susanne Klimmek, Andreas Thiem, Kristine Affelt, Sigrid Reuter, Katrin Riggert; Leitung: Heinz Berger); die inhaltliche Konzeption des Dokumentarfilms lag ebenfalls bei Helmut Bremer. Die vorbereitende Pilotstudie wurde von Prof. Dr. Michael Vester geleitet; für die verantwortliche Bearbeitung sowie die Koordinierung des studentischen Interviewerteams war Helmut Bremer zuständig. Methodologisch wurden beide Teilstudien beraten von Ulrich Becker (Institut für Zielgruppenmarketing und Kommunikation, Darmstadt).

Die Untersuchung 'Kirche und Milieu', geleitet von Prof. Dr. Michael Vester sowie Dr. Fritz-Erich Anhelm und Dr. Wolfgang Vögele (Evangelische Akademie Loccum), bestand aus einem quantitativen Teil, der von Gisela Wiebke bearbeitet wurde (vgl. Wiebke in Bremer u.a. 1999, S. 89-205), und einem qualitativen Teil, für den Helmut Bremer zusammen mit Christel Teiwes-Kügler zuständig war (vgl. Bremer u.a. 1999, S. 205-263; vgl. zur genaueren Projektkonzeption Bremer u.a. 1999, S. 36-49). Für die organisatorische und inhaltliche Integration beider Projektteile, die Koordination mit der Projektleitung, weitere Fragen des Projektmanagements sowie die Endredaktion des Abschlußberichtes war Helmut Bremer in Abstimmung mit Prof. Dr. Michael Vester zuständig.

¹ Vgl. Bremer 1999a, Vester/Bremer 1998, Bremer/Lange 1997. Das Projekt "Arbeitnehmermilieus als Zielgruppen des Bildungsurlaubs. Angebote, Motivationen und Barrieren der Teilnahme am Bildungsurlaubsprogramm von 'Arbeit und Leben Niedersachsen e.V.'" wurde von Oktober 1996 bis September 1998 vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur gefördert. Die Untersuchung wurde vorbereitet durch eine Pilotstudie (April 1995 bis Juni 1996), die von der Hans-Böckler-Stiftung und von der Arbeitsgruppe Interdisziplinäre Sozialstrukturforschung (**agis**) in der Universität Hannover aus Mitteln des Niedersächsischen Vorabs der Volkswagenstiftung gefördert wurde.

² Vgl. Bremer u.a. 1999; Bremer 1999b. Die Untersuchung "Kirche und Milieu" wurde von Juli 1998 bis September 1999 von der Hanns-Lilje-Stiftung gefördert. Es war ein kooperatives Projekt der Evangelischen Akademie Loccum, des Instituts für Politische Wissenschaft und der Arbeitsgruppe Interdisziplinäre Sozialstrukturforschung (**agis**) in der Universität Hannover.

Exploriert wurde in den beiden Untersuchungen jeweils, inwiefern die Klientel- oder 'Zielgruppen' von den entsprechenden Institutionen, ihren Angeboten und Arbeitsformen noch erreicht werden und inwieweit sie wieder angesprochen werden können. Es ging also mit anderen Worten um das Problem von Repräsentation und Mobilisierung. Neu an diesen Untersuchungen war, daß die Frage des Bindungsverlustes mit Theorie und Methoden der typenbildenden Mentalitätsanalyse³ bearbeitet wurde. Bei diesem Ansatz wird die Frage, wie sich die Akteure in den sozialen Feldern⁴ orientieren und verhalten, nicht isoliert von deren sozialen Hintergrund betrachtet. Wie die Menschen zur von den Gewerkschaften angebotenen (politischen) Erwachsenenbildung bzw. zu Kirche und Religion stehen, wird vielmehr in den Kontext ihrer gesamten Lebenssituation, also ihres sozialen Milieus⁵, eingeordnet.

Theoretische Problemstellung und Ausgangspunkt der Untersuchungen

Zugrunde lag den Untersuchungen die Annahme, daß die gesellschaftlichen Akteure im alltäglichen Handeln, d.h. vor allem in Gestaltung und Umgang mit Arbeit, Freizeit, Familie, Freunde, Nachbarschaft usw., bestimmte moralische und geschmackliche Prinzipien (*Habitus* bzw. *Mentalität*)⁶ herausbilden, mit denen die Alltagsanforderungen bewältigt und geregelt werden. Aufgrund dieser ähnlichen - oft unausgesprochenen - gemeinsamen moralischen und geschmacklichen Neigungen oder *Alltagsethiken*,⁷ treffen sich Akteure in sozialen Zusammenhängen und Feldern: durch berufliche Tätigkeiten, in Familien, Wohnquartieren, Vereinen, Kneipen, Kulturveranstaltungen usw. - oder auch in Bildungsveranstaltungen oder der Kirche. Die Orientierung bzw. 'Einstellung' der Akteure zu politischer Bildung bzw. zu Religion und

³ Zur typenbildenden Mentalitätsanalyse vgl. Vester u.a. 1993. Die überarbeitete Neuauflage ist im Erscheinen (Vester u.a. 2001).

⁴ Mit dem Begriff des Feldes wird an Bourdieu (1982, 1985, 1997 [1985]) angeknüpft, der damit spezifische, in sich weiter differenzierbare Teilbereiche bzw. "Krafffelder" (Bourdieu 1985, S. 74) der sozialen Welt meint (Politik, Religion, Ökonomie, Bildung, Kunst usw.), in denen die Akteure handeln und miteinander in Beziehung treten und in denen sich der Habitus "aktualisiert" (Bourdieu 1989, S. 406). Vgl. auch Vester u.a. 2001; die Autoren unterscheiden ausgehend von Bourdieu fünf Felder: berufliche Position und soziale Lage, Interessenvertretungen, politisch-staatliche Repräsentationen, Habitus/Milieu, weltanschauliche bzw. ideologische Lager (ebd., S. 153f).

⁵ Mit sozialem Milieu ist hier in Anlehnung an Durkheim eine Gruppe von Individuen gemeint, die "Ideen, Interessen, Gefühle und Beschäftigungen gemeinsam haben" und dadurch einen "Korpus moralischer Regeln" entwickeln (Durkheim 1988, S. 55f). In dieser Tradition ist das Milieukonzept, das den hier behandelten Studien zu Grunde lag, in Vester u.a. 1993/2001 näher entwickelt. Innerhalb dieses Beitrages vgl. Abschnitt 3.

⁶ Der Begriff des Habitus wird hier in Anlehnung an Bourdieu verwendet (Bourdieu 1982). Er ist dem Mentalitätsbegriff der deutschen Soziologie, wie ihn Geiger benutzt hat (1987 [1932]) und auch Rüschemeyer (1967 [1958]) beschreibt, sehr eng verwandt. Die deutsche Mentalitätssoziologie geht vor allem auf die Arbeiten von Max Weber (1972, 1988) zurück, mit denen sich Bourdieu auch bei der Entwicklung seiner Theorie von Habitus und Feld intensiv auseinandergesetzt hat (Bourdieu 1971a, 1971b). Ich verwende die Begriffe Habitus und Mentalität in diesem Beitrag, sofern es nicht weiter kommentiert wird, synonym.

⁷ Der Begriff wurde von Max Weber eingeführt (u.a. 1972, S. 323; 1991, S. 310). Zwar verwendet dieser ihn nur selten und nicht systematisch; mit seinen Ausführungen zur Lebensführung sozialer Gruppen beschreibt er allerdings deren Alltagsethiken.

Kirche erhält ihren verstehbaren Sinn erst durch diese Einordnung in den alltäglichen Lebenskontext.⁸

Das Verhältnis zu den Institutionen und Verbänden und deren Beteiligungsformen wird somit als Teil des gesamten sozialen Verhaltensrepertoires oder *Habitus* gesehen. Insofern haben die Studien die Beziehung von *Habitus* (als Feld des alltäglichen Beziehungshandelns) und *spezifischem sozialem Feld* in den Blick genommen, indem sie die Affinitäten zwischen der Alltagspraxis der Akteure und der von der gewerkschaftlichen Erwachsenenbildung bzw. der Kirche repräsentierten 'Kultur' zum Thema hatten. Die Verwendung eines solchen Ansatzes für das kirchlich-religiöse Feld ist dabei deswegen besonders sinnvoll, weil die Mentalitätssoziologie und die daran anknüpfende Habitus­theorie Bourdieus eng mit religionssoziologischen Arbeiten verknüpft sind.⁹ Darauf wird in Abschnitt 2.3. dieses Beitrags vertieft eingegangen.

Die beiden hier reflektierten Studien hatten diese Verknüpfung von Feldzugang und Alltagsethik für zwei verschiedene soziale Felder zu untersuchen. Die Forschungen konnten sich dabei auf eine 'Landkarte sozialer Milieus' stützen,¹⁰ bei der es sich um eine (qualitativ ermittelte und anschließend standardisiert quantifizierte) Typologie handelt. Diese *Basistypologie* zeigt die Grundmuster der Mentalität des Alltags in ihrer allgemeinen Form repräsentativ für die

⁸ Die Einstellungsforschung hat bekanntlich häufig die Veränderung von *einzelnen* Einstellungen bzw. Attitüden und die Verknüpfung von Handeln und Einstellung in den Mittelpunkt gestellt (vgl. König 1969, S. 673ff, 912ff; zusammenfassend auch Kerber/Schmieder 1984, S. 92ff). Bei Mentalitäten dagegen wird von relativ stabilen verinnerlichten Haltungen ausgegangen, die vor dem sozialen Hintergrund der Akteure interpretiert werden. In den Blick kommen dabei nicht einzelne Einstellungen, sondern in umfassenderer Weise "Komplexe von Ansichten, Wertungen und Einstellungen" (Rüschemeyer 1967 [1958], S. 191), also miteinander zusammenhängende Einstellungen. Abgegrenzt werden müssen zudem weltanschauliche Einstellungen (Ideologie oder 'Meinung') von solchen, die auf der Ebene der Alltagsbewältigung liegen und deshalb weit weniger "reflexiv durchdacht sind" (Rüschemeyer a.a.O., S. 190). Mentalitäten umfassen die weniger kognitiven Einstellungskomplexe, die auf das alltägliche und gewohnheitsmäßige Beziehungshandeln im sozialen Milieu abgestimmt sind. Weltanschauliche Einstellungen sind mit dieser Alltagspraxis vermittelt, aber nicht direkt und kausal daraus abzuleiten (vgl. zur Abgrenzung von Mentalität und Ideologie Geiger 1987 [1932], S. 77f). Zwischen 'Alltagsbewußtsein' und 'politischem Bewußtsein' (Bourdieu: Ethos und Logos) verläuft ein epistemologischer Bruch, d.h., daß beide Bewußtseinsformen unterschiedlichen Logiken folgen (vgl. Bourdieu 1982, S. 721f, 728ff, Bourdieu 1987, bes. S. 147ff; vgl. auch Vester u.a. 1993, S. 92ff; vgl. auch Bremer 1999a, S. 87ff). Der Zugang zu spezifischen sozialen Feldern, um den es in den hier diskutierten Studien ging, umfaßt dabei mehr als die Einstellung zu Bildung und Religion bzw. Kirche, da die Beziehung der Akteure zum Feld und den darin wirkenden aktuellen Kräfteverhältnissen umfassender reflektiert wird. Erst dadurch kann - ohne dies als 'Defizit' zu sehen - in den Blick geraten, daß die Akteure politisch interessiert sein können oder bestimmte Dispositionen zu Religion haben und sich dennoch nicht oder kaum für entsprechende Angebote und Arbeitsformen mobilisieren lassen.

⁹ Vor allem Max Webers weniger bekannter Abschnitt zur Religionssoziologie in 'Wirtschaft und Gesellschaft' (Weber 1972, [1921], S. 245 - 381). Die in Fußnote 6 genannten Arbeiten Bourdieus setzen sich vor allem mit diesem Abschnitt auseinander; vgl. auch die Bemerkungen im Vorwort zu 'Sozialer Sinn' (Bourdieu 1987, S. 37) sowie in Bourdieu 1997, S. 68f.

¹⁰ Vgl. Vester u.a. 1993/2001; Bremer 1999a, S. 31ff; Vester in Bremer u.a. 1999 (S. 50-69); vgl. auch Abschnitt 3.3. dieses Beitrags.

gesamte Gesellschaft. Die Kenntnis dieser Grundmuster erlaubt allerdings nur sehr begrenzt Aussagen über die Zugänge zu spezifischen sozialen Feldern und noch gar nichts über die ideologische Orientierung. So gibt sie zwar darüber Auskunft, ob ein Milieu eher stark oder nur bedingt bildungsinteressiert ist, oder ob es sich eher stark oder nur gering kirchlich engagiert oder gebunden fühlt. Die Frage, wie die Praxis der Akteure im spezifischen Feld der Erwachsenenbildung (und im noch spezielleren des Bildungsurlaubs) oder der Kirche (bzw. der Religion) präziser aussieht und zu erklären ist, läßt sich daraus aber nicht ableiten. Allerdings hängen diese Zugänge zu den Feldern mit den Grundmustern der Alltagsmentalität und somit mit der Milieuzugehörigkeit zusammen. Die beiden Untersuchungen zielten darauf, gerade diese spezifischen Dispositionen besser kennenzulernen, denn es ging den beteiligten Institutionen darum, das Handeln der Akteure besser verstehen und durch reformierte Angebote und Arbeitsformen angemessener auf sie zugehen zu können. Die feldspezifischen Mentalitätstypen sollten also ansprechbare 'Zielgruppen' sein.

Untersuchungen im Bereich der (politischen) Erwachsenenbildung und der Kirchenmitgliedschaft haben, bis auf wenige Ausnahmen und sofern sie nicht bereits länger zurückliegen, entweder Einstellungen standardisiert abgefragt und diese auf Korrelationen mit sozialstatistischen Merkmalen (Beruf bzw. berufliche Stellung, Bildung, Alter, Geschlecht) hin untersucht oder aber qualitative Einzelstudien herausgearbeitet.¹¹ Dadurch konnte allerdings eine typologische Differenzierung der Klientel- oder 'Zielgruppen', bei der die Lebensweise berücksichtigt ist, nicht hinreichend erfolgen. Das liegt vor allem daran, daß soziodemographische Statusmerkmale keine Indikatoren (mehr) für die sozialen Kontexte und Mentalitäten der Akteure sind. Wie die Ungleichheits- und Milieuforschung zeigt,¹² können sich Akteure mit gleichen sozialstatistischen Merkmalen hinsichtlich ihrer Lebensführung, d.h. in der Form, wie sie die alltäglichen Anforderungen und Ansprüche ihrer Berufs-, Freizeit-, Familien- und Gemeinschaftssphäre bewältigen, mehr oder weniger stark unterscheiden.

Die bereits erwähnte Milieutypologie, auf die sich die von uns durchgeführten Studien gestützt haben, unterscheidet zehn soziale Milieus, die im Projekt 'Kirche und Milieu' noch feiner unterteilt werden konnten (vgl. Wiebke in Bremer u.a. 1999, S. 89-205). 'Arbeiter' finden sich in fünf dieser Milieus in größerer Zahl (ebenso wie 'Angestellte'), junge Leute (bis ca. 35 Jahren) in vier Milieus, Akteure mit hoher formaler Bildung in drei Milieus (mit gewissen Einschränkungen in weiteren zwei Milieus), Geschlechtsgruppen verteilen sich nahezu gleichermaßen auf alle Milieus (wobei sich innerhalb der Milieus dann durchaus geschlechtsspezifische Unterschiede zeigen; vgl. Gardemin 1998). Berufe haben zwar Schwerpunkte in bestimmten Milieus, ohne daß sich allerdings von ausgesprochenen Berufsmilieus sprechen läßt.¹³

¹¹ Auf diese Untersuchungen wird im folgenden Abschnitt näher eingegangen.

¹² Vgl. Hradil 1999, 1992; Vester u.a. 1993/2001.

¹³ Die fortschreitende Arbeitsteilung der Gesellschaft hat nach Durkheim (1988 [1893]) zwar zunächst dazu geführt, daß soziale Milieus sich relativ stark um die Berufsgruppen entwickelten. Dieser Zusammenhang ist aber heute im Zuge der Bildungsöffnungen, durch die sich das Spektrum der Berufsoptionen für die Akteure aufgefächert hat, sowie durch die gestiegene Bedeutung anderer Faktoren der sozialen Lage weniger eng; vgl. Vester u.a. 2001; vgl. auch Abschnitt 3. dieses Beitrags; zu den diesbezüglichen Mängeln von Klassen- und Schichtenmo-

Durch das Ermitteln der Einstellungen zu Bildung oder Politik bzw. zu Kirche und Religion¹⁴, ohne daß gleichzeitig berücksichtigt wird, wie diese Orientierungen mit der sozialen Praxis der Akteure vermittelt sind, werden die Regeln ihrer Entstehung nicht sichtbar, so daß auch ihr Sinn nicht plausibel erklärt werden kann. Qualitative Studien können das zwar am Einzelfall nachvollziehbar machen, allerdings bleibt dabei zumeist offen, welchen Stellenwert die Fallstudien im Hinblick auf das Problem der nachlassenden Bindungskraft insgesamt haben, so daß die 'Feldsituation' nicht klar wird.

Die bisher vorliegenden Forschungsbefunde haben zu Diskussionen über Ursache und Ausmaß der Bindungsverluste und zu verschiedenen Thesen geführt ('Entpolitiserung', 'Erlebnisorientierung', 'Individualisierung', 'Säkularisierung', 'neue Religiosität' usw.), bei denen es sich aber zumeist aufgrund der ungenügenden Forschungslage um Vermutungen und Spekulationen handelt. Erst eine im Sinne Max Webers *überzeugende* und empirisch abgesicherte Typenbildung¹⁵ ermöglicht eine wirkliche Einschätzung des Gesamtfeldes sowie das *Verstehen* der Probleme und des Ausmaßes des Bindungsverlustes, so daß auch der Blick für Möglichkeiten der (Re-)Mobilisierung geweitet werden kann.

Empirische Problemstellung

Die neuartige Herangehensweise erforderte ein spezielles empirisches Vorgehen, das zur Reflexion und Weiterentwicklung von Forschungsmethoden führte. Die Verknüpfung von Mentalität und Orientierung im sozialen Feld war bisher in lebensgeschichtlichen¹⁶ oder strukturierten themenzentrierten Interviews¹⁷ ermittelt worden. Beide Verfahren haben den Nachteil, daß eine darauf basierende Typenbildung wegen des Erhebungs- und Auswertungsaufwandes erhebliche Forschungsressourcen erfordert. In den beiden von uns durchgeführten Studien konnten diese bewährten Instrumente deshalb nicht eingesetzt werden;¹⁸ es mußten

dellen vgl. Hradil 1999, S. 32ff, S. 348ff.

¹⁴ Kirche und Religion lassen sich dabei nur bedingt als ein gemeinsames Feld verstehen (vgl. zur Unterscheidung von Kirchensoziologie und Religionssoziologie Matthes 1990c). Wenn ich im Rahmen dieses Beitrags dennoch häufig vom kirchlich-religiösen Feld bzw. kirchlich-religiöser Orientierung spreche, so deshalb, weil es in unserer Untersuchung um die Affinitäten zwischen der 'Alltagsethik' der Akteure und der religiösen - im Sinne Max Webers der protestantischen - Ethik ging, die wiederum durch die evangelische Kirche repräsentiert wird. Eine Affinität zwischen diesen Ethiken ist nicht gleichbedeutend mit 'Kirchennähe', sondern läßt sich als eine *Disposition* verstehen, an denen die Mobilisierungsbemühungen der Kirche ansetzen können. Die Kirche ist demnach ein Teil des gesamten religiösen Feldes.

¹⁵ "Die Soziologie bildet - wie schon mehrfach als selbstverständlich vorausgesetzt - *Typen*-Begriffe und sucht *generelle* Regeln des Geschehens" (Weber 1972, S. 9, Hervorhebung im Original).

¹⁶ Vgl. u.a. die Einzelfallstudien von Lange 1996, Völker 1994, Bremer 1995, Gardemin 1995, Schwarzer 1991. Allerdings können Feldorientierungen bei diesem Verfahren immer nur begrenzt exploriert werden, weil die Mentalitätsgenese im biographischen Verlauf insgesamt im Mittelpunkt steht.

¹⁷ Vester u.a. 1993/2001.

¹⁸ Nur in der Pilotstudie in der Untersuchung 'Bildungsurlaub' (vgl. Fußnote 1) wurde noch mit

Methoden geprüft und herausgebildet werden, mit denen der Zusammenhang von alltäglicher Lebensführung und dem Zugang zu spezifischen sozialen Feldern auf andere Weise ermittelt werden konnte. Dies gelang durch den Umstieg von Interview- auf Gruppenverfahren, die im Verlauf der Untersuchungen weiterentwickelt wurden. Die Methodenentwicklung hat in mehrfacher Hinsicht zu Fortschritten bei der typenbildenden Mentalitätsanalyse geführt:

- Mit dem Gruppendiskussionsverfahren und dem 'mehrstufigen Werkstattverfahren' sind vorher nicht verwendete empirische Methoden mit der Theorie der typenbildenden Mentalitätsanalyse verknüpft und herausgebildet worden. Das *Gruppendiskussionsverfahren* wurde im Rahmen der Untersuchung zu den 'Zielgruppen des Bildungsurlaubs' auf diesen Ansatz hin modifiziert. Dabei zeigte sich, daß diese Methode gegenüber den Interviewtechniken den Vorteil hat, durch die Interaktion der Teilnehmenden auch die *latenten* habitustypischen Klassifikationsschemata besser hervorbringen zu können.
- Die *'Werkstattmethode'*, die auf dem Gruppendiskussionsverfahren aufbaut, wurde im Rahmen des Projektes 'Kirche und Milieu' als ein neues Verfahren für die akademische Sozialforschung im Bereich der Mentalitäts- und Habitusanalyse adaptiert.¹⁹ Dabei wird das Gruppendiskussionsverfahren um bestimmte Elemente erweitert und ausgedehnt, um den Habitus tiefer und umfassender und somit *valider* explorieren zu können. Mentalität und Habitus sind kaum kognitiv gesteuert und reflektiert, sondern drücken sich vor allem auf anderen Ebenen aus (vorbewußt, emotional, körperlich, ästhetisch usw.). Mit den erweiternden Elementen der 'Werkstattmethode' werden diese Ebenen verstärkt angesprochen und können (nicht zuletzt durch den Einsatz der PC-gestützten Videoauswertung) mit einbezogen werden.
- Bei der Stichprobenbestimmung für die 'Werkstattmethode' wurde zudem das Auswahlverfahren zur Rekrutierung der Teilnehmer (*Scouting*) erweitert, so daß Werkstattgruppen besser 'milieuhomogen' zusammengesetzt werden können. Dabei konnte *zum einen* auf eine verfeinerte Differenzierung der sozialen Makromilieus zurückgegriffen werden (Wiebke in Bremer u.a. 1999, S. 89-205), *zum anderen* wurden die vorbereitenden Explorationen im Feld systematisch ausgeweitet. Die Typenbildung wird durch eine bessere Kenntnis der Habitusformen *vorstrukturiert* und durch eine präzisere Stichprobenbestimmung *vorverlagert*.
- Durch diese Kombination - präzisere Stichprobenauswahl und vertiefende Untersuchung - kann erreicht werden, daß sich die für die Typenbildung erforderliche *Fallzahl* reduzieren läßt.

themenzentrierten Leitfadeninterviews gearbeitet.

¹⁹ Ähnliche Techniken werden im kommerziellen Bereich eingesetzt, sind bislang aber methodologisch kaum reflektiert worden. Auch ist ihre Anwendungsweise mit der hier beschriebenen nur partiell vergleichbar (vgl. Abschnitt 6. zur 'Gruppenwerkstatt').

- Mit der Untersuchung 'Kirche und Milieu' war außerdem eine enge Kooperation mit Vertretern der Kirche verbunden, um Untersuchungsergebnisse gut in die Institution kommunizieren zu können. Auf diese enge Verzahnung mit dem Kooperationspartner wurde das *Auswertungs- und Darstellungskonzept* abgestimmt, bei dem frühzeitig im Blick war, Anknüpfungspunkte für praktische Arbeitsformen der Kirche sichtbar werden zu lassen. Dabei mußte beachtet werden, die gefundenen Typen so darzustellen, daß sie einerseits anschlußfähig waren an die alltägliche Wahrnehmung der Akteure, andererseits aber auch neue Facetten erkennbar wurden (Motto 'Bekanntes neu sehen'). Dieser Hintergrund führte zu einer intensiven Reflexion von Perspektiven der sozialen Wahrnehmung, für die in der Darstellung die Metapher des 'Zweiten Blicks' gefunden wurde (vgl. Abschnitt 6.4.3.; vgl. auch Bremer u.a. 1999, S. 40ff).

Die Methodenentwicklung,²⁰ deren Weg in den Abschnitten 4., 5. und 6. dieses Beitrags nachgezeichnet wird, ist das Ergebnis einer mehrjährigen Tätigkeit, die bereits in früheren Untersuchungen²¹ und eigenen Arbeiten (Bremer 1995) angelegt war und darauf aufbaut (deshalb werden auch die früheren Schritte der Methodenentwicklung in diesem Beitrag kurz von mir beleuchtet). Die Anforderungen an die theoretische, methodologische und hermeneutische Qualifikation der Forschenden wurden dabei im Verlauf der Untersuchungen immer höher. Möglich waren diese Weiterentwicklungen nur in einem *kollektiven Prozeß*, um einerseits eine kontrollierte Reflexion insbesondere der Hermeneutik zu ermöglichen, andererseits Synergieeffekte zu nutzen. Die Zusammenarbeit in einer qualifizierten Forschungsgruppe ist deshalb nicht nur vor dem 'pragmatischen' Hintergrund der Arbeitsteilung zu sehen, sondern vor allem aus inhaltlichen Gründen unabdingbar.

Aufbau des Beitrags

Der Beitrag ist wie folgt aufgebaut:

In Abschnitt 2.1. und 2.2. gehe ich auf die bisherigen Forschungen zu den beiden Bereichen ein, die den Ausgangspunkt für die hier betrachteten Studien bildeten. Abschnitt 2.3. expliziert den religionssoziologischen Ansatz von Weber und Bourdieu, an dem sich zeigen läßt, wie eine befriedigende Typenbildung für die Orientierung und Praxis von Akteuren in Feldern konzipiert sein muß. Dies wird in Abschnitt 2.3.3. resümiert. Abschnitt 3. beschreibt die Grundzüge des Habitus- und Milieuansatzes, die den theoretischen Hintergrund der beiden Studien bildeten. Anschließend reflektiere ich, welche Konsequenzen sich aus den aufgeführten Forschungslücken und den theoretischen Lösungsansätzen hinsichtlich der empirischen Verfahren zur Bildung von Mentalitätstypen ergeben (Abschnitt 4.). In einem Exkurs wird dabei das 'Lebensgeschichtliche Interview' betrachtet (Abschnitt 4.2.2.). Die Abschnitte 5. und 6. zeichnen dann die Methodenentwicklung anhand von Praxisberichten und analytischen

²⁰ Da es bei den Forschungen um die Exploration von Typen ging, beschränkt sich diese Methodenentwicklung auf nichtstandardisierte Verfahren. Standardisierte Verfahren, die vordringlich dem Quantifizieren, also Messen, von qualitativ ermittelten Typen dienen, werden deshalb in diesem Beitrag nur am Rande erwähnt.

²¹ Vester u.a. 1993/2001; vgl. auch die bereits genannten Einzelfallstudien.

Überlegungen nach. Sie führt vom Themenzentrierten Interview (Abschnitt 5.1.) zum Gruppendiskussionsverfahren (Abschnitt 5.2.) bis zur 'Gruppenwerkstatt' bzw. 'mehrstufigen Explorationswerkstatt' (Abschnitt 6.). Abschnitt 6.4. beschreibt dabei am Beispiel der Mentalitätstypen im kirchlich-religiösen Feld, die sich als Nachfahren der von Max Weber beschriebenen historischen sozialen Gruppen mit ihren spezifischen Dispositionen zu Religion verstehen lassen,²² daß Auswertung, Typologiebildung und Feldsituation einen zusammenhängenden Prozeß bilden. Eine plausible Typenbildung muß dabei auch im Blick haben, daß das *Prinzip* jedes Typus verstanden wird, so daß die wissenschaftlich herausgearbeiteten Typen anschlussfähig sind an die durch die alltägliche Wahrnehmung entstandenen Bilder, die sich die Adressaten der Untersuchungsergebnisse von den Klientelgruppen gemacht haben bzw. machen ('Bekanntes neu sehen' - Abschnitt 6.4.3.). Abschnitt 7. faßt wesentliche Ergebnisse des Beitrags zusammen. Dabei wird zunächst das Problem des Verstehens und Erklärens aufgegriffen und reflektiert, bevor abschließend die zuvor beschriebenen Methoden im Hinblick auf ihre Leistungsfähigkeit für die Bildung von Mentalitätstypen und die Feldexploration beleuchtet werden.

²² Vgl. den Abschnitt 'Stände, Klassen, Religion' (Weber 1972, S. 285-314).

2. Bisherige Forschungen - Ausgangspunkt der Untersuchungen

Ich werde die Defizite der bisherigen Forschung und die daraus resultierenden theoretischen und empirischen Folgerungen im folgenden vor allem an Hand der Studie 'Kirche und Milieu' explizieren.²³ Das bietet sich an, weil der Mentalitätsansatz, wie erwähnt, eng mit religionssoziologischen Arbeiten verknüpft ist, auf die aber heute in empirischen Untersuchungen zu Kirche und Religion kaum Bezug genommen wird. In weiten Teilen lassen sich die Folgerungen, die ich dabei ziehe, auch auf die Untersuchung zur Teilnahme am Bildungsurlaub übertragen. Es geht in beiden Fällen darum, wie die Orientierung der Akteure in sozialen Feldern mit der Mentalität verbunden ist und typologisch differenziert werden kann. Die ausführliche Darstellung für das kirchlich-religiöse Feld hat deshalb exemplarischen Charakter. Zunächst wird aber kurz auf den Forschungsstand zum Projekt 'Zielgruppen des Bildungsurlaubs' eingegangen.

2.1. Bildungsurlaub - Teilnahmewandel und 'Entpolitisierung'?

Die erste der beiden genannten Untersuchungen hat am Beispiel des größten niedersächsischen Veranstalters die Teilnahme am politischen Bildungsurlaubsprogramm untersucht. Anlaß für das Forschungsprojekt waren beträchtliche Veränderungen in der Teilnahme am Weiterbildungsangebot seit Mitte der 1980er Jahre. Rückgang bzw. Stagnation im Bereich der politischen Bildung bei gleichzeitig hoher Nachfrage nach beruflich-qualifizierenden Angeboten hatten auf Seiten von 'Arbeit und Leben' zu großer Verunsicherung geführt. Dieser Trend traf nicht nur die gewerkschaftliche Bildungsarbeit, sondern auf die gesamte politische Erwachsenenbildung zu. Häufig wurde dabei von der 'Krise' der politischen Bildung gesprochen. Vor dem Hintergrund zunehmender 'Individualisierung' und 'Erlebnisorientierung' auf der einen, stark gestiegenen Bildungsstandards in der Bevölkerung auf der anderen Seite, wurde und wird die Situation und Zukunft der politischen Bildung und der Erwachsenenbildung lebhaft diskutiert. Ob die Veränderungen in der Weiterbildungsteilnahme auf politisches Desinteresse, stärkere Genuß- und Erlebnisorientierung (die sich vermeintlich mit dem Reflexivitätsanspruch politischer Bildung schlecht vereinbaren läßt) oder veränderten Ansprüchen aufgrund gesteigener Bildungsstandards zurückzuführen waren, gab Anlaß zu vielfältigen Spekulationen.²⁴

Deutlich wurde dabei, daß über die Motive und Erwartungen der Teilnehmer nur Vermutungen angestellt werden konnten, da die durchgeführten Untersuchungen in dieser Hinsicht Lücken aufwiesen, die sich auf *vier Defizite* bündeln lassen:

Ein *erstes Defizit* liegt darin, daß viele Bildungskonzepte sich noch auf Untersuchungen aus den 1960er und 1970er Jahren stützten. Damals wurde im Zuge der Bildungsreformen die Erwachsenen- bzw. Weiterbildung als sog. 'vierte Säule' des Bildungssektors (neben Schule,

²³ Der Forschungsstand im Bereich der (politischen) Erwachsenenbildung ist ausführlicher präsentiert in Bremer 1999a (S. 23-30). Er wird hier nur zusammenfassend dargestellt.

²⁴ Vgl. u.a. Claußen 1990, Nuissl u.a. 1992, Hufer 1992, Cuijke/Reichling 1994, Brödel 1997.

Hochschule und Berufsausbildung) etabliert. Diese Ausweitung und Aufwertung der Erwachsenenbildung war durch verschiedene qualitative und quantitative Studien begleitet worden, um das Feld insgesamt einschätzen zu können.²⁵ Der Modernisierungsschub, der seit Mitte der 1970er Jahre zu einem starken Wandel der Arbeitnehmermilieus geführt hat, ist in diesen großen Studien also nicht berücksichtigt. So ist festzustellen, daß sich die Erwachsenenbildung seit jener Zeit "nicht mehr hinreichend mit der sozialen Herkunft und der sozialen Ungleichheit im Kontext von Bildungsinteressen" beschäftigt hat (Tippelt 1997, S. 53).

Ein *zweites Defizit* besteht darin, daß sich neuere Erhebungen zumeist²⁶ nur auf sozialstatistische Daten von Teilnehmern beschränken,²⁷ die jedoch keine hinreichenden Indikatoren für die Bildung von Typen und die Erklärung des Weiterbildungsverhaltens sind.²⁸ Die Typenbildung auf der Basis solcher sozialstatistischer Merkmale impliziert, daß den Akteuren aufgrund ihrer objektiven Lage bzw. ihres Berufsstatus bestimmte Interessen (und Bildungsmotive) zugeschrieben werden können.

Diese Sicht ist beispielsweise auch in das für die 'Arbeiterbildung' entwickelte Konzept des 'exemplarischen Lernens' (Negt 1981 [1968]) mit eingeflossen. Der Ansatz ist zwar insofern an den Akteuren orientiert, als daß Bildungsprozesse am "alltäglichen Erfahrungsbereich" anknüpfen sollen (ebd., S. 37). Allerdings wird davon ausgegangen, daß die Arbeiter aufgrund ihrer "objektiven Klassenlage" ein bestimmtes "historisches Bewußtsein" haben *müßten* (ebd., S. 83). Dieses Klassenbewußtsein, "die Angemessenheit der Vorstellungen der Menschen an die geschichtlich bedingten objektiven Möglichkeiten der Gesellschaft" (ebd., S. 87), gelte es durch Bildung zu entwickeln und "eine von objektiven Interessen bestimmte Rangordnung wahrer Bedürfnisse sichtbar zu machen" (ebd., S. 93). Das Auseinanderfallen von subjektiven und objektiven Interessen wird dabei zwar konstatiert, es scheint aber doch, als würde dies den 'Arbeitern' letztlich als 'Defizit' zugeschrieben, da es ihnen an 'Abstraktionsvermögen' mangelt.²⁹ Diese Argumentation erschwert es, die praktischen Bildungszugänge und Barrieren gegenüber reflexiven Zugängen als milieutypisch und somit 'angemessen' anzuerkennen.³⁰ Insofern wird der Ansatz den 'Arbeitern' nicht vollständig gerecht, weil deren Bildungsverhalten nicht

²⁵ Zu erwähnen sind hier vor allem die Studie von Strzelewicz u.a. 1973 [1966] (sog. "Göttinger Studie") sowie die daran anknüpfende Untersuchung von Schulenberg u.a. 1978 (sog. "Oldenburger Studie"). Für den Bildungsurlaub ist zu nennen das Bildungsurlaubsversuchs- und Entwicklungsprogramm (BUVEP), das 1975 und 1976 durchgeführt wurde (vgl. Kejcz u.a. 1980).

²⁶ Bis auf zwei Ausnahmen, auf die ich unten kurz eingehe.

²⁷ Hier ist zu nennen das vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung periodisch herausgegebene 'Berichtssystem Weiterbildung' (zuletzt Kuwan 1999). Die Daten für Niedersachsen werden ebenfalls periodisch veröffentlicht (Niedersächsisches Ministerium für Wissenschaft und Kultur 1995). Für den Bildungsurlaub bei 'Arbeit und Leben' auf Bundesebene hat zuletzt Wagner (1995) die Daten zusammengestellt; für Niedersachsen vgl. die Jahresberichte von 'Arbeit und Leben Niedersachsen e.V.'.

²⁸ Dieses Problem der ungenügenden Erklärungskraft sozialstatistischer Daten wird vielfach kritisiert; vgl. u.a. Friebel 1993 (der sich vor allem mit dem 'Berichtssystem Weiterbildung' auseinandersetzt), Hufer 1992, Siebert 1990.

²⁹ Vgl. vor allem ebd., S. 59-82, Abschnitt "Sprachbarrieren und Lernmotivationen".

³⁰ Dieser Aspekt, den Bourdieu unter den Begriffen intellektuelle und praktische Logik diskutiert (vgl. Bourdieu 1987, bes. S. 147ff), ist ausführlicher beschrieben in Bremer 1999a, S. 76-90.

überzeugend und plausibel dargestellt, sondern an intellektuellen Idealvorstellungen gemessen wird. Mit der Hinwendung zu den Erfahrungen der Teilnehmenden ist somit zwar ein wichtiger Schritt vollzogen worden (der heute in Begriffen wie 'Teilnehmer-' oder 'Lebensweltorientierung' zum selbstverständlichen Bestandteil der Erwachsenenbildung geworden ist). Er ist aber insofern nur 'halbherzig', als daß die Bildungsorientierung der Akteure nicht aus dem Kontext des Lebenszusammenhangs, sondern aus der beruflichen Stellung abgeleitet wurde.

Die nachlassende Erklärungskraft von sozialstatistischen Indikatoren im Hinblick auf die Bildungsmotive und -teilnahme zeigte sich ab den 1970er Jahre immer deutlicher und hat zu den Verunsicherungen im Weiterbildungsbereich maßgeblich beigetragen.³¹ Erst durch spezifische *qualitative Erhebungsverfahren* kann gezeigt werden, wie die Akteure selbst zu den Angeboten stehen und was sie sich von der Teilnahme erwarten.

Ein *drittes Defizit* liegt dann allerdings darin, daß die aktuellen qualitativen Studien sich zumeist auf Einzelfälle oder kleinere Teilausschnitte beschränken. Dadurch kann nicht eingeschätzt werden, wie die Gesamtsituation ist.³²

Zwei Untersuchungen haben sich auf einen anderen methodologischen und theoretischen Ansatz gestützt, die Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung (1993, vgl. auch Flaig u.a. 1993) sowie die 'Freiburger Studie' (vgl. Tippelt 1997, Tippelt u.a. 1996). In beiden Studien wurde mit qualitativen Methoden und mit einem Milieuansatz gearbeitet. Allerdings standen dabei nicht die großen Milieus der Arbeitnehmermitte mit ihren spezifischen Zugangsbarrieren im Mittelpunkt, die 'Arbeit und Leben' mit dem Bildungsurlaub ansprechen will. Die Friedrich-Ebert-Stiftung erreicht in erster Linie die modernen Gruppen der Gesellschaft, die zugleich intellektuell und stilistisch gehobene Ansprüche haben. Die Freiburger Studie (befragt wurden bisher nur Frauen) hat auf lokaler Ebene untersucht, welche Bildungsorientierungen die Milieus allgemein haben und wie sie zum Angebot der Volkshochschule stehen, durch das vor allem die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Milieus angesprochen werden. Zudem lassen sich die Studien nicht auf die besonderen Bedingungen des Bildungsurlaubs übertragen.

Beide Studien beachten im übrigen besonders die ästhetische bzw. stilistische Seite der Mentalität. In den von uns durchgeführten Studien stand dagegen vor allem die dahinter liegende moralisch-ethische Seite im Mittelpunkt. Die Milieus werden dabei nicht als 'Lebensstilgruppen' interpretiert, sondern als Mentalitäts- oder Habitusstypen. Für den Zugang zum Feld (der Bildung, des Politischen),³³ also die Frage der Beziehung des Habitus als Feld des alltäglichen Beziehungshandelns zu den anderen, von der Alltagspraxis abgehobenen sozialen Feldern, ist diese moralisch-ethische Seite entscheidend, während zu prüfen ist, ob ästheti-

³¹ Bereits in der "Oldenburger Studie" (Schulenberg u.a. 1978) hatten die Autoren dieses Problem gesehen und gefordert, daß die Weiterbildungsteilnahme im Kontext mit dem "Lebenszusammenhang" gesehen werden muß.

³² Einen Überblick über qualitative Forschung in der Erwachsenenbildung gibt der Beitrag von Kade (1994). Zum Verhältnis von Biographieforschung und Erwachsenenbildung vgl. Kade/Seitter (1998).

³³ Vgl. Bremer 1999a, vor allem S. 84ff.

sche Schranken oder 'Imageprobleme' nicht nur die Oberfläche für tiefersitzende Barrieren sind.

Hierin läßt sich ein *viertes Defizit* bisheriger Untersuchungen sehen. Durch die Betrachtung milieutypischer Zugänge zu politischer Bildung (Beziehung des Habitus zum spezifischen Feld) kann die Frage gestellt werden, ob die politische Erwachsenenbildung nicht ihr eigenes relativ abgekoppeltes 'Milieu' bildet und dadurch die Teilnahmeprobleme mit verursacht hat.

Die Untersuchung zu den 'Zielgruppen des Bildungsurlaubs' hat dieses Problem gestützt auf den Milieuansatz mit qualitativen Methoden (strukturierte Interviews und Gruppendiskussionen) untersucht. Das Vorgehen ist in Abschnitt 5. beschrieben.

2.2. Kirche und Milieu - Die 'Milieuerengung' der Kirche

Gegenstand der zweiten von uns durchgeführten Studie war das Verhältnis sozialer Gruppen zur Kirche. Ausgangspunkt waren die seit längerem bekannten Tendenzen von mehr oder weniger hohen Kirchenaustrittszahlen und zurückgehender Beteiligung an Gottesdiensten und anderen traditionellen kirchlichen Arbeitsformen. Gleichzeitig blieb dabei die Teilnahme an den Passageriten oder 'Kasualien', wie sie von der Kirche genannt werden, nach wie vor hoch. Zuletzt wurde sogar ein vermehrtes Auftauchen von Formen 'neuer Religiosität' festgestellt.³⁴ Die Lage ist also komplizierter, als es zunächst scheint.

Unterschieden werden in den Untersuchungen und Kommentaren zumeist zwei Gruppen von Kirchenmitgliedern, die 'Hochverbundenen' und die 'Distanzierten', bei denen es sich allerdings nicht um homogene sozialen Gruppen handelt, sondern um heterogene Gruppen mit nur teilweise ähnlichen Einstellungen. So lassen einzelne Befunde (vgl. z.B. die Einzelporträts in Engelhardt u.a. 1997 sowie Studien- und Planungsgruppe der EKD 1998) darauf schließen, daß die Pluralität der Mitglieder dadurch nicht hinreichend beschrieben ist. Zudem wird das Phänomen der 'Distanziertheit' bei gleichzeitig großer Zustimmung zur kirchlichen Begleitung der Passageriten (Taufe, Konfirmation, Hochzeit) nicht erklärt. Säkularisierung oder neue 'individualisierte' Religiosität, Erlebnisgesellschaft und Ästhetisierung, Taufscheinchristen und Kirche als Dienstleister, zunehmende Unbestimmtheit und Indifferenz usw. sind geläufige Schlagworte in der Debatte³⁵ und zeigen, daß vielfach Unklarheit herrscht über das genaue

³⁴ Damit sind die auch als 'alternative Religiosität' bezeichneten Formen wie z.B. New Age, Meditation, Esoterik, Yoga, Zen-Buddhismus, Astrologie, Pendeln, Tarot-Karten u.a. gemeint (für einen Überblick dazu vgl. Knoblauch 1999, S. 170ff und S. 189ff).

³⁵ Einen komprimierten Abriss zur aktuellen religionssoziologischen Diskussions- und Forschungslage liefern die Beiträge von Tyrell 1996 und Ebertz 1997b. Einen breiteren Überblick über Traditionen der Religionssoziologie unter Berücksichtigung aktueller Tendenzen gibt Knoblauch (1999). Wichtige frühere Entwicklungen lassen sich anhand der Arbeiten von Matthes 1967 (mit einem Schwerpunkt zur Säkularisierungsproblematik) und Daiber/Luckmann 1983 (mit einem Überblick über die wichtigsten theoretischen Positionen und Forschungsbefunde in den ausgehenden 1970er Jahren) zurückverfolgen. - Eine breite Erörterung religionssoziologischer Theorietraditionen unterbleibt hier aus Platzgründen. Zugespißt lassen sich Perspektiven unterscheiden, die Religion vor allem im Hinblick auf die Funktion für den Zusammenhalt der

Ausmaß von Entkirchlichungs-, Entchristlichungs-, Säkularisierungs- und Individualisierungsprozessen sowie über die Formen von Kirchenbindung und religiöser Orientierung.³⁶ In dieser Hinsicht bestanden also erhebliche Defizite, die im folgenden näher beschrieben werden. Die Untersuchung 'Kirche und Milieu' sollte zur Behebung dieser Forschungsdefizite beitragen. Zugleich konnte damit an eine Forschungstradition angeknüpft werden, die seit geraumer Zeit abgerissen war und die in diesem Zusammenhang mit der These der 'Milieuverengung' der Kirche argumentiert hatte.

2.2.1. Die Bismarck-Studie

Bereits in den 1950er Jahren hatte Klaus von Bismarck darauf hingewiesen, daß die Kirche nur bestimmte soziale Gruppen der Mitglieder durch ihre Angebote und Arbeitsformen erreicht. Er sprach von einer *Milieuverengung* der Kirche und forderte eine Öffnung in Richtung auf die weniger mobilisierten und repräsentierten Mitglieder.

Bismarck hatte auf der Grundlage von Daten aus westfälischen Kirchengemeinden die Beteiligung der Mitglieder an kirchlichen Angebots- und Arbeitsformen nach sozialen Gruppen differenziert (Bismarck 1957). Er unterschied fünf Gruppen³⁷, wobei das gemeindliche Leben fast ausschließlich von gehobenem Bürgertum und Kleinbürgertum dominiert war. Er bezeichnete dies als "eine deutliche Milieu-Verengung zugunsten des Kleinbürgertums und zuungunsten der Arbeiterschaft" (ebd., S. 19). Für die Arbeiterschaft (auch die Intellektuellen wurden unterdurchschnittlich erreicht), mit 35% der Mitglieder immerhin die größte Teilgruppe, war die Mitgliedschaft durchaus wichtig, zeigte sich aber weniger in sonntäglichem Gottesdienstbesuch oder Mitarbeit in kirchlichen Gremien. Unter Betonung der "Vielartigkeit der Getauften" (ebd., S. 24) und der notwendigen "Kenntnis des Zusammenhangs von sozialer Existenz und religiösem Bewußtsein" (ebd., S. 26) forderte Bismarck eine den Orientierungen der sozialen Gruppen entsprechende Öffnung der Kirche. Auf der Basis dieser nach sozialem Kontext (also Milieu) unterschiedlichen Zugänge der Mitglieder zur Kirche und zu Religion entwickelte er zugleich Vorschläge, wie diese Gruppen besser erreicht werden können.

Obwohl Bismarcks Untersuchung keine repräsentative und methodologisch gesicherte Gültigkeit beanspruchte,³⁸ kann diese frühe 'Zielgruppenstudie', vor allem aufgrund der Plausibilität der herausgearbeiteten Typologie, durchaus als Vorbild der von uns durchgeführten Untersuchung bezeichnet werden. Der theoretische Hintergrund wird daran sichtbar, daß nicht eine

Gesellschaft betrachten (für diese Diskussion vgl. Luhmann 1991, Pollack 1991), und solche, die Religion im Hinblick auf die Bedeutung für die Individuen und den für sie subjektiven Sinn in den Blick nehmen (Luckmann 1991).

³⁶ Zudem spielt in der Debatte die Frage nach der 'richtigen' Definition von Religion, die dann in die Bewertung der Forschungsbefunde einfließt, eine auffällig dominierende Rolle (vgl. Tyrell 1996, Ebertz 1997b, Pollack 1995b).

³⁷ Kleinbürgertum - 25%, gehobenes Bürgertum - 5%, Arbeiter - 35%, Intellektuelle - 5% und 'Desintegrierte' - 10%; weitere 20% konnte er nicht zuordnen.

³⁸ Bismarck stützte sich auf quantitative Daten sowie auf Beobachtungen und Erfahrungen. Insofern ist die von ihm vorgestellte Typologie sozialer Gruppen und deren "religiösem Bewußtsein" (Bismarck 1957, S. 26) zwar plausibel, allerdings zum Teil hypothetisch.

bestimmte 'legitime' Kirchlichkeit oder ein bestimmtes enges Vorverständnis von Religion zugrunde gelegt wurde, an denen die Akteure 'gemessen' wurden, sondern die, wie Bismarck sagte, "sozialen Existenzen" der Akteure, in die die kirchlich-religiöse Orientierung eingebettet ist. Diese Orientierungen sind unterschiedlich entsprechend den *ungleichen sozialen Zusammenhängen* der Akteure.

Eine solche Verknüpfung von 'sozialer Existenz' und kirchlich-religiöser Orientierung ist bei späteren Untersuchungen nicht konsequent weiterverfolgt worden (vgl. für einen Überblick Feige 1990; Wegner 1988, S. 15ff, S. 35ff). Insofern ist das Problem der 'Milieuerengung' der Kirche aus dem Blick geraten, ohne daß es gelöst wurde.³⁹

Seit einigen Jahren erst wird im Zusammenhang mit den Bindungsproblemen der Kirche verstärkt mit dem Milieubegriff argumentiert.⁴⁰ Auch die Begriffe 'Milieuerengung' bzw. 'Milieubezogenheit' sind dadurch wieder in die Debatte zurückgekehrt. Dabei haben sich die sozialen Milieus seit der Untersuchung Bismarcks in den 1950er Jahren durch gestiegene Konsum-, Wohlstands- und Bildungsstandards sowie höhere Partizipationsansprüche beträchtlich gewandelt. Wir gingen bei unserer Untersuchung deshalb davon aus, daß die 'alte' Milieuerengung durch neue Tendenzen in Folge des Milieuwandels überlagert ist.

2.2.2. Die EKD-Studien

Ende der 1960er Jahre haben alarmierend hohe Kirchenaustrittszahlen und zurückgehende Teilnahme an den Gottesdiensten zu Verunsicherungen geführt und anhaltende Diskussionen über die Rolle von Kirche und Religion in der modernisierten Gesellschaft angeregt.

Dazu etablierten sich vor allem zwei religionssoziologische Deutungen. *Einerseits* wird angesichts der zurückgehenden Kirchlichkeit von einem "neuerlichen Säkularisierungsschub" gesprochen (Tyrell 1996, S. 451). Dieser vollziehe sich vor dem Hintergrund, daß die Kirche sich "unter den Bedingungen der modernen Gesellschaft dem Strukturtyp Organisation nähert" und die Mitgliedschaft zunehmend reflektiert und 'zweckrational' in Bezug auf "Funktionen der Kirche" gesehen wird (Engelhardt u.a. 1997, S. 19). Die zurückgehende 'meßbare' Kirchlichkeit bzw. Gläubigkeit ist dabei Ausdruck davon, daß angesichts fortschreitender funktionaler Differenzierung und Komplexität der Gesellschaft die kirchlich-religiöse Orientierung zunehmend 'indifferent' wird, weil Religion grundsätzlich in diesem Prozeß schwieriger zu organisieren und zu vermitteln ist und religiöse Funktionen auch von anderen Instanzen übernommen oder anders gelöst werden können.⁴¹ *Andererseits* wird zurückgehende Kirchenbindung

³⁹ Das Problem der wenig erreichten Arbeiterschaft war allerdings durchaus bekannt; vgl. die Untersuchungen von Wegner 1988 und Lück 1992; zur religiösen Bindung von Arbeitern vgl. auch die historische Untersuchung von Lucas 1983.

⁴⁰ Ebertz 1997a, Hauschildt 1998, Wegner 2000; häufig wird Bezug genommen auf das Modell von Schulze (1992). Dessen Milieukonzeption stützt sich allerdings hauptsächlich auf die kulturästhetische Seite, die nur einen Teil der Mentalität ausmacht. Das Modell von Vester u.a. (1993/2001) dagegen, das der Untersuchung 'Kirche und Milieu' zugrunde lag, zielt auf die sozialmoralische Orientierung der Akteure, die hinter den alltagsästhetischen Schemata steht.

⁴¹ Dazu wird häufig das Modell der Zivilreligion gezählt (vgl. Knoblauch 1999, S. 95ff). Mit der möglichen Übertragbarkeit dieses vor allem in den USA vertetenen Konzeptes auf Deutschland hat sich Vögele (1994) ausführlich auseinandergesetzt.

als Folge von zunehmender "Privatisierung der Religion" gesehen (Luckmann 1996, S. 25), das heißt im Auseinanderklaffen von institutionsgebundener und individueller Religiosität. Insofern muß zurückgehende Kirchenbindung nicht notwendigerweise gleichbedeutend mit Säkularisierung sein, sondern kann den Wandel von sichtbarer zu "unsichtbarer Religion" anzeigen (Luckmann 1991 [1967, 1963]). Seit Ausgang der 1980er Jahre findet dabei die Individualisierungsthese (Beck 1986) zunehmend Beachtung, wobei das Aufkommen der 'neuen Religiosität' als Beleg für den Formenwandel der Religion gesehen wird (vgl. Gabriel 1996).

Über die Motive von Kirchenmitgliedschaft und -austritt gab es Ende der 1960er Jahre praktisch keine verlässlichen Daten. Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) hat auf die steigenden Kirchaustrittszahlen und andere Tendenzen, die auf eine nachlassende Bindungskraft hinweisen, mit regelmäßigen umfangreichen Mitgliedschaftsbefragungen reagiert.⁴² Die drei inzwischen durchgeführten repräsentativen Untersuchungen, auf die ich mich hier vor allem beziehe,⁴³ haben zwar das Verhältnis der Mitglieder zur Kirche, also die Frage von

⁴² Diese werden seit 1972 im Abstand von zehn Jahren durchgeführt; vgl. Hild 1974, Hanselmann u.a. 1984 und zuletzt Engelhardt u.a. 1997.

⁴³ Ich beschränke mich im folgenden auf diese Studien, weil das Problem darin umfassend und kontinuierlich beschrieben und diskutiert ist. Thesenartig nenne ich hier einige andere Untersuchungen sowie wichtige Diskussionsbeiträge. Auf diese wie auch auf andere Erhebungen treffen die von mir herausgestellten Probleme im wesentlichen in gleicher Weise zu. 1991 und 1992 hatte der ALLBUS - Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften - einen Schwerpunkt Religion und Kirche (vgl. **Terwey 1992, 1993**). Häufiger wird auch auf eine vom SPIEGEL in Auftrag gegebene Studie Bezug genommen (**DER SPIEGEL 1992**). Erhoben wurden jeweils Einstellungen zu Religion, Kirche und Glauben. Im von **Gabriel (1996)** herausgegebenen Sammelband werden einige Studien vorgestellt, die sich mit qualitativen Methoden ausgewählten Problemfeldern annähern. Einen umfassenden Überblick über den Forschungsstand zur Kirchenmitgliedschaft von 1945 bis Ende der 1980er Jahre bietet die Habilitationsschrift von **Feige (1990)**. Zu den beiden ersten EKD-Studien liegt jeweils ein Band mit kommentierenden Beiträgen vor (**Matthes 1975a, 1990a**). - **Ebertz (1997a)** macht eine umfassende und kritische Bestandsaufnahme. Angesichts von "gesellschaftlichen Fundamentalprozessen" (ebd., S. 146) des Wandels sieht er die Kirche in einer Situation, in der sie sich neu plazieren muß. **Hauschild (1998)** betrachtet die Befunde der dritten EKD-Studie vor dem Hintergrund des Milieumodells von **Schulze (1992)**. Er sieht in diesem Zusammenhang "erhebliche Sprengkraft" (ebd., S. 396) und fordert die Integration des Milieuansatzes in zukünftige Befragungen. **Wegner (1996)** beleuchtet die Befunde aus kommunikationstheoretischer Sicht. Beiträge, die einzelne Ergebnisse der dritten EKD-Studie vor dem Hintergrund kirchlicher Praxis interpretieren, kommen u.a. von **Coenen-Marx (1996)** und **Roosen (1998)**. **Lindner (1997)** stellt das vielbeachtete 'Evangelische München-Programm vor', das darauf zielt, durch Organisations- und Angebotsreform systematisch Mitglieder neu zu mobilisieren. Es geht zurück auf eine standardisierte Befragung der Unternehmensberatung McKinsey in mehreren Gemeinden Münchens und unterscheidet vier "Glaubensformen" der Mitglieder (vgl. ebd., S. 248): Glaubende mit fester Kirchenbindung (20%), Glaubende mit kritischer Kirchlichkeit (10%), Suchende mit Kirchendistanz (20%), Kirchenfremde, mit selbstdefiniertem Glauben (40%) und Mitglieder ohne Glauben (10%). **Daiber/Lukatis (1991)** unterscheiden auf der Basis mehrerer Erhebungen verschiedene Formen von Frömmigkeit als "gelebte Religion", die sich auch historisch zurückverfolgen lassen. Eine "Bibelfrömmigkeit" im engeren Sinne, so resümieren sie, sei schon immer "eine Sache von kleinen Gruppen und einzelnen Engagierten" gewesen (ebd., S. 189), die aber häufig zum Ideal kirchlicher Frömmigkeit erhoben wurde. Demgegenüber hatten andere Formen von Volksfrömmigkeit es schwer, gleichermaßen akzeptiert zu werden. **Lukatis/Lukatis (1989)** vergleichen die Wert- und Einstellungsmuster von Protestanten, Katholiken und Konfessionslosen und kommen zu dem Schluß, daß sich die Gruppen auf dieser Ebene kaum noch unterscheiden. Die eigentliche

Repräsentation und Beteiligung, in einigen Punkten näher beschreiben können. Zugleich sind mit jeder Studie aber Fragen offen geblieben bzw. neu aufgetaucht.⁴⁴ Diese Fragen betreffen vor allem eine überzeugende typologische Differenzierung der Gesamtheit der Mitglieder, durch die deren Verhältnis zu Kirche und Religion - im Sinne Max Webers - *verstanden und erklärt werden kann*⁴⁵.

Schon in der ersten Erhebung (Hild 1974, kommentierend vgl. Matthes 1975a) wurden auf der Basis von standardisiert erhobenen Einstellungen zu Kirche und Religion⁴⁶ zwei sog. "Mitgliedschaftsprofile" unterschieden: "Neben etwa einem Drittel hochverbundener, kerngemeindlich orientierter Kirchenmitglieder kam die große Mehrheit der volkskirchlich-distanzierten Mitglieder in den Blick" (Engelhardt u.a. 1997, S. 21f)⁴⁷. Dieser Teil der Mitglieder war im engeren Gemeindeleben (Sonntagsgottesdienste u.a. Angebote) kaum präsent, nahm aber die besonderen Festtage und Passageriten wie Taufe, Konfirmation, Heirat usw. - im theologisch-kirchlichen Sprachgebrauch 'Kasualien' - wichtig: "Der Kontakt zur Kirche wird somit nicht im Zeitmaß des Wochenrhythmus gesucht, vielmehr bestimmen der Jahresrhythmus wie die lebenszyklischen Ereignisse den Takt der Teilnahme am kirchlichen Leben" (Engelhardt u.a. 1997, S. 22).⁴⁸

Diese Unterscheidung konnte auch in der folgenden Befragung (Hanselmann u.a. 1984, kommentierend vgl. Matthes 1990a) kaum weiter differenziert und aufgehellert werden.⁴⁹ Abgesehen davon, daß Kirchendistanz stärker bei jungen Leuten, bei den mit höherem Bildungsabschluß und in Großstädten anzutreffen war, blieb weitgehend offen, was sich hinter der 'Distanz' verbirgt, ob es verschiedene Formen solcher 'Distanz' gibt und wie die kirchlich-religiöse Orientierung insgesamt in das gesamte Leben eingebettet ist. Immer deutlicher wurde dabei, daß das Befragungsinstrument trotz einiger Erweiterungen eindimensional ('kirchennah' - 'kirchenfern') auf das Abbilden von 'legitimer Kirchlichkeit' ausgerichtet war. Insofern fanden sich in dieser binnenkirchlichen Perspektive vor allem die Erwartungen der "Funktionsträger der Organisation Kirche" (Matthes 1975b, S. 84) wieder, während die komplexen und vieldimensionalen Zugänge der mehrheitlich 'distanzierten' Mitglieder offensichtlich nicht aus-

Trennung auf der allgemeinen 'Wertebene' verläuft konfessionsübergreifend zwischen kirchlich Engagierten und Nicht-Engagierten. **Wegner (1988)** und **Lück (1992)** untersuchen das Problem Kirche, Arbeiter und soziale Schichtung. Zum Geschlechterverhältnis im kirchlich-religiösen Bereich liegen zahlreiche Beiträge vor (zuletzt **Lukatis u.a. 2000**).

⁴⁴ Vgl. zusammenfassend Engelhardt u.a. 1997, S. 19-49.

⁴⁵ Vgl. Webers bekannte Definition: "Soziologie (...) soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will" (Weber 1972, S.1).

⁴⁶ Z.B. nach dem Grad der Verbundenheit mit der Kirche, zur Bedeutung von Taufe und Konfirmation, zum Glauben an Gott, zum Christentum und einzelnen Elementen davon usw.

⁴⁷ Andere wichtige Ergebnisse dieser Untersuchungen, bspw. die generellen Erwartungen an die Kirche (Seelsorge, Diakonie und Verkündigung), sollen hier nicht weiter erörtert werden.

⁴⁸ Vgl. dazu den Kommentar von Matthes 1975b.

⁴⁹ Eine Typisierung unterschiedlicher Mitgliedschaftsmotive versuchte bereits Dahm (1975).

reichend erfaßt wurden.⁵⁰ Ihr Verhältnis zu Kirche und Religion blieb "weitgehend im Dunkeln" (Engelhardt u.a. 1997, S. 23).

Nur zum Teil bestätigte sich eine andere Erwartung. So war man davon ausgegangen, daß im Zuge zunehmender Funktionalisierung der Gesellschaft und steigender Bildungsstandards die Kirchenzugehörigkeit zunehmend Ergebnis eines reflektierten Entscheidungsprozesses wird, so daß die Mitgliedschaft vor dem Hintergrund eines 'geklärten' und 'bestimmten' Religionsverhältnisses nicht mehr durch Taufe zugeschrieben, sondern durch bewußte Zustimmung 'erworben' wird.⁵¹ Die stärkere Reflexivität und bewußte Kirchenmitgliedschaft führte dabei aber weder zu einem größerem Engagement innerhalb der Ortsgemeinden noch ging sie mit stärkerer Austrittsneigung einher, was man bei einer Zunahme solcher (so oder so) 'entschiedenen' Haltungen zur Kirche vermutet hatte. Vielmehr war bei der Mehrheit der 'Distanzierten' die Zustimmung zu christlichen Werten und zur kirchlichen Begleitung der Übergänge sehr hoch, die Teilnahme an ortsgemeindlichen Angeboten aber sehr gering. Die Kirche schien eine Art "allgemeiner religiöser und kultureller Hintergrund" (Hanselmann u.a. 1984, S. 46) zu sein, ohne daß erkennbar war, wie genau diese Form von 'Christ-Sein' von den Akteuren selbst definiert wird: "Allenfalls an den Krisenpunkten des Lebens, an individuellen und familiären Umbruchsituationen wie Geburt, Adolszenz, Heirat oder Tod sowie an herausragenden Punkten des Jahreszyklus wurde religiöse Interpretation des Lebens ausdrücklich gewünscht, schien man sich auf Kirche und Christentum explizit zu beziehen" (Engelhardt u.a. 1997, S. 27).

Dieses Verhältnis der 'Distanzierten' zu Kirche und Religion wird bisweilen mit "Unbestimmtheit" bezeichnet (vgl. Hanselmann u.a. 1984, S. 39ff, vgl. auch Pollack 1995a). Gegenüber einer solchen Einschätzung, die den Distanzierten ein 'nicht geklärtes' Verhältnis zur Kirche als Makel 'anzukreiden' scheint,⁵² vermutet Matthes (1990b), "daß wohl seine eigene Bestimmtheit(en) hat, was da zunächst als Unbestimmtheit erscheint" (Matthes 1990b, S. 153f).

⁵⁰ Matthes (1990c) problematisiert im übrigen, daß in viele religionssoziologische Studien ein kirchlich geprägtes Religionsverständnis einfließt. Es handele sich deshalb eher um Kirchensoziologie, da die Indikatoren vor allem kirchlich geprägte "Normen der Kirchlichkeit und der Gläubigkeit" messen würden. Was in diesen Indikatoren nicht aufgeht, käme dann "nur in der Gestalt von Defiziten ans Licht - statt sie in [ihrer, H.B.] Eigengestalt und Eigenwertigkeit zu zeigen" (ebd., S. 128). Er plädiert hingegen für ein offeneres Vorgehen und dafür, Religion als einen "kulturgeschichtlich bedingten, *diskursiven Tatbestand*" zu interpretieren (ebd., S. 134, Hervorhebung im Original).

⁵¹ Hier sah sich die Kirche in einem "Bildungsdilemma." Angesichts des Nachlassens und des Infragestellens traditioneller Bindungen vermutete man, daß zukünftig das (höher bewertete) bewußte 'Erwerben' der Mitgliedschaft stärkeres Gewicht bekommen würde. Dieser Entscheidungsprozeß würde stärker als bisher Ergebnis eines Reflexions- und Bildungsprozesses sein, so daß die Kirche einerseits an einer Zunahme der Bildungsstandards gelegen sein mußte. Andererseits korrelierte in den Erhebungen ein höherer Bildungsstandard mit größerer Kirchendistanz und Austrittsneigung. Diese zwiespältige Entwicklung wurde als "Bildungsdilemma" der Kirche bezeichnet (vgl. Hild 1974, S. 242ff, kommentierend Lange 1975, Brockmann u.a. 1975).

⁵² Im Gegensatz zu den Kirchenverbundenen (und auch den Ausgetretenen), deren Verhältnis zu Kirche und Religion 'bestimmt' ist (vgl. Pollack 1995a).

Hier wird deutlich, daß durch die standardisierten Erhebungen nicht hinreichend zum Ausdruck kommt, wie insbesondere die 'distanzierten' Mitglieder selbst ihr Verhältnis zu Kirche und Religion sehen. Solche Überlegungen führten dazu, daß in der dritten EKD-Studie (Engelhardt u.a. 1997, S. 29) methodologisch neue Wege eingeschlagen wurden, um "die unbefriedigend gebliebenen Ergebnisse zum Religions- und Kirchenverhältnis der sogenannten Distanzierten" (Engelhardt u.a. 1997, S. 33) besser in den Blick zu bekommen. So wurden erstmals neben dem standardisierten Erhebungsverfahren auch qualitative Interviews geführt (vgl. Engelhardt u.a. 1997, S. 50f).⁵³

Mit diesen qualitativen Einzelinterviews gelingt es durchaus, die 'eigene Bestimmtheit der Unbestimmtheit' aufzuzeigen und das Verhältnis der Akteure zu Kirche und Religion aus ihrer "lebensweltlichen Verankerung" (Engelhardt u.a. 1997, S. 50f) zu entwickeln.⁵⁴ Allerdings bleibt dies auf die Ebene von Einzelporträts beschränkt, so daß nicht deutlich wird, wie sie sich in die gesamte Mitgliederstruktur einfügen.⁵⁵ Die quantitativen Befunde können kaum mit den qualitativen verknüpft werden.

Beispielsweise werden im Abschnitt zur 'existenziellen Perspektive',⁵⁶ in dem die soziale Herkunft der Befragten betrachtet wird, nur zwei Gruppen unterschieden: die Perspektive der 'Kleinen Leute'⁵⁷ und die 'Bildungsperspektive' (vgl. Engelhardt u.a. 1997, S. 163). Unter Verweis auf das Milieumodell von Schulze (1992) werden diese Gruppen von den Autoren dem 'Harmoniemilieu' und dem 'Selbstverwirklichungsmilieu' zugerechnet (Engelhardt u.a. 1997, S. 188). Als Indikator für die Zuordnung wird, ebenfalls unter Verweis auf Schulze (1992), der formale Bildungsabschluß genommen. Betrachtet werden in der Folge die Befragten mit Volks- oder Hauptschulabschluß ('Kleine Leute' - 47%) und Hochschulreife ('Bildungsperspektive' - 15%). Beim Vergleich dieser beiden Gruppen lassen sich dann

⁵³ Realisiert wurden 34 Interviews, von denen 28 ausgewertet wurden (sie sind veröffentlicht in Studien- und Planungsgruppe der EKD 1998). Die Befragten wurden nach einem Quotierungsverfahren (vgl. Abschnitt 4.2. dieses Beitrags) ausgewählt, das soziodemographische Faktoren berücksichtigte.

⁵⁴ Vgl. Engelhardt u.a. 1997, S. 67ff, 147ff, 190ff, 243ff; Studien- und Planungsgruppe der EKD 1998.

⁵⁵ Zu fragen ist konkret, ob beispielsweise die vorgestellten Interviews (wie in Engelhardt u.a. 1997, S. 148ff) für die gesamte Breite der dort vorgestellten 'Kleinen Leute' und der 'Bildungsperspektive' stehen. Dabei ist davon auszugehen, daß ein Einzelfall nicht das gesamte Typenspektrum abdecken kann.

⁵⁶ In der Darstellung der Ergebnisse werden die Befunde nach soziologischen und anderen Kategorien geordnet, so daß unterschiedliche Teilperspektiven in den Blick geraten: Differenzierte Altersgruppen stehen für die biographische Sicht, Bildungsgruppen für die "existenzielle Sicht", Geschlechtsgruppen für eine geschlechtsspezifische Betrachtung. Zusätzlich werden die Einstellungen der Ostdeutschen und der Konfessionslosen unterschieden. Dabei werden jeweils die Ergebnisse der standardisierten Erhebung durch zwei kontrastierende qualitative Fallstudien illustriert (abgesehen von den 'Konfessionslosen', mit denen keine qualitativen Interviews geführt wurden).

⁵⁷ Dabei wird auf einen Begriff von Lück (1992: 'Kirche, Arbeiter und kleine Leute') zurückgegriffen.

durchaus beträchtliche Unterschiede im Verhältnis zu Kirche und Religion feststellen.⁵⁸ Resümierend wird zudem konstatiert, daß das Verhältnis zu Kirche und Religion sich in einem "konkreten lebensweltlichen Kontext" entwickelt, soziale Ungleichheit somit "für die Differenzierung und Analyse unterschiedlicher kirchlich-religiöser Deutungsprofile und Plausibilitätsstrukturen" sehr wichtig ist (Engelhardt u.a. 1997, S. 187). Zu fragen ist allerdings, ob mit der Unterscheidung von zwei Gruppen (bzw. in Anlehnung an Schulze zwei Milieus) anhand eines Merkmals (selbst Schulze zieht zumindest neben Bildung auch das Alter als weiteres Merkmal hinzu) die Mitglieder hinreichend sozial differenziert sind, zumal Befragte mit mittleren Bildungsabschlüssen (immerhin 29%) darin noch gar nicht berücksichtigt sind. Mit der von den Autoren selbst eingeführten Milieukategorie ist zwar eine stärker pluralisierte Mitgliederstruktur angedeutet. Es bleibt jedoch ungeklärt, inwiefern diese durch Bildung und berufliche Stellung bereits hinreichend beschrieben werden kann.

Letztlich gelingt nicht, die 'bunte Vielfalt' der Interviews zu einer typologischen Struktur zusammenzuführen und damit, wie Weber postuliert, "*generelle* Regeln des Geschehens" zu entdecken (Weber 1972, S. 9, Hervorhebung im Original). Das 'Verstehen' bleibt also begrenzt, so daß das Gesamtfeld der Kirchenmitglieder nicht eingeschätzt werden kann.⁵⁹

2.2.3. Resümee

Somit läßt sich sagen, daß die in der standardisierten Erhebung abgefragten Einstellungen und Erwartungen vor allem 'Kirchennähe' und 'Kirchenferne' messen und dadurch nur eindimensionale Unterscheidungen machen können, während die kirchlich-religiöse Orientierung der meisten Mitglieder 'unbestimmt' erscheint. Es muß allerdings, wie das auch die angeführten Einzelporträts exemplarisch zeigen, davon ausgegangen werden, daß die Beziehung zu Kirche und Religion vielschichtiger ist und vor dem Hintergrund des gesamten Lebenskontextes gesehen werden muß. Zwar korrelieren soziodemographische Merkmale mit dem Verhältnis der Mitglieder zu Kirche und Religion (Alter, Bildung, Beruf, Geschlecht). Allerdings werden die sozialen Kontexte, in die kirchliche und religiöse Orientierung eingebettet sind, damit nicht ausreichend ausgeleuchtet. Letztlich bilden die mit Lebensphase und -form, Bildung/Beruf, Geschlecht usw. verbundenen Sichten auf die Kirche nur Teilausschnitte, die in der Akteursperspektive, also in den einzelnen Individuen, ohnehin zu einer Gesamtsicht miteinander vermittelt sind. Will die Kirche ihre Mitglieder besser verstehen und ansprechen, muß sie sich auf diese 'ganzheitliche' Haltung - *den Habitus* - einstellen. Die qualitativen Interviews der dritten EKD-Studie lassen zwar erkennen, wie die kirchlich-religiösen Orientierung lebensweltlich verankert sein kann, allerdings bleiben die Erkenntnisse weitestgehend auf Einzelfälle beschränkt. Es wird dadurch nicht aufgeheilt, wie die Situation insgesamt aussieht.

⁵⁸ *Kleine Leute*: 'dogmatische' Glaubensvorstellung, Kirchenmitgliedschaft bietet gewisse Sicherheit, wenig Teilnahme an kirchlichen Kulturangeboten, Distanz zum Pfarrer.

Bildungsperspektive: 'undogmatische' Glaubensvorstellung, stärkere Betonung der Individualität, mehr Nähe zu kirchlichen Kulturangeboten und zum Pfarrer.

Zum Teil deuten die Ergebnisse auf eine Kulturschranke, bei der sich die "größere emotionale Nähe von Kleinen Leuten zur Kirche nicht in einer größeren Beteiligung am kirchlichen Leben niederschlägt" (Engelhardt u.a. 1997, S. 186f). Das erinnert an die 'Milieuerengung', die auch Bismarck (1957) festgestellt hatte.

⁵⁹ Ähnlich verhält es sich auch mit anderen Studien, die ausschnitthaft in Gabriel (1996) zu finden sind. Dabei werden mit qualitativen Methoden unterschiedliche Problemfelder sehr anschaulich und nachvollziehbar ausgeleuchtet, ohne daß sie allerdings in den gesamten Kontext eingeordnet werden können.

Zusammengefaßt lassen sich die Defizite wie folgt darstellen:

1. Untersuchungen, die eine plausible Einschätzung des Gesamtfeldes ermöglichen, liegen für die heutige Zeit nicht vor. Seit den Zeiten der 'Bismarck-Studie' etwa haben sich die Milieus beträchtlich gewandelt, so daß nicht klar ist, wie die Milieuverengung bzw. Milieubezogenheit der Kirche sich heute darstellt. Zudem liefern uns frühere Studien kein heutigen Ansprüchen genügendes Methodenrepertoire.
2. Aus den soziodemographischen Merkmalen können keine Typen gebildet werden. Der formale Bildungsabschluß ist kein hinreichender Indikator für das soziale Milieu (vgl. Abschnitt 1.). Die lebensweltlichen Zusammenhänge der Akteure sind komplexer und lassen sich nicht auf reine Statusmerkmale reduzieren.
3. Auch das Abfragen von Einstellungen zu Kirche und Glaube ermöglicht keine überzeugende Typenbildung. Die standardisierten Befragungen bleiben mehr oder weniger eindimensional (auf der Ebene 'Nähe' - 'Ferne'). Dagegen muß von einem vieldimensionalen und komplexen Zugang zu Kirche und Religion ausgegangen werden; Einstellungen werden erst durch eine Verknüpfung mit der gesamten Lebensorientierung plausibel. Ein solches 'ganzheitliches' Verhaltens- und Einstellungsrepertoire wird durch den Habitus integriert, auf den eine empirische Untersuchung abgestimmt sein muß.
4. Es wird nicht hinreichend erkennbar, wie die Menschen das Verhältnis zur Kirche selbst sehen. Das betrifft vor allem die weniger engagierten sog. 'Distanzierten'. Dies führt z.T. zu Defizit-Zuschreibungen ("Unbestimmtheit"), die den Akteuren nicht gerecht werden.
5. Die qualitativen Interviews der dritten EKD-Studie lassen zwar erkennen, wie die kirchlich-religiösen Orientierung lebensweltlich verankert sein kann. Das dabei sich zeigende Spektrum verschiedener Varianten von 'Distanzierten' ist aber nicht zu einer Typologie ausgearbeitet.

Somit besteht also das Problem, daß nicht hinreichend geklärt ist, wonach sich die kirchlich-religiöse Orientierung und Praxis der Akteure differenziert. Auch die dominierenden religionssoziologischen Positionen können dazu nur bedingt beitragen.

In den Diskursen⁶⁰ wird überwiegend vor dem Hintergrund abstrakter Begriffsdefinitionen und Vorverständnisse⁶¹ sowie mit Pauschaltendenzen wie Säkularisierung⁶² und Individualisierung⁶³ argumentiert,

⁶⁰ Vgl. Tyrell (1996) und Ebertz (1997b).

⁶¹ Das betrifft vor allem den Religionsbegriff. Substantielle Religionsbegriffe definieren Religion über bestimmte Inhalte oder Merkmale (Glaube an Gott, Beziehung zum 'Heiligen', religiöse Erfahrungen, rituelle Beteiligung wie Gottesdienstbesuch usw.). Funktionale Religionsbegriffe definieren Religion über bestimmte Aufgaben oder Probleme, die durch Religion - gesellschaftlich oder individuell - gelöst werden (Kontingenz, gesellschaftliche Integration, Moral und Ethik usw.). Vgl. auch Pollack (1995b), der beide Perspektiven miteinander verknüpft. Für eine systematische Unterscheidung vgl. Mennekes 1977. Eine Übersicht über verschiedene Perspektiven auf Religion findet sich in Wegner 1996, S. 142-176.

⁶² Nach dieser These haben Modernisierung und Rationalisierung das Zurückdrängen von Religion zur Folge; zurückgehende Kirchlichkeit und Zustimmung zu Gläubigkeit, bisweilen auch

die dann die Grundlage für die Einschätzung des Ausmaßes von Entkirchigungs-, Entchristlichungs-, Säkularisierungs- und Individualisierungsprozessen bilden. Es werden damit bestimmte Definitionen zu Standards erhoben, an denen die Akteure insgesamt gemessen werden. Während dadurch allenfalls die traditionellen Kirchentreuen und explizit Kirchenfernen (bei einem sehr stark kirchlich geprägten Religionsverständnis) und die 'schillernden Neureligiösen' (bei einem sehr weiten Religionsverständnis) hinreichend erfaßt werden, geraten Varianten solcher besonders markanten religiöser Formen und Dispositionen nicht in den Blick. Insofern ist Tyrell zuzustimmen, der angesichts der Säkularisierungsdebatte für eine differenzierte Betrachtung und Überprüfung plädiert, "welche 'Sorten' oder 'Stile' von Religion an Kredit und Plausibilität verlieren, welche in Konflikt geraten, etwa explizite Kritik auf sich ziehen oder kulturell anstößig werden" (Tyrell 1996, S. 449).

Eine andere Sicht auf das Problem ergibt sich, wenn man die Religionssoziologie Max Webers und die Interpretation und Ergänzung derselben durch Bourdieu zum Ausgangspunkt nimmt. Weber stellt die Alltagspraxis der Akteursgruppen in einer bestimmten historischen Situation in den Mittelpunkt seiner Analysen und öffnet dadurch den Blick für eine andere und variantenreiche Perspektive auf das religiöse Handeln.⁶⁴ Diese Ansätze, auf die sich die Untersuchung 'Kirche und Milieu' gestützt hat, sollen im nächsten Abschnitt entwickelt werden.

2.3. Ein Vorbild: Typenbildung am Beispiel des religiösen Feldes

Im folgenden möchte ich die Analysen Webers und Bourdieus zum religiösen Feld etwas ausführlicher darstellen, um den Gedankengang nachvollziehbar zu machen. Die Darstellung hat dabei exemplarischen Charakter, d.h., daß sich das Prinzip auch auf andere Felder, wie das der (politischen) Erwachsenenbildung, übertragen läßt. Im Abschnitt 2.3.3. fasse ich zusammen, welche Schlußfolgerungen sich dadurch für das in diesem Beitrag behandelte Problem der überzeugenden Typenbildung ziehen lassen.

Individualisierung im Sinne von 'Ich-Bezogenheit', Hedonismus und Erlebnisgesellschaft, gelten als Beleg für die Zunahme von 'diesseitiger' Orientierung. Kritik an dieser These kam u.a. von Luckmann (1991 [1967, [1963]) und Matthes (1967).

⁶³ Demnach führt das Herauslösen aus traditionellen Bindungen und Deutungsmustern dazu, daß die Akteure "die religiösen Entscheidungen des Alltags" selbst treffen müssen (vgl. Engelhardt u.a. 1997, S. 32f). Das Aufkommen 'alternativer Religiosität' wird dafür als Beleg genommen (vgl. Gabriel 1996). Die dritte EKD-Studie hatte allerdings gezeigt, daß diese Formen religiöser Orientierung nur bei relativ wenigen Kirchenmitgliedern auf Resonanz stoßen (Engelhardt u.a. 1997, S. 137ff). Darauf stützt sich Pollack (1995a, ebenso 1998) u.a. in seiner Auseinandersetzung mit der Individualisierungsthese. Der Rückgang an 'meßbarer' Kirchlichkeit werde durch die Zunahme 'neuer Religiosität' quantitativ keinesfalls aufgewogen: "Die oft aufgestellte Behauptung, daß sich nicht der Bestand an Religion, sondern ausschließlich die religiösen Formen wandeln, ist also falsch" (ebd. S. 78f).

⁶⁴ In diesem Sinne versteht sich auch die 'Soziologie des Christentums' (zusammenfassend Gabriel 1983), die in Anlehnung an Max Weber von einem "historisch bestimmten Religionsbegriff" (ebd. S. 188) ausgeht. Damit grenzt sie sich sowohl gegen einen sehr eng kirchenbezogenen wie auch gegenüber den sehr weiten Religionsbegriff ab, wie er von Luckmann vertreten wird. Im Sinne Webers müsse man Religion nicht an die Kirche binden, aber in Rechnung stellen, daß die Kirche historisch und kulturell mit der Religiosität stark verbunden ist. Auch Ebertz/Schultheis (1986) stellen die Beiträge des von ihnen herausgegebenen Bandes zu Formen 'populärer Religiosität' ausdrücklich in diese Tradition (vgl. ebd., S. 18).

2.3.1. Weber: Die Rationalisierung des Religiösen

Religion in historisch-sozialem Kontext

Die Webersche Religionssoziologie nahm, im Unterschied zu vielen heutigen religionssoziologischen Arbeiten, ihren Ausgangspunkt nicht bei einem abstrakten Vorverständnis von Religion. Bekanntlich beginnt er den Abschnitt zur Religionssoziologie mit der Weigerung einer Religionsdefinition⁶⁵ und betonte weiter die weltliche - "diesseitige" - Ausrichtung der Religion.⁶⁶ Weber entwickelt Religion aus der Praxis der sozialen Akteure, die in spezifischen historischen Konstellationen stehen. So war die Entwicklung von der Stammes- zur Stadtgesellschaft ein 'Entfremdungsprozeß', der eine tiefe Erschütterung der sozialen Ordnung und des Wertesystems bedeutete. In diese hinein plazierte sich das Christentum, indem es sich als ein *Interpret* für diese Krise erweisen konnte.⁶⁷ Insbesondere für die aufstrebenden Handwerks- und Händlerschichten, die diese historische Phase prägten, konnten wichtige Bedürfnisse (Gemeinschaftshandeln, methodische Lebensführung, Erlösung von der Not) religiös 'sanktioniert' werden (Gemeindereligiosität, ethisch-rationale Religiosität, Erlösungsreligiosität).

Die in der ländlichen Stammesgesellschaft dominierende 'Blutsbande' der Sippe trat in der Stadt zurück; den Ersatz für Familie und Sippe "findet der Einzelne neben den Berufsverbänden (...) in frei geschaffenen religiösen Vergemeinschaftungen" (Weber 1972, S. 293). Der Erfolg der 'neuen Berufe' des Handwerks und des Kleinhandels war nicht (wie beim Bauern) von irrationalen Naturgewalten abhängig, sondern war berechenbar und beruhte in starkem Maße auf rationaler, methodischer Arbeit und eigener Leistung. Rationales und methodisches Handeln ist also ökonomisch sinnvoll und kann zugleich auch ethisch begründet werden, denn es legt dem Akteur den Gedanken nahe, "daß Redlichkeit in seinem eigenen Interesse liege, treue Arbeit und Pflichterfüllung ihren 'Lohn' finde und daß sie auch ihres gerechten Lohnes 'wert' sei" (ebd., S. 294). Existenzielle Not konnte also durch rationale und asketische Lebensführung bewältigt werden. Die Einschränkungen der (selbst-) disziplinierten Lebensführung

⁶⁵ Zu Webers Religionsverständnis vgl. die sehr gründliche Analyse von Tyrell (1992).

⁶⁶ Es heißt dort u.a.: "Eine Definition dessen, was Religion 'ist', kann unmöglich an der Spitze, sondern könnte allenfalls am Schlusse einer Erörterung wie der nachfolgenden stehen. Allein wir haben es überhaupt nicht mit dem 'Wesen' der Religion, sondern mit den Bedingungen und Wirkungen einer bestimmten Art von Gemeinschaftshandeln zu tun, dessen Verständnis auch hier nur von den subjektiven Erlebnissen, Vorstellungen, Zwecken der Einzelnen - vom 'Sinn' - aus gewonnen werden kann, da der äußere Ablauf ein höchst vielgestaltiger ist. Religiös oder magisch motiviertes Handeln ist, in seinem urwüchsigen Bestande, *diesseitig* ausgerichtet (...) Religiös oder magisch motiviertes Handeln ist ferner, gerade in seiner urwüchsigen Gestalt, ein mindestens relativ rationales Handeln: wenn auch nicht notwendig ein Handeln nach Mitteln und Zwecken, so doch nach Erfahrungsregeln" (Weber 1972, S. 245, Hervorhebung im Original).

⁶⁷ "Die 'Verinnerlichungen' und Rationalisierungen des Religiösen, d.h. insbesondere die Hineinlegung ethischer Maßstäbe und Gebote, die Verklärung der Götter zu ethischen Mächten, welche das 'Gute' wollen und belohnen und das 'Böse' strafen, daher auch selbst sittlichen Forderungen gerecht werden müssen, die Herausbildung vollends des Gefühls der 'Sünde' und der Sehnsucht nach 'Erlösung', sind daher sehr regelmäßig erst mit einer gewissen Entwicklung gewerblicher Arbeit, meist direkt mit derjenigen der Städte, parallel gegangen. Nicht im Sinne einer irgendwie eindeutigen Abhängigkeit: die Rationalisierung des Religiösen hat durchaus ihre Eigengesetzlichkeit, auf welche ökonomische Bedingungen nur als 'Entwicklungswege' wirken, und sie ist vor allem an die Entfaltung einer spezifisch priesterlichen Bildung geknüpft." (Weber 1972, S. 703f, Hervorhebungen im Original).

werden dabei an eine Jenseitsvorstellung geknüpft, bei der diese Mühsal 'vergolten' wird: Erlösung als "Vergeltung von eigenen guten Werken" (ebd., S. 300).

Die drei genannten religiösen Züge (Gemeinde, rationale Ethik, Erlösung) konnten besonders von den aufstrebenden und wachsenden städtischen Kleinbürgerschichten in ihre Lebenssituation integriert werden, so daß vor allem diese Träger einer solchen Religiosität wurden.

Varianten religiöser Vergemeinschaftung

Mit Blick auf die Affinitäten von sozialen Lagen und religiösen Bedürfnissen betrachtet Weber Religionen also darauf hin, was sie "den verschiedenen sozialen Schichten 'leisten' mußten" (Weber 1972, S. 299) und entwickelt *Varianten* von religiösen Lebensweisen.

Zu einer *Vergeltungsethik* im Sinne einer "Erlösung vom Leiden" (ebd., S. 299) neigen dabei alle sozialen Gruppen, die nicht sozial oder ökonomisch begünstigt sind - in den Worten Webers die "negativ privilegierten Schichten".⁶⁸ Allerdings nimmt der Erlösungsgedanke bei den Gruppen unterschiedliche Formen an und motiviert das Handeln in unterschiedlicher Weise. Ist die Vergeltungsethik bei den aufstrebenden bürgerlichen Gruppen im Sinne einer "Vergeltung von eigenen guten Werken" (ebd., S. 300) mit einer ethisch-rationalen Gemeindegeligion gepaart, so neigen Gruppen, die sozial und ökonomisch deklassiert und chancenlos sind, zu anderen Formen. Da sich für sie als die am "meisten negativ privilegierten Schichten" (ebd., S. 295) methodisch-rationales Handeln weder ökonomisch noch ethisch 'rechnet', ist ihr Erlösungsbedürfnis mit der Hoffnung auf "Vergeltung von fremder Ungerechtigkeit" verbunden (ebd., S. 300). Es kann stark emotional gefärbt sein und auch den Charakter des Ressentiments einnehmen.

Anders als bei den 'negativ privilegierten Gruppen', wo der Erlösungsgedanke vor allem auf Erlösung von äußerer Not gründet⁶⁹, verhält es sich bei den Intellektuellen, die Weber zu den sozial privilegierten Gruppen rechnet: "Stets ist die Erlösung, die der Intellektuelle sucht, eine Erlösung von 'innerer Not'" (ebd., S. 307). Der Intellektuelle strebt nicht aus materieller Not, sondern aus "metaphysischen Bedürfnissen des Geistes" danach, "die Welt als einen *sinnvollen* Kosmos" zu erfassen (ebd., S. 304, Hervorhebung im Original) und "seiner Lebensführung einen durchgehenden 'Sinn' zu verleihen" (ebd., S. 308). Diese Sinnsuche führt zwar zu rational-ethischen Konzeptionen, die auch eine religiöse Form haben können. Doch durch den speziellen 'pneumatischen' und "lebensfremderen" (ebd., S. 307) Charakter der Intellektuellenreligiosität - häufig verbunden mit einer starken "Deklassierung des Naturhaften, Körperlichen, Sinnlichen" (ebd., S. 307) - gerät diese Gruppe leicht in Distanz zu den "Realitäten der Welt" (ebd., S. 308) und zu den negativ privilegierten Gruppen und deren religiösen Bedürfnissen. Die zu den "sozial und ökonomisch versorgten Klassen" (ebd., S. 308) zählenden

⁶⁸ Dabei muß das Erlösungsbedürfnis nicht zwingend eine religiöse Form haben, sondern Religion kann, wie beim "modernen Proletariat", aber auch der "hochkapitalistischen Bourgeoisie" durch andere, auf Rationalität gegründete "ideelle Surrogate" ersetzt werden (Weber 1972, S. 295f).

⁶⁹ "Jedes Erlösungsbedürfnis ist Ausdruck einer 'Not', und soziale oder ökonomische Gedrücktheit ist daher keineswegs die ausschließliche, aber naturgemäß eine sehr wirksame Quelle seiner Entstehung" (Weber 1972, S. 299).

Intellektuellen neigen deshalb weniger dazu, Träger einer Gemeindereligosität werden. Die ökonomisch und sozial begünstigten Gruppen, in Webers Worten die “‘satten’ und positiv privilegierten Schichten” (er zählt dazu Krieger, Bürokraten und die Plutokratie, also Geldwirtschaft, vgl. ebd., S. 296, an anderer Stelle auch den Adel⁷⁰) haben in der Regel kein religiöses Erlösungsbedürfnis. Religion dient für sie vor allem dazu, “ihre eigene Lebensführung und Lebenslage zu ‘legitimieren’” (ebd., S. 299). *Theodizee*, also die religiös begründete Rechtfertigung von Leid, Unglück, Ungleichheit und Ungerechtigkeit, heißt für sie, daß ungleiche Lebenslagen als “religiös irgendwie verdient” gelten können (ebd., S. 299).

Zwischen sozialer Lage sowie religiöser Orientierung und Praxis sieht Weber dabei keine direkte Abhängigkeit, sondern eine “Wahlverwandtschaft” (Weber 1972, S. 705, vgl. auch Weber 1988, S. 83).⁷¹

Die Rolle des ‘Intellektualismus’

Weber öffnet mit seiner Analyse auch den Blick für die verschiedenen praktischen Varianten von Religiosität (“Massenreligosität”), die sich jenseits der offiziellen, vor allem von Priestern verkörperten und getragenen ‘Gelehrtenreligosität’ der Kirche oder auch der “Virtuosoreligiosität” entwickelte. Die Virtuosoreligiosität verkörpert dabei allenfalls Ansprüche oder “Höchstansprüche”, die “für die Alltagsethik nicht maßgebend” sind (Weber 1991 [1923], S. 310).⁷²

Neben der Tatsache, daß es innerhalb der Kreise religiöser und intellektueller Spezialisten ‘Kämpfe’ um die legitime Religion gab (vor allem zwischen den etablierten Priestern, den konkurrierenden ‘charismatischen’ Propheten und den weniger auf eine metaphysische Ethik zielenden Zauberern), weist Weber zugleich darauf hin, daß es abseits dieser Gelehrtenkreise auch in anderen Klassen intellektuelle Strömungen gab.⁷³ Aus diesem ‘Laienintellektualismus’⁷⁴

⁷⁰ “Das Würdegefühl der höchstprivilegierten (und nicht priesterlichen) Schichten, speziell des Adels, ‘die Vornehmheit’ also, [ruht, H.B.] auf dem Bewußtsein der ‘Vollendung’ ihrer Lebensführung als eines Ausdrucks ihres qualitativen, in sich beruhenden, nicht über sich hinausweisen-den ‘Seins’...” (Weber 1972, S. 298f).

⁷¹ Vgl. auch den bekannten Abschnitt in Weber 1972, S. 311. Er spricht dort von den Schichten, die am typischsten den Kern einer Religion verkörpern, allerdings “nicht als Exponenten ihres Berufes oder materieller ‘Klasseninteressen’, sondern als ideologische Träger einer solchen Ethik oder Erlösungslehre, die sich besonders leicht mit ihrer sozialen Lage vermählte.”

⁷² Vollständig heißt es: “Will man überhaupt den Einfluß einer Religion auf das Leben studieren, so muß man zwischen offizieller Lehre und derjenigen Art des tatsächlichen Verhaltens unterscheiden, das sie in Wirklichkeit, gegen ihr eigenes Wollen, im Diesseits oder Jenseits *prämiert*, ferner zwischen Virtuosoreligiosität Höchstbegabter und der Massenreligosität. Virtuosoreligiosität spielt für das Alltagsleben nur als Vorbild eine Rolle; ihre Ansprüche sind Höchstansprüche, aber für die Alltagsethik nicht maßgebend” (Weber 1991 [1923], S. 310, Hervorhebung im Original).

⁷³ Weber hat diesem Punkt besondere Aufmerksamkeit geschenkt (vgl. Weber 1972, S. 304ff), weil er die Religionen sehr stark durch die “verschiedenen Wege, welche der Intellektualismus dabei einschlägt”, beeinflusst sah (Weber 1972, S. 304).

⁷⁴ Weber verwendet dafür verschiedene Begriffe wie ‘plebejischer’, ‘proletaroider’, ‘kleinbürgerlicher’, ‘Paria-’, ‘Handwerksburschen-’ Intellektualismus (vgl. Weber 1972, S. 304ff). Er unter-

heraus entwickelten soziale Gruppen - autodidaktisch und häufig nicht durch die intellektuellen und religiösen Spezialisten anerkannt - vor dem Hintergrund ihrer Lebensverhältnisse selbst Interpretations- und Deutungsmuster, machten sich also, mit anderen Worten, 'ihren eigenen Reim auf die Welt'. Dadurch entstehen Konkurrenzen und Spannungen zur 'offiziellen' Gelehrtenreligiosität und zur Virtuosenreligiosität.⁷⁵

Mit dem Verhältnis von professionellen Bildungsspezialisten und autodidaktischen Bildungsschichten ist das Verhältnis von Spiritualität und ‚Materialität‘ verbunden. So weist Weber nach, daß die Volksklassen einer reinen 'pneumatischen', also metaphysischen, Erlösungs- oder Erleuchtungsreligiosität immer fernstanden, da diese sich nicht mit ihrer praktischen Lebenslage und Orientierung vertrug.

Ein Symbol dafür war der 'faßbare' Heiland, "das Hervortreten des *persönlichen*, göttlichen oder menschlich-göttlichen Erlösers" (Weber 1972, S. 296, Hervorhebung im Original).⁷⁶ Der Prozeß der Anpassung oder Adaptierung der Religiosität "an die Bedürfnisse der Massen" war deshalb zumeist mit der Herausbildung einer Heilandsreligiosität verbunden.

Der vornehme Intellektualismus bildete dagegen häufig spezifische Formen heraus, mit denen er sich vom 'Materialismus' der negativ privilegierten Klassen abgrenzte. Dies konnte zum einen geschehen durch eine religiöse Konzeption, die auf eine "unpersönliche, übergöttliche ethische Ordnung des Kosmos" gründete (Weber 1972, S. 297), zum anderen durch das Entwickeln einer "vornehme[n] Standesethik für die intellektuell Geschulten" (Weber 1972, S. 307).⁷⁷

Den Erfolg des Christentums als Massenreligion sah Weber wesentlich darin begründet, daß es den religiösen Bedürfnissen der negativ privilegierten, nicht versorgten Schichten und deren autodidaktischer Intellektualität sehr weit entspricht. Typischer Träger des Christentums ist für Weber deshalb "der wandernde Handwerksbursche" und nicht der "Wissende", dessen Erlösungsweg über das "geschulte Wissen" führt (ebd., S. 311).

Resümee

Die Stärke des Weberschen Ansatzes liegt darin, daß er Religion nicht für sich, sondern in einem historisch-sozialen Kontext betrachtete. 'Das Religiöse' behandelte er, wie Hartmann Tyrell betont, "kaum irgendwo isoliert, sondern immer *bezogen* auf die Wirtschaft, 'eingebettet' in Herrschafts- und Schichtungsverhältnisse oder mit Blick auf die Folgen für Kultur und Werte oder den Stil der Lebensführung" (1992, S. 220f, Hervorhebung im Original). Er kann dadurch

scheidet diese autodidaktischen Formen vom 'vornehmen Intellektualismus' der "sozial und ökonomisch versorgten Klassen" (ebd., S. 308).

⁷⁵ Vgl. Ebertz/Schultheis (1986), die in diesem Zusammenhang von Formen "populärer Religiosität" sprechen, die mit den "religiösen Vorstellungen und Verhaltensweisen der religiösen Eliten und Spezialisten nicht identisch" sind und eine "oppositionelle oder eine komplementäre Ausprägung" annehmen können (ebd., S. 24).

⁷⁶ "Je weiter man auf der sozialen Stufenleiter nach unten gelangt, desto radikalere Formen pflegt das Heilandsbedürfnis, wenn es einmal auftritt, anzunehmen" (Weber 1972, S. 296).

⁷⁷ "Wie kann der Bauer, der Schmied, der Töpfer die 'Weisheit' haben, die nur Muße zum Nachdenken und zur Hingabe an das Studium zu erschließen vermag?" (Weber 1972, S. 309).

Varianten religiöser Lebensführung herausarbeiten. Weit entfernt von abstrakten Begriffsdefinitionen wird damit der Blick für ein sehr komplexes Beziehungsgefüge verschiedener Akteure und Akteursgruppen geöffnet,⁷⁸ das durch Herrschafts- und Konkurrenzbeziehungen strukturiert ist und für das Bourdieu (1971a, 1971b) den Begriff des "religiösen Feldes" einführte (siehe nächster Abschnitt). Religion wird zu einem umkämpften 'Gut'; die Priesterschaft ist, in Auseinandersetzungen mit Propheten und Laienintellektuellen, bestrebt, die Lehre "systematisch festzulegen" und "abzugrenzen, was als heilig gilt oder nicht" (Weber, 1972, S. 279). Damit ist zugleich das Problem der *Theodizee* verbunden, also der religiösen Rechtfertigung bzw. Legitimierung der 'Unvollkommenheit' der Welt, von Unglück, Leid, Unrecht und (sozialer) Ungleichheit, die von diesen Konkurrenz- und Herrschaftsbeziehungen nicht zu trennen ist. Gerade weil Weber Religion nicht für sich betrachtete und historisch-vergleichend vorging, läßt sich 'das Wesen' der Religion mit dem Weberschen Ansatz nicht universalistisch definieren.⁷⁹ Vielmehr legt seine Analyse nahe, angesichts der unterschiedlichen sozialen Formen von Religiosität von einer *Pluralität* legitimer Religionsbegriffe auszugehen. In der häufig zitierten religionssoziologischen Arbeit zur 'Protestantischen Ethik' (Weber 1988) hat Weber gezeigt, daß sich zwischen Religion, sozialer Lage und Lebensführung überhaupt eine Korrespondenz einstellen kann. Der in der Religionssoziologie weniger beachtete und besonders von Bourdieu wieder entdeckte Abschnitt zu 'Stände, Klassen, Religion' führt allerdings noch einen Schritt weiter, da hier eine variantenreiche Pluralität von religiösen Typen differenziert herausgearbeitet ist, die noch für die heutige Zeit fruchtbar gemacht werden kann.

2.3.2. Bourdieu: Die relative Autonomie des religiösen Feldes

Bourdieu entwickelt den Weberschen Ansatz systematisch weiter, indem er das Beziehungsgefüge, das Weber herausgearbeitet hat, um die Ebene der "objektiven Beziehungen" ergänzt, die zwischen religiösen Spezialisten (Priester, Propheten, Zauberer) untereinander und zu den Laien bestehen.⁸⁰ Weber hatte diese Relationen letztlich durch das 'Charisma' als "Qualität einer Persönlichkeit" (Weber 1972, S. 140) begründet gesehen und sie damit, wie Bourdieu kritisiert, "auf die Ebene von 'intersubjektiven' und 'interpersonellen' Beziehungen" reduziert (Bourdieu 1971a, S. 3 der dt. Übersetzung).⁸¹

Durch die Beachtung dieser Ebene kann Bourdieu mit dem historischen Prozeß der Verstädterung und der gewerblichen Entwicklung nicht nur (wie Weber) die Entstehung einer 'neuen' rational-ethischen Religiosität in Verbindung bringen, sondern zugleich die Genese

⁷⁸ "Prophetie und Priestertum sind die beiden Träger der Systematisierung und Rationalisierung der religiösen Ethik. Daneben fällt als dritter, die Entwicklung bestimmender Faktor der Einfluß derjenigen ins Gewicht, auf welche Propheten und Priester ethisch zu wirken suchen: der 'Laien'" (Weber 1972, S. 268).

⁷⁹ Auch Tyrell (1992) vermutet, daß Weber "keine ihn befriedigende Möglichkeit zur Bestimmung des Religionsbegriffes" sah (ebd., S. 179), weil "das Spektrum dessen, was die Rede von 'Religion' in den Blick brachte, ... zu heterogen [war, H.B.], aber auch zu widersprüchlich, als daß es sich auf *eine* Bestimmung ... bringen ließ" (ebd., S. 184)

⁸⁰ Vgl. Bourdieu 1971a, S. 6.

⁸¹ Vgl. Bourdieu 1971a, S. 8 d. dt. Übersetzung.

eines "relativ autonomen religiösen Feldes".⁸² Dieser Prozeß ist die Folge der fortschreitenden gesellschaftlichen Arbeitsteilung, in die nun auch die Religion mit einbezogen ist. Die zunehmende Komplexität und Rationalität führt in vorher nicht bekannter Weise zur Herausbildung "eines Korps von spezialisierten Akteuren" (Bourdieu 1971b, S. 6 der dt. Übersetzung), die in der neuen sozialen Ordnung für die religiöse Arbeit zuständig sind. Die 'religiösen Heilsgüter' entstehen also weder in "absolute[r] Autonomie", wie das durch den Charisma-Begriff Webers nahegelegt ist, noch als Resultat einer "direkte[n] Widerspiegelung der sozialen Strukturen", sondern als Produkt dieser religiösen Arbeit (d.h. Bildung) von selbst in die soziale und symbolische Ordnung eingebundenen Akteuren, also in *relativer* Autonomie (Bourdieu 1971b, S. 6 der dt. Übersetzung).⁸³

Diese Gruppe religiöser Spezialisten, neben Propheten und Zauberern vor allem Priesterschaft bzw. Kirche, verfügt nun zunehmend über das Wissen und die Kompetenz zur Welt- und Seinsdeutung, die "gelehrte Beherrschung eines Korpus von Normen und expliziten Wissen", wodurch die "praktische Beherrschung" der religiösen Kompetenzen, über die bis dahin alle Akteure in annähernd gleicher Weise verfügten, verdrängt wird (Bourdieu 1971b, S. 12 d. dt. Übersetzung). Die Beziehungen zu den Laien sind deshalb vorstrukturiert durch die Tatsache, daß die Spezialisten über dieses Monopol der 'legitimen Religion' verfügen.⁸⁴

Kampf um Legitimation

Soziologisch sieht Bourdieu zwei gesellschaftliche Funktionen von Religion, die sich auf zwei Erwartungen der Laien beziehen: Zum einen die Frage nach der "Rechtfertigung der Existenz", also die Kontingenzbewältigung, zum anderen "und vor allem" liefert sie Rechtfertigungen dafür, in einer bestimmten gesellschaftlichen Position zu existieren bzw. existieren zu müssen

⁸² Bourdieu 1971b, S. 7 der deutschen Übersetzung. Bourdieu verwendet den Terminus in diesem Text systematisch.

⁸³ "Der Prozeß, der zur Errichtung von spezifisch im Hinblick auf die Produktion, Reproduktion oder Verbreitung religiöser Güter entwickelten Instanzen führt und die (im Verhältnis zu den ökonomischen Bedingungen relativ autonome) Entwicklung des Systems dieser Instanzen zu einer differenzierten und komplexeren Struktur hin, das heißt zu einem *relativ autonomen religiösen Feld*, gehen mit einem Prozeß der *Systematisierung und Moralisierung der religiösen Praktiken und Vorstellungen* einher, der vom Mythos (...) zur religiösen Ideologie (...) und parallel dazu vom Tabu (...) zur Sünde oder vom *mana*, vom 'numinösen' und vom strafenden, willkürlichen und unvorhersehbaren Gott zum gerechten und guten Gott führt, dem Garanten und Bewahrer der Ordnung der Natur und der Gesellschaft" (Bourdieu 1971b, S. 9f der dt. Übersetzung, erste Hervorhebung H.B.).

⁸⁴ Bourdieu vermeidet den Fehler, objektive bzw. strukturelle Beziehungen (Anbieter - Nachfrager) *an die Stelle* der persönlichen Beziehungen zu setzen. Vielmehr sieht er in der charismatischen Beziehung beides: einen besonderen Kommunikationstypus zwischen religiösem Spezialisten und Laien, der unter bestimmten "ökonomischen und sozialen Bedingungen (...) aufkommt und wirksam wird" (Bourdieu 1971a, S. 12 der dt. Übersetzung). Diese Bedingungen sind vor allem persönliche oder gesellschaftliche Krisen, die einer neuen Interpretation bedürfen. Der Prophet ist deshalb in Bourdieus Perspektive im Unterschied zu Weber "weniger der 'außergewöhnliche' Mensch (...) als vielmehr der Mensch außergewöhnlicher Situationen, also der Situationen, in denen die Hüter der gewöhnlichen Ordnung nichts zu sagen haben" (Bourdieu 1971b, S. 46 der dt. Übersetzung).

(Bourdieu 1971a, S. 6 d. dt. Übersetzung). Es geht also um die symbolische Legitimation der sozialen Ordnung; Theodizeen sind deshalb "stets auch *Soziodizeen*" (Bourdieu 1971b, S. 20 der dt. Übersetzung, Hervorhebung im Original). Religion ist somit keine 'Substanz', sondern in einen gesellschaftlichen Kontext plaziert, der sich historisch und sozial wandeln kann (vgl. Bourdieu 1971a, S. 3 d. dt. Übersetzung). Dabei ist das religiöse Feld und damit die Kirche mit dem "Feld der Macht" (Bourdieu 1971b, S. 40 d. dt. Übersetzung) verbunden, d.h. dem Feld, in dem es um die Aufrechterhaltung bzw. Veränderung der politischen und sozialen Ordnung geht. Die Rolle der Kirche ist vor dem Hintergrund zu sehen, inwiefern sie die soziale und politische Ordnung und die Prinzipien ihrer Einteilung *symbolisch legitimiert*. Die "symbolische Verstärkung" dieser Ordnung erfolgt dadurch, daß den Laien religiöse Heilsgüter als "Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata" angeboten und "aufgedrängt" werden, die den Strukturen der gesellschaftlichen Ordnung den Charakter einer 'Natürlichkeit' geben (vgl. Bourdieu 1971b, S. 40f).

Innerhalb des religiösen Feldes bestehen unterschiedliche Beziehungen der Konkurrenz und der Allianz, bei denen es um die "Durchsetzung einer legitimen Definition sowohl des Religiösen als auch der verschiedenen Arten, die religiöse Rolle zu erfüllen", geht (Bourdieu 1992c, S. 231f). Religiöse Spezialisten bemühen sich um die Gefolgschaft von Laien, die ihrerseits über praktische und intellektuelle religiöse Kompetenzen verfügen (Laienintellektualismus). Geschmiedet sind diese vielschichtigen Bündnisse aber nicht durch die 'natürliche Gabe' des Charismas, sondern durch eine Beziehung, die auf homologen Positionen - von Professionellen im religiösen Feld und von Laien in der Sozialstruktur - beruht, so daß die "Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata" (Bourdieu 1971b, S. 40 d. dt. Übersetzung) miteinander korrespondieren. Die von den Spezialisten formulierte und verkörperte religiöse Ethik *symbolisiert* die Alltagsethik, sie trifft sich, wie salopp gesagt wird, mit der 'alltäglichen Denke', der Laien. Das Aufeinanderabstimmen von 'religiösem Angebot' und 'religiöser Nachfrage' beruht somit auf der *Affinität des religiösen Habitus* von religiösen Spezialisten und bestimmten Gruppen von Laien.

Zugleich hat die Kirche das Problem, der Verschiedenheit der "religiösen Interessen" (Bourdieu) von Laiengruppen und Spezialisten gerecht werden zu müssen; dieselbe religiöse Botschaft nimmt in den sozialen Gruppen "radikal unterschiedliche Bedeutungen und Funktionen an" (Bourdieu 1971b, S. 23 d. dt. Übersetzung).⁸⁵ Religion bzw. die Kirche muß also eine "Pluralität von Deutungen" zur Verfügung stellen, gleichzeitig aber den "Anschein von Einheit" vorgeben und deshalb ein "Minimum von gemeinsamen Dogmen und Riten" zur Verfügung stellen (Bourdieu 1971b, S. 24). Dieses Zusammenwirken "interner Zwänge" (durch das Interesse, die Institution zusammenzuhalten) und "externer Kräfte" (durch die unterschiedlichen Erwartungen der Laien) führt dazu, daß die Kirche sich ihren Status als 'Monopolist der Heilsgüterverwaltung' immer wieder sichern muß - sei es durch den Versuch, Vorstellungen 'legitimer Religiosität' durchzusetzen (autoritär), oder sei es, "Konzessionen und Kompromisse"

⁸⁵ Der Erfolg des Christentums liegt gerade darin, daß die "gemeinhin als christlich bezeichneten Glaubensinhalte und Praktiken (denen kaum mehr als der Name gemein ist)" sich entsprechend des sozialen Wandels immer mit erneuert haben (Bourdieu 1971b, S. 23 d. dt. Übersetzung).

mit Laiengruppen und konkurrierenden Spezialisten (Propheten, Zauberer) einzugehen (vgl. Bourdieu 1971b, S. 36). Das überzeugende Zusammenhalten dieser Kräfte wird dabei immer schwieriger, je stärker sich die Gesellschaft sozial differenziert und die religiösen Erwartungen der Akteure auseinanderdriften.

Auflösung des Religiösen?

Aktuell stellt Bourdieu vor diesem Hintergrund fest, daß sich die Grenzen dieses religiösen Feldes aufgelöst oder zumindest verschoben haben (vgl. Bourdieu 1992c, d [1982]). Zurückgehender Stellenwert von Kirchlichkeit und 'legitimer Religiosität' und eine auf diese Tendenz bezogene 'Säkularisierung' haben in erster Linie mit veränderten Kräfteverhältnissen im religiösen Feld und in benachbarten Feldern zu tun. Spezialisierte Akteure aus der Medizin, Psychologie und Psychoanalyse, Pädagogik und anderen Bereichen und Wissenschaften⁸⁶ konkurrieren heute häufig mit den religiösen Spezialisten um die richtigen 'Heilsgüter'. Damit verbunden ist eine "Neudefinition der Trennung von Seele und Körper und der damit einhergehenden Arbeitsteilung von Körper und Seele" (Bourdieu 1992c, S. 234), d.h., die Grenzen der Aufgaben und Kompetenzen von religiösen und anderen 'heilenden' Spezialisten sind unscharf geworden.

Religion und Kirche haben im Zuge dieser Entwicklung das Monopol auf die 'Verwaltung der Heilsgüter' verloren. Ein Typus von 'neuen Geistlichen' tritt mit den "Geistlichen alten Schlags auf dessem eigenen Terrain in Konkurrenz und [trägt, H.B.] dazu bei, Heilung und Gesundheit neu zu definieren und die Grenzen von Wissenschaft und Religion (...) technischer und magischer Kur neu festzulegen" (Bourdieu 1992c, S. 235). In diesen unscharfen Grenzbereichen geht das religiöse Feld in einem "weiteren Feld der symbolischen Manipulation" (ebd., S. 235) auf, in dem Spezialisten unterschiedlicher Berufe darum konkurrieren, eine bestimmte Weltsicht als 'richtig' durchzusetzen, d.h., bestimmte Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata zu 'legitimieren' und zu etablieren.

⁸⁶ Zu Rolle und Aufgabe der Soziologen bei der Analyse des religiösen Feldes, insbesondere zum Problem, Nähe und Distanz zu wahren, vgl. Bourdieu 1992d.

Genese des "Feldes der symbolischen Manipulation"

"Heutzutage besteht also ein unmerklicher Übergang von den Geistlichen alten Schlags (...) zu Mitgliedern von Sekten, Psychoanalytikern, Psychologen, Medizinern, (Psychosomatiker, Heilpraktiker), Sexologen, Lehrern diverser Formen des körperlichen Ausdrucks und asiatischen Kampfsportarten, Lebensberatern, Sozialarbeitern. Alle sind Teil eines neuen Feldes von Auseinandersetzungen um die symbolische Manipulation des Verhaltens im Privatleben und die Orientierung der Weltsicht, und alle setzen sie in ihrer Praktik konkurrierende, antagonistische Definitionen der Gesundheit, der Heilung, der Kur von Leib und Seele um. (...) Alle diese Leute, die darum kämpfen, sagen zu dürfen, wie die Welt zu sehen ist, sind Professionelle einer Form des magischen Handlens, die mittels Wörtern, die zum Körper sprechen, ihn 'berühren', 'treffen' können, eine bestimmte Sicht und einen bestimmten Glauben erzeugen und damit völlig reale Effekte, Handlungen hervorbringen" (Bourdieu 1992c [1982], 233f).

Die 'Kräfte' im religiösen Feld üben zwar keine determinierende Wirkung aus, allerdings bildet die eigene Logik des Feldes Zwänge, denen sich die 'alten Geistlichen' (wie alle anderen Akteure) nicht entziehen können. Insgesamt ist die Stellung der Kirche und ihrer Vertreter durch diesen Wandel stark geschwächt worden. Wurde das religiöse Feld lange Zeit von den ordinierten Geistlichen beherrscht, so geben im neuen "Feld der Seelenheilung" (ebd., S. 234) die neuen Geistlichen und die Intellektuellen den Ton an: "In dem Kampf um die Durchsetzung der richtigen Weise, Leben und Welt zu erleben und zu sehen, wandelt sich die Stellung des Geistlichen tendenziell von einer dominanten in eine dominierte" (ebd., S. 237).⁸⁷

Bourdieu sieht zwei Gründe für diese veränderten Kräfteverhältnisse und der zurückgehenden Bedeutung von Kirchlichkeit. Der erste Grund liegt in den enorm gestiegenen Bildungskompetenzen. Das hat einerseits dazu geführt, daß die Zahl der Berufe und Berufstätigen in dem neuen 'Feld der symbolischen Manipulation' stark angewachsen ist, andererseits hat der 'Laienintellektualismus' heute eine Verbreitung und ein Niveau erreicht, durch das die religiösen Laien in stärkerer Unabhängigkeit von den 'Monopolisten' der Weltdeutung geraten sind. Verändert hat sich also das Herrschafts- und Autoritätsverhältnis zwischen der Kirche und ihren Mitgliedern, den Laien. Das weniger starke Bildungsgefälle zwischen Spezialisten und Teilen der Laien hat auch dazu geführt, daß die Praxisformen von Religionsausübung und 'Techniken' der Seelenheilung sich verändern und zum Teil annähern. Auch 'alte Geistliche' lehnen psychologische Methoden, fernöstliche Meditationsformen usw. heute keineswegs ab, tragen damit in gewisser Weise aber selbst zur stärkeren Unschärfe der Grenzen des Religiösen bei.

Der zweite Grund betrifft den Milieuwandel. Die traditionellen kollektiven Bindungen sind offener geworden und haben an Verbindlichkeit verloren; Gemeinschaft wird wesentlich stärker individuell organisiert. In den traditionellen Gesellungs- und Gemeinschaftsformen des Klein-

⁸⁷

Da der hier zitierte Beitrag Bourdieus eher die Situation am Ausgang der 1970er Jahre analysiert ist allerdings zu fragen, ob für die jetzige Zeit nicht die Konkurrenz von 'neuen und alten Geistlichen' in gewisser Weise alltäglich geworden ist und inzwischen andere Probleme im religiös-kirchlichen Feld dominieren (vgl. Abschnitt 2.2.).

bürgertums hatte die Kirche mit ihren Angebots- und Arbeitsformen als "ritualisierte Religion" (ebd., S. 237) und in diesem Zuge der Pfarrer immer einen wichtigen Platz. In dem Maße, wie diese "kollektive[n] Rahmengebilde" (ebd., S. 237) stärker privatisiert werden, werden auch Stellung und Einfluß des Geistlichen schwächer; ihm verbleibt heute häufig nur noch "über dem sozialen Ritual eine Monopolstellung" (ebd., S. 237), während andere Lebensbereiche und Bereiche der Seelenheilung weniger durch ihn kontrolliert werden können.

2.3.3. Konsequenzen für die Typenbildung in Feldern

Diese ausführliche Betrachtung hat gezeigt, daß Weber dadurch, daß er nicht von begrifflichen Vorverständnissen, sondern von der unterschiedlichen Lebenssituation der Akteure ausgeht, die religiöse Orientierung und das religiöse Handeln plausibel mit der Alltagspraxis verbinden kann. Dadurch gelingt ihm das, was in den unter den Abschnitten 2.1. und 2.2. genannten Untersuchungen zum Bildungsurlaub in der (politischen) Erwachsenenbildung und zur Kirche nicht gelungen ist: eine überzeugende Typenbildung, durch die ein Blick auf das Gesamtfeld ermöglicht wird. Weber erreicht das zum einen, indem er nicht nur den sozialen und ökonomischen Status der Akteure betrachtet, sondern deren gesamte *alltägliche Lebensführung* und somit die Mentalität. In den Blick nahm Weber demnach die Affinitäten zwischen Alltagspraxis oder *Alltagsethik* und religiöser Ethik. Zum anderen fokussiert er nicht auf einzelne Akteure, sondern auf die typische Lebensführung sozialer Gruppen und deren damit zusammenhängende Disposition für religiöse Bedürfnisse.

Bourdieu's kritische Interpretation dieses Ansatzes führt zu systematischen Ergänzungen. Am Beispiel der Religion entwickelt er (wie in Abschnitt 2.3.2. beschrieben) exemplarisch, daß zwischen den sozialen Feldern 'relative Autonomie' besteht. Das bedeutet, daß das Handeln der Akteure in einem bestimmten Feld zwar mit deren Lage in einem anderen Feld (etwa dem ökonomischen) *zusammenhängt, aber nicht direkt daraus abgeleitet* werden kann.⁸⁸ Die soziale Praxis der Akteure hat demnach einen 'mehrdimensionalen' Hintergrund, der zu einer 'ganzheitlichen' Haltung (Bourdieu: Habitus; vgl. Abschnitt 3.2.) führt; darin sind Ideelles und Materielles integriert.⁸⁹ Wie sich die Akteure in den Feldern orientieren und verhalten, hat

⁸⁸ Somit entgeht Bourdieu auch der Alternative, Religion entweder auf die 'objektiven' Funktionen für die Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung zu reduzieren oder auf die subjektiven Vorstellungen der Akteure. Diese beiden Richtungen sieht Bourdieu für die Religionssoziologie auf Durkheim und Weber zurückgehen. Durkheim hob die sozialen Funktionen der Religion für die gesellschaftliche Integration hervor (Durkheim 1981), auf Weber kann sich die phänomenologisch-interaktionistische Richtung berufen. Bourdieu sieht darin zwei Perspektiven auf die gleiche Sache, die zusammen gedacht werden müssen, d.h., daß es eine "Entsprechung zwischen sozialen Strukturen (...) und den mentalen Strukturen geben muß, eine Korrespondenz, die sich mittels der Struktur der symbolischen Systeme, wie Sprache, Religion, Kunst etc., einstellt" (Bourdieu 1971b, S. 6f d. dt. Übersetzung).

⁸⁹ Das Verhältnis von 'Materiellem' und 'Ideellem' hat Bourdieu ausgehend von dieser Auseinandersetzung mit Weber später häufig in den Mittelpunkt gestellt. Die beiden Dimensionen sind weder völlig unabhängig voneinander noch völlig determinierend, sondern stehen in einer dialektischen Beziehung miteinander. Vgl. dazu den Abschnitt 'Glaube und Leib' in Bourdieu 1987 (S. 122ff):
"Der praktische Glaube ist kein 'Gemütszustand' und noch weniger eine willentliche Anerkennung eines Korpus von Dogmen und gestifteten Lehren ('Überzeugungen'), sondern, wenn die

deshalb mit den Affinitäten des Habitus der Akteure zu den aktuellen 'Kulturen' der Felder zu tun. Diese 'Kultur der Felder' ist nicht festgeschrieben, sondern umkämpft und dadurch im Wandel begriffen. Veränderungen in der Mobilisierung und Repräsentation von Akteuren, wie sie durch zurückgehende Teilnahme an den Angeboten und Arbeitsformen der gewerkschaftlichen Erwachsenenbildung und der Kirche angezeigt sind, müssen deshalb vor dem Hintergrund veränderter Habitusmuster und veränderter Feldstrukturen gesehen werden. Welche 'institutionalisierte Form' der Religion bzw. welcher politische Bildungsurlaub, so muß gefragt werden, hat heute eine Chance bzw. wird heute gebraucht?

Eine empirisch valide Typenbildung muß deshalb den komplexen Lebenskontext der Akteure in den Mittelpunkt stellen, der sich in der Mentalität bzw. dem Habitus zeigt. Zugleich müssen ähnliche Habitusmuster für soziale Gruppen herausgearbeitet werden, um das Feld insgesamt betrachten zu können.

Formulierung gestattet ist, ein *Zustand des Leibes* "(ebd., S. 126, Hervorhebung im Original).
"Die körperliche Hexis ist die realisierte, *einverleibte*, zur dauerhaften Disposition, zur stabilen Art und Weise der Körperhaltung, des Redens, Gehens und damit *Fühlens und Denkens* gewordene politische Mythologie" (ebd., S. 129, Hervorhebung im Original).
"Was der Leib gelernt hat, das besitzt man nicht wie ein wiederbetrachtbares Wissen, sondern das ist man" (ebd., S. 135).

3. Der theoretische Untersuchungsansatz: Mentalitätstypen

3.1. Das Problem der plausiblen Typenbildung

Das Problem, das zu den beiden hier betrachteten Studien geführt hat, lag darin, daß die Orientierungen und das Handeln in den spezifischen Feldern nicht mit der Alltagspraxis der Akteure verbunden werden konnten. Das führt zu Spekulationen über Hintergründe und Motive, die den Akteuren nicht gerecht werden. Am Beispiel der Religionssoziologie Webers konnte gezeigt werden, daß sich Einstellung und Handeln im religiösem Feld (genauso ließe sich hier vom Feld der (politischen) Erwachsenenbildung sprechen) erst durch die Berücksichtigung der gesamten alltäglichen Lebensführung sinnvoll entwickeln lassen. Webers Analysen im Abschnitt "Stände, Klassen und Religion" (Weber 1972, S. 285 - 314) können daher als Vorbild für eine Mentalitätstypologie gelten (vgl. Abschnitt 2.3.1.).⁹⁰ Das Beispiel macht auch klar, daß eine Typenbildung dadurch überzeugend wird, daß die gefundenen Typen nicht beliebig konstruiert werden, sondern *historisch anschlussfähig* an soziale Gruppen sind.

Eine solche Typenbildung kann sich deshalb wie beschrieben nicht auf nur eine Dimension stützen, etwa in dem 'Nähe' oder 'Ferne' zum Feld und die soziale Position ('Arbeiter', 'Hochgebildete' usw.) berücksichtigt werden. Der Zugang zum Feld ist komplexer. Bourdieus Erkenntnis von der 'relativen Autonomie' der Felder zeigt, daß sich das religiöse Handeln der gesellschaftlichen Akteure weder einseitig aus deren ökonomischer Position noch einseitig aus der Überzeugungskraft 'religiöser Substanz' erklärt. Die ökonomische Position bestimmt die Akteure nicht direkt, sondern 'nur' vermittelt, indem die alltägliche Lebensführung insgesamt auf ökonomische Bedingungen wie auch auf andere Erfordernisse und Ansprüche (Gemeinschaft, Gesellung, Freizeit usw.) abgestimmt wird. Der 'Sinn' der 'Einstellungen' zu Religion und Kirche sowie zur (politischen) Bildung, hinter denen sich tatsächlich komplexe Zugänge zu den jeweiligen Feldern verbergen, wird erst daran erkennbar, wie sie sich in diesen Kontext der Alltagsbewältigung einfügen bzw. mit diesen ein *Syndrom* (Adorno u.a. 1973 [1950]) bilden. Wird bei der Typenbildung dieser Kontext nicht berücksichtigt, werden den Akteuren implizit oder explizit bestimmte Motive oder Interessen zugeschrieben. Unterscheidungen wie 'Interessierte - Desinteressierte', 'Bestimmte - Unbestimmte' usw. zeugen davon, daß Akteure bzw. Akteursgruppen an bestimmten Maßstäben (von politischer Bildung, von Kirchlichkeit und Religiösität) gemessen werden, die aber erst daraufhin überprüft werden müssen, wie soziale Gruppen vor dem Hintergrund ihrer Lebenssituation überhaupt dazu stehen.

Dies muß auch an der Untersuchung von Adorno u.a. (1973 [1950]) zum 'autoritären Charakter' kritisiert werden, deren Typologie nicht die klassenkulturellen Mentalitäten des Alltags abbildet. *Zum einen* wird darin nur ein Zug ('autoritär - nicht autoritär') berücksichtigt und *zum*

⁹⁰ Weber verwendete zumeist die Begriffe "Lebensführung" (vgl. 1972, S. 321ff) und "Ethik" bzw. "Alltagsethik" (1972, S. 323; 1991, S. 310). Damit ist bei ihm die Ebene der Mentalität gemeint (auch in seiner Unterscheidung von "Klasse" und "Stand" ist die Mentalitätsebene implizit enthalten). Geiger (1987 [1932], S. 77ff) hat den Begriff in seiner Studie "Zur sozialen Schichtung des deutschen Volkes" expliziert.

anderen nicht die Ebene der Ideologie von der Ebene der Alltagsmoral abgegrenzt. Durch die von Adorno selbst in Auftrag gegebene Studie von Jaerisch (1975) konnte dies teilweise korrigiert werden (vgl. den untenstehenden Kasten zur Syndrom- und Typenbildung bei Adorno).

Syndrombegriff und Typenbildung bei Adorno und ein Beispiel für Mentalitätstypen

Mit dem Begriff des Syndroms haben Adorno u.a. (1973, [1950]) in der sozialpsychologischen Studie zum 'autoritären Charakter' gearbeitet. Ziel der darin durch qualitative und standardisierte Methoden entwickelten Typologie war es, "unter jeder Typusbezeichnung eine Anzahl von Zügen und Dispositionen zu ordnen und diese in einen Zusammenhang zu bringen, der sie ihrem Sinn nach als eine mögliche Einheit zeigt" (Adorno 1973, S. 309).⁹¹

Allerdings zeigt sich in der empirischen Umsetzung, daß die entwickelte F-Skala, die das autoritäre Syndrom messen sollte, letztlich eindimensional auf einer weltanschaulich-ideologischen Ebene ('demokratisch-autoritär') blieb. Eine solche Engführung erfaßt nicht die Mehrdimensionalität der Mentalitäten, die auf die praktische Alltagsbewältigung ausgerichtet sind. Die weltanschauliche Ebene bzw. das Gesellschaftsbild ist davon allenfalls ein Ausschnitt;⁹² von ihrer Genese her ist die Alltagsbewältigung 'unideologisch'. Deshalb ist davon auszugehen, daß unter der Kategorie 'Arbeiter' bei Adorno u.a. unterschiedliche Mentalitätstypen subsumiert worden sind, die sich nur hinsichtlich einiger Einstellungszüge ähneln.⁹³

Die Befunde von Adorno u.a. liegen eher auf der Ebene der Weltanschauung. Zwischen dieser und der Alltagsmentalität verläuft nach Bourdieu ein "epistemologischer Bruch" (1982, S. 728f), der vergleichbar ist mit dem schon von Geiger beschriebenen Verhältnis von Ideologie und Mentalität (Geiger 1987, S. 77f). Weltanschauungen oder Ideologien entstehen 'kognitiv' und auf eher abstrakter Ebene (Bourdieu: "kognitive Logik"), während die Mentalitäten sich aus

⁹¹ "Wir halten solche Typen für die wissenschaftlich fruchtbarsten, welche sonst verstreute Züge zu sinnvoller Kontinuität integrieren und Korrelationen von Elementen sichtbar machen, die nach psychologischer Interpretation der Ihnen zugrundeliegenden Dynamik ihrer 'inhärenten' Logik gemäß zusammengehören" (Adorno u.a. 1973, S. 309).

⁹² Ein anderes Beispiel ist die Untersuchung von Habermas u.a. zum politischen Bewußtsein der Studenten. Sie verwenden den Begriff des "politischen Habitus", mit dem sie "das Verhältnis der Befragten zur Öffentlichkeit im ganzen, zur politischen Sphäre als solcher fassen" (1961, S. 72). Dabei unterscheiden sie vier Dimensionen (Einstellungsbündel) dieses politischen Habitus und bilden schließlich sechs Einstellungstypen. Sie können dabei die Einstellungen zur Politik nur sehr eingeschränkt in die 'kulturelle Gesamtorientierung' (Milieu) integrieren; die Einstellung zur Politik wird nicht zusammen mit anderen Einstellungszügen zu einem Syndrom der Alltagsbewältigung kombiniert. Von den sechs Einstellungstypen, die sie differenzieren, werden somit vier mehr oder minder defizitär als 'Mitläufer' eingestuft (vgl. Habermas u.a. 1961, S. 124).

⁹³ Implizit floß bei der Untersuchung zudem ein Elite-Masse-Schema ein, das davon ausgeht, daß demokratisches Bewußtsein sich nur durch Individualität und Reflexion entwickeln kann. Jaerisch (1975) kritisiert in ihrer von Adorno selbst angeregten Studie an der F-Skala eine latente Idealisierung der "'gebildeten' Mittelschicht". Die Arbeiter werden somit "an der Elle der individualistischen Gewohnheiten und Werte dieser Mittelschicht" gemessen (ebd., S. 161). Somit müsse davon ausgegangen werden, daß das 'Meßinstrument' auf die soziale Situation (also das Milieu) der Arbeiter nicht angemessen abgestimmt war, "daß bereits die F-Skala zumindest teilweise auch solche Normen und Verhaltensmuster bei Arbeitern als autoritär erscheinen ließ, die weniger triebdynamischen Ursprungs als zwangsläufig durch ökonomische Lage, Berufs- und Geschlechtsrollen, vorgegebene Umwelt und Zukunftsperspektiven bedingt werden" (ebd., S. 154).

dem praktischen Alltagshandeln, vor allem dem Beziehungshandeln der Menschen (also in den Milieus) entwickeln (Bourdieu: "praktische Logik"). Sie lassen sich eher als 'Alltagsbewußtsein' verstehen. Daß die Menschen sich scheinbar häufig "nicht im Sinne ihrer materiellen Interessen verhalten", wie Adorno beklagt, liegt daran, daß die Intellektuellen die Weltanschauung der Akteure häufig an dem Schema der kognitiven Logik messen (d.h., aus der objektiven Lage werden bestimmte Interessen als 'logisch richtig' abgeleitet) und nicht an den Maßstäben der praktischen Alltagstauglichkeit. "Wenn die Menschen die soziale Welt beurteilen sollen, treten grelle, irrationale Züge hervor" (Adorno u.a. 1973, S. 11), so die typische Wahrnehmung aus dieser Perspektive.⁹⁴

In der Studie 'Kirche und Milieu' wurden aus den 'Werkstattveranstaltungen' Mentalitätsprofile entwickelt. Das ermittelte 'Einstellungsspektrum' zu Kirche und Religion wurde dabei als Teil der milieutypischen Gesamtorientierung gesehen, also als ein Ausschnitt der Mentalität. In den herausgearbeiteten Mentalitätsprofilen ist diese Beziehung berücksichtigt.

Der Typus der 'Humanisten' zum Beispiel (Bremer u.a. 1999, S. 206ff) hat einen Zugang zur Kirche vor allem über Ideelles, Geistiges, Sinnsuche, Kultur usw. Das ist allerdings nicht eine mehr oder weniger beliebige Einstellung zur Kirche, sondern diese Einstellung zur Kirche korrespondiert mit dem typischen Habitus der Bildungselite. Dieser ist mit seiner hohen Bewertung der 'geistigen Ebene' zugleich ein Distinktionshabitus gegenüber dem 'Vulgärgeschmack' und 'Materialismus' der weiter unten stehenden Milieus, der sich im Gegensatz 'Ideell-Materiell' ausdrückt. Die Einstellung zur Kirche ist erst vor dem Milieuhintergrund zu verstehen, in den sie eingebunden ist.

Beim Typus der 'Alltagschristen' dagegen (Bremer u.a. 1999, S. 221ff) ist die 'Einstellung' zur Kirche *praktisch*. Ein nur ideeller Zugang zur Kirche wird distanziert betrachtet; die Ideale müssen sich im Handeln wieder finden (Prinzip der 'Einheit von Wort und Tat'). Es ist demnach kein Defizit an ideeller Orientierung und eine 'materialistische Haltung', sondern steht für einen pragmatisch-realistischen Umgang mit ideellen und nicht-ideellen (materiellen) Motiven. Auch diese Haltung steht in Zusammenhang mit dem Milieu, dem die Alltagschristen zugehörig sind. Es sind praktisch denkende und praktisch handelnde Menschen, so daß ein praktischer Zugang zu Kirche und Religion ihrer Alltagspraxis entspricht (vgl. auch Abschnitt 6. zur 'Gruppenwerkstatt').

Empirische Methoden zur Typenbildung müssen also dem Anspruch genügen, die 'Violdimensionalität' der Alltagsbewältigung zu berücksichtigen. Für das Finden von Typen muß deshalb auf *qualitative* empirische Methoden zurückgegriffen werden, weil sich die Bedeutung der Dimensionen und die subjektive Perspektive der Akteure auf die sozialen Felder nur herausarbeiten läßt, wenn die Akteure selbst zu Wort kommen können.⁹⁵ Die Entscheidung für die Art der Methoden (qualitative/quantitative Methoden oder eine Kombination beider Wege) löst aber das Problem nicht automatisch. Typen findet man nicht allein durch ein bestimmtes empiri-

⁹⁴ Vgl. dazu auch Vester u.a. 1993, S. 92ff.

⁹⁵ Quantitative Verfahren können bekanntlich aufgrund der Standardisierung nur die Häufigkeit bzw. Intensität bereits vorgegebener Einstellungsdimensionen in Form von verkürzten Statements ermitteln. Qualitative Verfahren sind in dieser Hinsicht offen angelegt. Das Spektrum möglicher Antworten soll nicht vorab eingeeengt werden; zudem sollen die Befragten sich zum Thema mit ihren eigenen Worten äußern können.

sches Verfahren, sondern es muß zugleich theoretisch begründet sein, welche Dimensionen für eine valide Typenbildung berücksichtigt werden müssen, so daß "ähnliche Fälle zu Gruppen" (Kelle/Kluge 1999, S. 11) zusammengefaßt werden können.⁹⁶

Zugleich muß es mit Hilfe der empirischen Methoden aber auch möglich sein, über die Ebene von Einzelfällen hinaus Aussagen machen zu können, um (wie durch die Webersche Typologie) die Gesamtsituation und die Potentiale, für die die Typen stehen, einschätzen zu können (vgl. die beschriebenen Probleme in den Abschnitten 2.1 und 2.2.3.). Die Einzelfälle müssen also in den sozialen Raum eingeordnet und Akteursgruppen zugeordnet werden können.⁹⁷ Dazu diene uns bei den hier beschriebenen Studien eine 'Landkarte sozialer Milieus' als Hintergrund, die im folgenden Abschnitt beschrieben wird.

Ungenügend ist auch, für einen Typus nur einen Fall heranzuziehen. Ein einzelner Fall deckt das Spektrum eines Typus nicht ausreichend ab. Es sich zudem um einen Fall handeln, der für den Typus nicht maßgebend ist, da er nur eine Randvariation darstellt. Deshalb muß bei der Typenbildung auch eine gewisse Fallzahl erreicht werden (vgl. Abschnitt 4.2.).

3.2. Habitus und soziales Milieu

Bisher sind die theoretischen Voraussetzungen der von uns durchgeführten Studien nur kurz genannt worden (Habitus/Mentalität, Alltagspraxis, Milieu). In diesem Abschnitt sollen sie etwas näher beschrieben werden.

Wie bereits erwähnt, lag den Untersuchungen die Annahme zu Grunde, daß die Orientierung und das Handeln der Akteure im Feld - (politische) Erwachsenenbildung und Kirche/Religion - vor dem Hintergrund der Alltagspraxis, dem sozialen Milieu, gesehen werden muß. Im alltäglichen Handeln stehen vor allem die verschiedenen Lebenssphären - Arbeit, Freizeit, Familie, Freunde, Nachbarschaft usw. - im Mittelpunkt. Diese müssen von den Menschen 'bewältigt' werden, indem Interessen, Ideale, Handlungen und Gefühle gesteuert und sinnhaft integriert werden. Die 'Feldorientierung' ist in diese 'Gesamtorientierung' eingebunden.

Die Integration der Lebensbereiche mit ihren je unterschiedlichen Möglichkeiten und Zwängen führt zur Herausbildung von bestimmten Prinzipien, die den Akteuren 'liegen' und die zusammen ein *Syndrom* (Adorno u.a. 1973[1950]) von Mentalitäts- bzw. Habituszügen bilden.

⁹⁶ Für einen umfassenden Überblick über Methoden der Typenbildung vgl. Kluge 1999, Kelle/Kluge 1999. Allerdings werden darin in erster Linie "Techniken und Methoden" (Kelle/Kluge, S. 11) vorgestellt, während die theoretische Begründung eines Typus weniger im Mittelpunkt steht. Erst durch diese wird aber erst bestimmt, wann typische Ähnlichkeiten vorliegen.

⁹⁷ Qualitative Studien haben häufig das Problem, daß sie sich zumeist mehr oder weniger auf Einzelfälle beschränken. Selbst wenn typologisch gearbeitet wird, können zumeist kaum Aussagen darüber gemacht werden, wie weit die Gültigkeit der Befunde reicht. Das trifft weitgehend auch für die Studien zu, die im Anschluß an Bohnsack (1989, 1997, 1999) mit der 'dokumentarischen Methode' gearbeitet haben (u.a. Loos 1999, Meuser 1998, Schmid 1989, Behnke 1997, Behnke/Meuser 1999). Die darin herausgearbeiteten Typologien und die verwendeten Milieudefinitionen erlauben letztlich keine Einschätzungen darüber, welches Gewicht die einzelnen Typen insgesamt haben.

In diesem Syndrom besteht zwischen den Prinzipien eine *Balance*, die man mit einem *Mobile*⁹⁸ vergleichen kann. Akteursgruppen, die aufgrund ähnlicher Prinzipien (also ähnlichem Habitus bzw. ähnlicher Mentalität) zu ähnlichen praktischen Mustern der Alltagsbewältigung kommen, bilden ein soziales Milieu (vgl. Vester u.a. 1993/2001).

Erstmals hat Durkheim dem sozialen Milieu eine wichtige Bedeutung beigemessen (1988 [1893], 1961 [1895]).⁹⁹ Soziale Gruppen bilden sich dadurch, daß Individuen "Ideen, Interessen, Gefühle und Beschäftigungen gemeinsam haben". Diese Gemeinsamkeiten, mit denen sie sich zugleich von anderen unterscheiden, führen dazu, "daß sie sich suchen, in Verbindung treten, sich vereinen und auf diese Weise nach und nach eine engere Gruppe bilden" und dabei einen "Korpus moralischer Regeln" entwickeln (Durkheim 1988, S. 55f). Im sozialen Milieu kommen demnach objektive Zwänge und subjektive Neigungen zusammen;¹⁰⁰ es sei wesentlichste Aufgabe der Sozialwissenschaft, "die verschiedenen Eigentümlichkeiten dieses Milieus (...) zu entdecken" (Durkheim 1961, S. 195). In seiner Studie "Über soziale Arbeitsteilung" schrieb er den durch funktionale Differenzierung neu entstehenden Berufsgruppen dabei eine wichtige Rolle zu, um die herum sich die "moralischen Milieus" (Durkheim 1988, S. 53) bilden würden. Wenn in den hoch entwickelten Gesellschaften der heutigen Zeit die Bedeutung der Berufssphäre als zentraler Lebensbereich abgenommen hat, so heißt das aber nicht, daß die sozialen Milieus sich damit auflösen.¹⁰¹ Vielmehr verbreitern und öffnen sich die Erfahrungszusammenhänge oder "sozialen Lagen" (Hradil), auf deren Grundlage sich die Milieus herausbilden (vgl. Vester u.a. 1993, S. 70ff, S. 124ff.; dies. 2001).¹⁰²

Aufgrund dieser ähnlichen - oft unausgesprochenen - gemeinsamen moralischen und geschmacklichen Neigungen treffen sich Angehörige eines sozialen Milieus in Berufen, Familien, Wohnquartieren, Vereinen, Kneipen, Kulturveranstaltungen usw. - oder auch in Bildungsveranstaltungen oder der Kirche. Ebenso, wie sich Leute durch gemeinsame moralisch-geschmackliche Normen oder Klassifizierungen miteinander verbunden fühlen, grenzen sie sich von anderen ab, indem sie sich z.B. aus dem Wege gehen. Zusammenhalt und Abgrenzung erfolgen dabei zumeist unreflektiert im Sinne eines "begrifflosen Erkennens" (Bourdieu 1982,

⁹⁸ Das Bild des Mobiles ist von mir bereits früher in Bezug auf ein innerfamiliäres Gleichgewicht benutzt worden (vgl. Bremer 1995, S. 113). Es kann aber ohne weiteres auch im hier skizzierten Kontext verwendet werden.

⁹⁹ Vgl. ausführlich Vester u.a. 2001, S. 164ff.

¹⁰⁰ Durkheim hat keineswegs das Milieu einseitig als kontrollierend und äußeren Zwang ausübend konzipiert, wie ihm das bisweilen vorgeworfen wird, sondern darin ein dynamisches Verhältnis von subjektiven und objektiven Aspekten gesehen (ähnlich wie bei Bourdieu in der Dialektik von Habitus und Feld). Vgl. auch den entsprechenden Hinweis von Matthiesen (1998, S. 29). Auch Durkheim selbst wies den Vorwurf zurück, daß er mit der Betonung der "äußeren Bedingungen und dem Milieu" verbinde, "die Quellen des Lebens außerhalb des Lebendigen" zu suchen (1961, S. 201).

¹⁰¹ Vgl. dazu Hradil, der den Milieubegriff erweitert und in die Soziologie und Ungleichheitsforschung zurückgebracht hat (Hradil 1987, 1999).

¹⁰² Die phänomenologische Tradition des Milieubegriffs ist mit den Namen Max Scheler und Aron Gurwitsch verbunden (vgl. Hitzler/Honer 1984, Grathoff 1989). Bohnsack (1999, 1997, 1989) verbindet Gurwitschs Milieubegriff mit Mannheims Konzept des 'konjunktiven Erfahrungsraums' (Mannheim 1980 [1922-1925]). Ein Überblick über die verschiedenen Traditionslinien des Milieubegriffs geben Matthiesen (1998) und Hradil (1992).

S. 734), weil man die Welt mit den gleichen Augen sieht, dieselbe Sprache spricht, auf einer Wellenlänge schwingt, sich unter seines Gleichen fühlt - oder das alles eben gerade nicht teilt.¹⁰³ Mit diesen verinnerlichten (gleichen oder verschiedenen) "Klassifikationssystemen" oder "Klassifikationsschemata" (Bourdieu), mit denen die Akteure die soziale Welt wahrnehmen, verfügen sie über ein "praktisches Wissen", um "sich in dieser Welt 'vernünftig' verhalten zu können" (Bourdieu 1982, S. 730).¹⁰⁴

Bourdieu hat für diesen verinnerlichten Orientierungssinn einem klassischen lateinischen Begriff, den *Habitus*, einen zentralen Platz in seiner Theorie eingeräumt.¹⁰⁵ Der *Habitus* bezeichnet "eine allgemeine Grundhaltung, eine Disposition gegenüber der Welt" (Bourdieu 1992b, S. 31), in der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata enthalten sind, mit denen die soziale Welt klassifiziert, also kognitiv, moralisch und geschmacklich bewertet und eingeteilt wird. Bourdieu spricht vom *Habitus* als einem "einheitsstiftenden Erzeugungsprinzip aller Formen von Praxis" (1982, S. 282f), d.h., daß in allen Lebensbereichen gewissermaßen dieselbe Handschrift des Akteurs zu erkennen ist.¹⁰⁶ Einzelne Praktiken oder Merkmale, z.B. das Handeln in einem bestimmten sozialen Feld wie der Bildung oder der Religion,¹⁰⁷ stehen in einem Zusammenhang mit anderen: "Wie einer spricht, tanzt, lacht, liest, was er liest, was er mag, welche Bekannten und Freunde er hat usw. - all das ist eng miteinander verknüpft" (Bourdieu 1992b, S. 31f). Statt Einstellungen oder Praktiken isoliert zu betrachten besteht

¹⁰³ Daran zeigt sich auch, daß der Lebensstil nur die Oberfläche dieser gemeinsamen Prinzipien bildet.

¹⁰⁴ Vgl. dazu Bourdieu 1982, S. 727ff.

¹⁰⁵ Erstmals legte er dieses theoretische Konzept in dem Aufsatz "Der *Habitus* als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis" (Bourdieu 1970, S. 125ff) sowie in seiner Auseinandersetzung mit Webers Religionssoziologie (Bourdieu 1971a, 1971b) dar. Beim Anknüpfen Bourdieus (1970) an den Kunsthistoriker Panofsky (1932), bei dem er, wie Bohnsack (1997; 1999, bes. S. 173f) besonders hervorhebt, auch den *Habitus*-Begriff aufnimmt, hatte Bourdieu ganz bewußt diesen Terminus benutzt, um damit zugleich weiterreichende Konnotationen zu verknüpfen: "Der Begriff gestattete es mir damals, mit dem strukturalistischen Paradigma zu brechen, ohne in die alte Philosophie des Subjekts oder des Bewußtseins, die der klassischen Ökonomie und ihres *homo oeconomicus*, zurückzufallen, die heute unter dem Namen des methodologischen Individualismus wiederkehrt" (Bourdieu 1997, S. 61, Hervorhebung im Original). Obwohl noch nicht explizit entwickelt, hatte er mit dem Aufgreifen des Begriffes zugleich "implizit" (ebd., S. 63) ein weitreichendes Konzept entworfen, das an eine mit dem Begriff des *Habitus* verbundene Denktradition bzw. Denkrichtung anknüpft: "Es scheint mir in der Tat so, daß die Benutzer des Wortes *Habitus* sich in allen Fällen von einer der meinigen verwandten theoretischen Intention leiten ließen: den Boden der Bewußtseinsphilosophie zu verlassen, ohne den Akteur in seiner Wahrheit als praktischen Operator der Gegenstandskonstruktion abzuschaffen" (ebd., S. 63).

¹⁰⁶ "In der Arbeitsmoral des alten Kunsttischlers, dem skrupulöse und einwandfreie Arbeit, Gepflegtes, Ausgefeiltes und Feines alles ist, nicht minder wie in seiner Ästhetik der Arbeit um ihrer selbst willen, die ihn Schönheit an der aufgewendeten Pflege und Geduld messen läßt, steckt alles: sein Weltbild wie seine Art und Weise, mit seinen Finanzen, seiner Zeit und seinem Körper zu wirtschaften, seine Verwendung der Sprache wie seine Kleidervorliebe" (Bourdieu 1982, S. 283).

¹⁰⁷ Bourdieu wendet sich ausdrücklich gegen den "Atomismus einer bestimmten Sozialpsychologie, die die Einheit der Praxis zerbricht und partielle 'Gesetzmäßigkeiten' herstellt" (1982, S. 282, Fußnote 4).

durch den Habitus eine „*stilistische Affinität*“ von Praxisformen, „die jede Einzelpraxis zu einer ‘Metapher’ einer beliebig anderen werden läßt“ (Bourdieu 1982, S. 282).

Die sozialen Milieus werden also durch den Habitus der Akteure gestiftet, zugleich aber wird der Habitus auch in den sozialen Milieus erworben. Dieser Erwerb beginnt mit der Kindheit, vermittelt weniger durch explizite pädagogische Entwürfe als über die in der Praxis des Elternmilieus und des sozialen Umfeldes implizit enthaltenen „Prinzipien von praktischer Schlüssigkeit“ (Bourdieu 1987, S. 137) - also als ‘stille Pädagogik’. In den gewohnheitsmäßigen Alltagsroutinen, der Art, wie miteinander (partnerschaftlich - hierarchisch) und mit anderen umgegangen wird (gemeinschaftlich - abgrenzend), wie der Tag strukturiert und gefüllt ist (methodisch - spontan/asketisch - hedonistisch), wie Haus, Wohnung und anderes gestaltet sind (zweckmäßig - ästhetisch) usw. drücken sich die moralischen und geschmacklichen Neigungen aus, an denen sich Kinder bei der Entwicklung eigener Handlungsmuster orientieren. Das Wesentliche des *modus operandi*, wie Bourdieu den Habitus häufig bezeichnet, wird also „in der Praxis im Zustand des Praktischen vermittelt, ohne die Stufe des Diskurses zu erreichen“ (Bourdieu 1987, S. 136). Der Habitus wird also weniger über kognitives als über praktisches Lernen erworben.

In der Biographie werden diese Grundzüge der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata in den Lebensphasen und den sozialen Feldern, die ‘betreten’ werden, ständig herausgefordert und weiter entfaltet.¹⁰⁸ Dabei bleibt der Habitus eine Art innerer Kompass, der überwiegend vorreflexiv, „jenseits von Bewußtsein und diskursiven Denken“ (Bourdieu 1982, S. 730), die Lebensführung in eine Richtung lenkt.¹⁰⁹ Gerade durch das vorreflexive Erwerben und gewohnheitsmäßige ‘Anwenden’ verändert sich der Habitus in seinen Grundzügen nur

¹⁰⁸ Das läßt sich z.B. anhand von bestimmten biographischen Konstellationen und Entwicklungsstufen verfolgen, wie sie von Erikson (1965, 1988) idealtypisch beschrieben wurden.

¹⁰⁹ Die Individualisierungsthese (Beck 1986) hat dagegen Theorien der ‘Bastelexistenzen’ und ‘Patchworkidentitäten’ inspiriert, die von anderen Prämissen ausgehen. Die Lebenswelten sind demnach zergliedert; der Sinn muß durch einen reflexiv-konstruktiven Akt des Individuums erst “gebastelt” werden. Hitzler/Honer (1994) vermuten, “daß die alltägliche Lebenswelt des modernen Menschen zersplittert ist in nicht mehr zusammenhängende Teil-Orientierungen, daß Sinngebung zu einer privaten Angelegenheit jedes einzelnen geworden ist” (1994, S. 308f). Nach ihrer Analyse ist die Welt also fragmentiert; die Freisetzungen aus Bindungen zwingen die Menschen in eine ambivalente Lage des je nach Situation ‘Wählen-Müssens’ und ‘Wählen-Dürfens’; der gewonnenen Autonomie steht die ständige Bedrohung durch Überforderung gegenüber, weil der moderne Mensch “permanent mit einer Vielzahl von (Selbst-) Stilisierungsformen und Sinnangeboten konfrontiert ist, unter denen er mehr oder minder ‘frei’ wählen kann - und muß” (1994, S. 308). Implizit liegt dieser Analyse ein Denken zugrunde, wonach Kollektivität immer mit äußerem Zwang und Unfreiheit verbunden wird, Individualität mit Wahl und Freiheit. Zudem wird von einem zunehmenden Maß von Reflexivität ausgegangen; die Menschen ‘bedienen’ sich auf einem “Sinnmarkt, eine Art kultureller ‘Supermarkt’ für Weltdeutungsangebote aller Art” (1994, S. 308). Folglich hat das “individualisierte Sinnbasteln des individualisierten Menschen (...) etwas von einem Patchwork bzw. von einer Collage, von jenem ästhetisch-technischen Verfahren also, diverse Sujets zu einem neuen Assoziationsraum zusammenzuschließen” (S. 310). Dagegen werden Mentalität und Habitus als in hohem Maße verinnerlichte und weniger reflektierte Ebene der ‘inneren Sinnstiftung’ und der Stiftung sozialer Zusammenhänge begriffen.

sehr langsam über eine oder mehrere Generationen.¹¹⁰ Die Entscheidungen des Lebens, die Wahl von Gemeinschaften, Lebens- und Konsumstil, Beruf usw., sind immer relativ zu sehen ist, d.h. vor dem Hintergrund von nichtbewußten und -reflektierten Prinzipien, die die bewußte Entscheidung vorstrukturieren. Der Geschmack als "vorweggenommene praktische Abwägung" lenkt die Wahl der Akteure "auf die praktischen Handlungen, Aktivitäten und Güter (...), die zu ihnen 'passen'" (Bourdieu 1982, S. 728); er "paart die Dinge und Menschen, die zueinander passen, die aufeinander abgestimmt sind, und macht sie einander verwandt" (Bourdieu 1982, S. 374). Aus der Not wird zugleich eine Tugend; man mag das, was man zu mögen gelernt hat: "Der Geschmack ist die Gestalt des *amor fati* schlechthin" (Bourdieu 1982, S. 378).

3.3. Das Milieumodell als genealogischer Ansatz

Wenn der Habitus als milieustiftendes Prinzip also relativ beständig ist,¹¹¹ dann müssen auch die moralischen Prinzipien der Milieus relativ stabil sein und sich wie der Habitus nur allmählich, etwa im Generationenrhythmus, wandeln.¹¹² In dieser Hinsicht kommt ein wichtiger Beitrag vom Birminghamer 'Center of Contemporary Cultural Studies' (CCCS), deren lebensweltlicher Klassenbegriff der auf Durkheim zurückgehenden Milieukonzeption von Vester u.a. (1993/2001) sehr ähnlich ist.

¹¹⁰ Die Frage von Persistenz und Wandel des Habitus ist von mir bereits früher anhand von lebensgeschichtlichen Interviews untersucht worden (Bremer 1995); vgl. außerdem Vester u.a. 1993, Lange 1996, Völker 1994, Gardemin 1995, Schwarzer 1991. Dieser Ansatz konnte jetzt von Lange-Vester erweitert werden, die ausgehend von mehreren lebensgeschichtlichen Interviews mit Angehörigen einer Familie aus unterschiedlichen Generationen eine historische Mentalitätsuntersuchung durchgeführt hat. Die Studie stützt sich auf die Interpretation historischen Materials, das bis ins frühe 17. Jahrhundert zurückreicht. Wandel und soziale Mobilität werden durchaus nachgewiesen, vor allem wenn die Bedingungen des 'Feldes' dies erforderten; soziale Mobilität gab es zwischen sozialräumlich benachbarten Gruppen. Die von ihr untersuchten Familienlinien können daher, so die Hypothese am Schluß, "als Vorläufer verschiedener heutiger 'Volksklassenmilieus'" gelten (vgl. Lange-Vester 1999, S. 324).

¹¹¹ Diese Beharrungskraft bezeichnet Bourdieu als 'Hysteresis-Effekt' (vgl. Bourdieu 1982, S. 238f). Die Veränderung der sozialen Lage bzw. der objektiven Lebensbedingungen bewirkt keinen direkten Wandel des Habitus. Vielmehr wirken die erworbenen Handlungs- und Deutungsmuster, die sich in der sozialen Praxis zeigen, nach: "Als einverleibte, zur Natur gewordene und damit als solche vergessene Geschichte ist der Habitus wirkende Präsenz der gesamten Vergangenheit, die ihn erzeugt hat. Deshalb macht er gerade die Praktiken *relativ unabhängig* von den äußeren Determiniertheiten der unmittelbaren Gegenwart" (Bourdieu 1987, S. 105, Hervorhebung im Original). - Geiger hatte diesen Effekt schon in seiner Untersuchung 'zur sozialen Schichtung des deutschen Volkes' (1987[1932]) durch das Einführen der Mentalitätsebene, die er von der Ideologie (reflexives Bewußtsein) abgrenzte, beschreiben können. Damit konnte er ein Nebeneinander von Sozialformen aufzeigen, die historisch nacheinander aufgetreten sind: "So wirken im alten Mittelstand die ständischen Schichtungen der vor- und frühkapitalistischen Epoche als Querdifferenzierungen nach; ständische Sitte und Lebensauffassung haben sich bewahrt und leisten der Durchsetzung des hochkapitalistischen Klassenprinzips zähen Widerstand" (Geiger 1987 [1932], S. 85). Er sprach in diesem Zusammenhang von einer "sozialgeschichtlichen Verwerfung" (ebd.); vgl. dazu ausführlicher Vester 1998.

¹¹² In der Theorie Bourdieus ist der Generationenwandel über die Zeitachse berücksichtigt, die bei ihm die dritte Dimension des sozialen Raumes bildet. Er verweist hier vor allem auf die Bedeutung der 'sozialen Laufbahn' (Bourdieu 1982, S. 187ff) und auf die mit dem Generationenwechsel verbundenen dynamischen "Umstellungsstrategien".

In Abgrenzung zu Untersuchungen, die von einer klassenlosen Jugendkultur ausgehen, kann in den historisch ansetzenden jugendsoziologischen Studien (vgl. z.B. Clarke/Hall u.a. 1979) nachgewiesen werden,¹¹³ daß sich in den Jugendkulturen durchaus die Werte der Herkunftskultur finden lassen.¹¹⁴ Innerhalb einer "Stammkultur" entwickeln sich "Subkulturen", zwischen denen eine Beziehung besteht. Diese jugendlichen Subkulturen entwickeln ihre "je eigenen Gestaltungen und Aktivitäten", doch haben sie mit der Kultur, aus der sie abstammen, "doch auch gewisse Dinge (...) gemeinsam" (Clarke/Hall u.a. 1979, S. 45).¹¹⁵ Die Autoren kommen zu dem Schluß, daß zwar "die Kulturen für jede einzelne Gruppe ein System von Traditionen - aus der Vergangenheit übernommene Handlungsanweisungen - bilden", sie jedoch "in jeder Generation neu aufgebaut werden" müssen (Clarke/Hall u.a. 1979, S. 109). Den scheinbaren Antagonismus von Klasse und Generation lösen sie also auf,¹¹⁶ indem sie beides miteinander verknüpfen: Generationenwandel innerhalb von 'Stammkulturen' oder *Metamorphosen*¹¹⁷ der

¹¹³ "Bei der Analyse moderner Phänomene kommt es darauf an, historisch zu denken; viele Mängel der Jugendforschung sind zumindest teilweise dadurch bedingt, daß in ihnen die historische Dimension fehlt oder zumindest verkürzt ist" (Clarke/Hall u.a. 1979, S. 51).

¹¹⁴ Kultur umfaßt für sie "die besondere und distinkte Lebensweise" einer Gruppe oder Klasse (Clarke/Hall u.a. 1979, S. 41).

¹¹⁵ Die Studien beziehen sich besonders auf die Zeit der 1960er und 1970er Jahre. Bei den Subkulturen von Arbeiterjugendlichen tauchen dann beispielsweise Werte der elterlichen 'Arbeiterstammkultur' (die Autoren nennen Kollektivität, enger lokaler Bezug, ein enger Zeitrahmen, der spezifische Wochenrhythmus, Körperlichkeit, Maskulinität usw.) wieder auf. Sie drücken sich aber anders aus (z.B. die 'Gang' als subkulturelles Muster, in dem sich Kollektivität und Maskulinität ausdrücken) und unter den Bedingungen gestiegenen Wohlstands- und Konsumniveaus stilisiert. Dennoch sind diese Subkulturen von denen anderer 'Stammkulturen', wie z.B. der 'Mittelschichtjugendlichen', zu unterscheiden. Diese sind wie auch die elterliche Stammkultur stärker an den Werten der oberen Klassen ('dominante Kultur') orientiert. Individualität, Selbsterfahrung usw. haben einen größeren Stellenwert und führen unter den Bedingungen größerer zeitlicher Freiräume zur bewußten Entwicklung 'alternativer Gegenkulturen'. - Einen interessanten Beitrag für den deutschen Raum hat in diesem Zusammenhang Geiling (1996) geliefert. Er untersucht die Entstehung jugendkultureller Submilieus auf lokaler Ebene von den 1950er Jahren bis in die 1990er Jahre.

¹¹⁶ Auch Karl Mannheim hat die Bedeutung einer sogar gruppen- und klassenübergreifenden gemeinsamen Generationserfahrung hervorgehoben (Mannheim 1964 [1928], S. 509ff). Zwar hatte er darauf hingewiesen, daß sich "innerhalb desselben Generationszusammenhanges mehrere, polar sich bekämpfende Generationseinheiten bilden" können (ebd., S. 547). Allerdings wurden diese sozialstrukturellen Bezüge von ihm nur angedeutet und kaum ausgearbeitet (Grathoff spricht gar von "Mannheims 'Ersetzung' der Klassenlage durch Generationenlage", 1989, S.127), wie Murdock/McCron (1979) betonen. Diese würdigen einerseits die entsprechenden Arbeiten Mannheims, beklagen aber auch, daß letztlich "das Verhältnis von Lebensalter und Klasse (...) unerforscht" blieb und spätere Autoren zudem Mannheims "vorsichtige Unterscheidungen (...) weitgehend ignoriert" hätten (Murdock/McCron 1979, S. 21). - Der Ansatz Mannheims wurde von Bohnsack (u.a. 1989, 1997, 1999) aufgegriffen und zu einem theoretischen und methodologischen Konzept ('dokumentarische Methode') zusammengeführt. Gestützt auf dieses Konzept sind inzwischen etliche Untersuchungen durchgeführt worden (u.a. Loos 1999, Meuser 1998, Schmid 1989, Behnke 1997, Behnke/Meuser 1999). Allerdings scheint das Problem, wie die sozialstrukturelle Ebene (Mannheim: "Seinsverbundenheit des Wissens") in dieses Konzept einzuarbeiten ist, noch nicht hinreichend gelöst. In dieser Hinsicht bleiben die entsprechenden Studien zumindest auffällig blaß (vgl. auch Abschnitt 5.2.2.).

¹¹⁷ Zum Begriff der Habitusmetamorphosen vgl. Müller 1990a, Vester u.a. 1993/2001.

Klassenkulturen.

Wenn also soziale Zusammenhänge in jeder Generation neu aufgebaut werden,¹¹⁸ ohne sich dabei vollständig von der Herkunftskultur abzunabeln, dann kann man von Traditionslinien sozialer Gruppen ausgehen, denen auch die Milieus der Gegenwart zuzuordnen sind (Vester u.a. 2001, S. 27ff). Insofern können die sozialen Milieus als "Nachfahren" früherer Stände, Klassen und Schichten (Vester in Bremer u.a. 1999, S. 54) gesehen werden. Mentalitätsgruppen müßten sich dann in ihrer Entwicklung über längere Zeiträume historisch zurückverfolgen lassen. Die Abstammungslinien der Milieus führen zu 'Stammbäumen', so daß man von einem *genealogischen Ansatz* sprechen kann. Das bedeutet, daß sich die im Projekt 'Kirche und Milieu' herausgearbeiteten Mentalitätstypen als Nachfahren der von Max Weber beschriebenen sozialen Gruppen mit spezifischen religiösen Dispositionen (vgl. Abschnitt 2.3.1.) und auch der Gruppen aus der Studie Bismarcks (vgl. Abschnitt 2.2.1.) verstehen lassen (in Abschnitt 6.4.2. sind diese Typen und ihre Traditionslinien skizziert).

Landkarte der sozialen Milieus

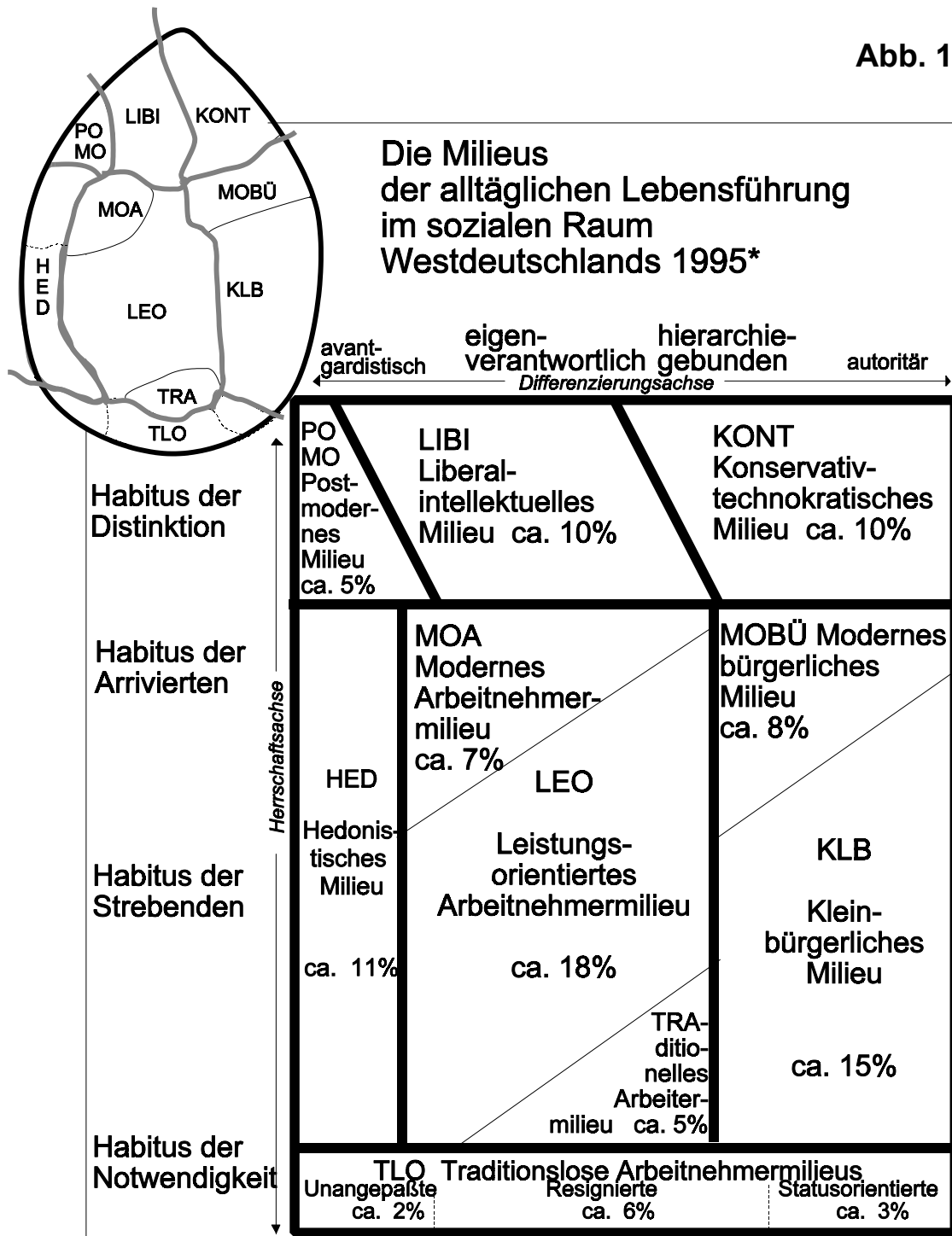
Die Milieulandkarte (Abbildung 1)¹¹⁹ bildete die Grundlage für die von uns durchgeführten Untersuchungen. Dabei handelt es sich um eine standardisiert erhobene Typologie sozialer Gruppen, die ihrerseits zuerst qualitativ ermittelt und erst im Anschluß durch eine umfangreiche Statementbatterie quantifiziert wurde (vgl. Flaig u.a. 1993, S. 51ff, 69ff). Sie bildet eine *Basistypologie*, die die Grundmuster der Mentalität des Alltags zeigt. Die Orientierung in den Feldern sollte in den Studien exploriert werden und dieser Basistypologie zugeordnet werden. Im Diagramm sind die Milieus in den sozialen Raum nach Bourdieu eingeordnet.¹²⁰

¹¹⁸ Solche generationstypischen Aktualisierungen können besonders gut durch Kohortenuntersuchungen herausgearbeitet werden; vgl. die Ruhrgebietsstudie von Niethammer (1983).

¹¹⁹ Das hier abgebildete Diagramm ist entnommen aus Vester in Bremer u.a. 1999 (S. 65). Die Milieus sind ausführlicher beschrieben in Vester u.a. 1993/2001, Vester u.a. 1995, Vester 1997, ders. 1998.

¹²⁰ Bourdieus Strukturierung des sozialen Raumes (Bourdieu 1982) greift auf verschiedene Kapitalformen zurück (Bourdieu 1983). Als die wichtigsten stellt Bourdieu das ökonomische, das kulturelle oder Bildungskapital und das soziale Kapital (mobilisierbare soziale Netze) heraus. Hinzuzuzählen wäre noch das symbolische Kapital, das ausdrückt, inwieweit die Kapitalarten gesellschaftliche bzw. soziale Anerkennung finden. Kapitalvolumen und Verhältnis von ökonomischem und kulturellem Kapital bilden die vertikale und horizontale Achse des sozialen Raumes. Als dritte Dimension bezeichnet Bourdieu die Zeitachse. Sie beschreibt den Weg der sozialen Laufbahn, den die Akteure und Gruppen in ihrem Leben durchlaufen; ebenso läßt sich darauf die Dynamik des Generationenwechsels verdeutlichen.

Abb. 1



Die senkrechte Achse ('Herrschaftsachse') drückt die soziale Stufenleiter der Über- und Unterordnung der Gesellschaft aus (Bourdieu: Kapitalvolumen).

In der horizontalen Dimension werden verschiedene Formen der Lebensführung sozialer Milieus unterschieden, die sich auf derselben Stufe befinden ('Differenzierungsachse'). Auf der rechten Seite des sozialen Raumes sind die Gruppen, für die der Status und Prestige nach wie vor eine bedeutende Rolle spielen; entsprechend wird eher in Hierarchien gedacht. In der Mitte und links sind die Milieus angeordnet, bei denen das fachliche und sonstige Können und Wissen mehr zählt, so daß in der Lebensführung die eigenen Kompetenzpotentiale stärker zum Ausdruck kommen (am linken Pol die besonders ungebundenen avantgardistischen Lebensweisen). Insofern deckt sich diese Achse der Ungleichheit weitestgehend mit der horizontalen Achse in Bourdieus sozialem Raum, auf der er das Verhältnis von ökonomischem und kulturellem Kapital abzeichnet.¹²¹

Nach diesen vertikalen und horizontalen Dimensionen lassen sich die Milieustammbäume verorten, die im Diagramm fett umrandet sind.

Die dritte Dimension des sozialen Raumes (Zeit) ist im Diagramm durch die diagonalen Linien innerhalb der Milieustammbäume angedeutet. Hier bilden sich vor allem in den großen Stammbäumen der 'respektablen Volksklassen' die jüngeren Varianten von Milieus, die dieselben historischen Wurzeln haben.

Die Differenzierung in der **oberen Etage** entspricht weitgehend der 'klassischen' Unterscheidung von Besitz, Bildung und 'schönen Künsten'.

Zum *Konservativ-Technokratischen Milieu* (KONT) gehören die Entscheidungsträger in Wirtschaft und Verwaltung, leitende Angestellte sowie Teile der freien Berufe. Erfolgsorientierung, Macht- und Hierarchiebewußtsein verbinden sich mit einem exklusiven Lebensstil der Distinktion, der sich durch Besitz und Status nach unten abgrenzt: Man zeigt, was man hat. Im Zuge des Generationenwandels haben sich technokratische Führungsstile stärker durchgesetzt.

Im *Liberal-Intellektuellen Milieu* (LIBI) sind vor allem die akademischen sowie administrative, kulturelle und freiberufliche Eliten zu finden. Statt Status und Besitz setzen sie eher auf Kompetenz und Leistungsethos; Selbstverwirklichung, ökologische und politisch-soziale Verantwortung stehen für einen Lebensstil der Distinktion, der sich durch Wissen und kulturelle Kennerschaft nach unten abgrenzt: Man zeigt, was man kann. Der Generationenwechsel zeigt sich im Aufgehen des früheren kritischen *Alternativen Milieus* in dieses Milieu der etablierten geistigen Führungselite.

Im *Postmodernen Milieu* (POMO) finden sich neuerdings junge Leute aus den Medien-, Kultur- und Trendsetterberufen. Erleben, Konsum, Spaß und Erfolg verbinden sich zu einem avantgardistischen Lebensstil, der sich durch unkonventionelle Individualität abgrenzt: Man inszeniert sich selbst.

In der **mittleren Etage** folgt die Unterteilung den historischen Wurzeln von kleinbürgerlicher und facharbeiterischer Tradition.

Das *Kleinbürgerliche Milieu* (seit 1982 von 28% auf 15% geschrumpft) hat die Enge der Lebensbedingungen mit relativ starrem Festhalten an traditionellen Tugenden (Fleiß, Pflichterfüllung, Sparsamkeit usw.) und einer Orientierung an Hierarchien und äußeren Zwängen zu verbessern gesucht ('mehr Schein als sein'). Die geringen Erfolge in dieser Hinsicht führen nicht selten zu Verbitterung und Ressentiments gegen alle, denen es vermeintlich besser geht.

Beim *Modernen Bürgerlichen Milieu* (MOBÜ - seit 1991 auf 8% angewachsen) ist diese Enge gelockert worden. Die moderneren Lebensstile und liberaleren Auffassungen sind aber begrenzt; viele traditionelle hierarchische Strukturen (z.B. auch bei der Kirche) werden als 'altmodisch' kritisiert, aber nicht grund-

¹²¹ Durkheim (1888 [1893]) hatte dies bereits früh anhand der zunehmenden Arbeitsteilung und Spezialisierung beschrieben.

sätzlich in Frage gestellt.

Das *Traditionelle Arbeitermilieu* (TRA - seit 1982 von 10% auf 5% geschrumpft) hatte aus der 'proletarischen Enge' vor allem die Tugend der Bescheidenheit entwickelt und die Gemeinschaft hoch bewertet. Handwerkliches Fachkönnen war schon immer wichtig, konnte aber häufig unter den Bedingungen der 'Not' nur begrenzt entwickelt und eingesetzt werden (häufig: autodidaktisches 'Tüfteln').

Die nächst jüngere Generation dieses Stammbaums - *Leistungsorientiertes Arbeitermilieu* (LEO - 1982 noch 20%) - konnte von der Teilhabe an gestiegenen Wohlstands-, Sozial- und Konsumstandards profitieren ("Entproletarisierung", vgl. Mooser 1984). Leistungsorientierung steht für ein nüchternrationales 'Geben und Nehmen': Wer leistet, verdient auch - unabhängig vom Status.

Die jüngste Gruppe dieses Stammbaums - *Modernes Arbeitermilieu* (seit 1991 auf 7% angewachsen) hat vor allem von den gestiegenen Bildungschancen profitiert. Hier finden sich junge Leute in technischen, sozialen und administrativen Branchen mit interessanten und anspruchsvollen Tätigkeiten. Autonomie, Selbstverwirklichung, Lebensgenuß werden mit Gemeinschaft, Weiterbildung und politischer Teilhabe ausbalanciert.

Der "Habitus der Notwendigkeit" (Bourdieu), der sich vor allem noch im Traditionellen Arbeitermilieu in der Bescheidenheit ausdrückt, ist bei den jüngeren Milieus dieses Stammbaums in einen Sinn für Realismus verwandelt worden. Die gestiegenen Chancen führen nicht zu selbstbezogenen Aufstiegsambitionen, sondern die tradierten Werte der Gemeinschaft, Solidarität usw. sind unter den aktuellen Lebensbedingungen 'entformalisiert' worden ('Individualisierungseffekt', vgl. Beck 1986).

Am linken mittleren Rand findet sich das *Hedonistische Milieu* (HED - 11%), das hauptsächlich aus den Kindern der benachbarten Arbeitermilieus (KLB und LEO) besteht. Sie verbindet die Abgrenzung von der Pflicht- und Leistungsmoral der Eltern, der sie Erleben, Konsum und Spontaneität entgegensetzen. Dieser Hedonismus ist aber begrenzt; er beschränkt sich in der Regel auf den Feierabend und die Wochenenden. Man kann von einer lebensphasentypischen Übergangsorientierung ausgehen, die sich vermutlich nach Abschluß der postadoleszenten Phase (Berufseintritt, Familiengründung usw.) relativieren wird.

Die *Traditionslosen Arbeitermilieus* (TLO - 11%; historische Wurzeln: vermutlich die unterständischen und nichtrespektablen Schichten) sehen weder in der extrinsischen noch in der intrinsischen Disziplin der über ihnen stehenden Milieus realistische Möglichkeiten, ihre Situation zu verbessern. Allerdings lehnen sie sich äußerlich an die Strategien und z.T. an die Lebensstile dieser Gruppen an, weil sie die Respektabilität verkörpern, die ihnen selbst oft nicht entgegengebracht wird. Es sind häufig gering qualifizierte Arbeitnehmer, die beruflich eher auf Gelegenheiten setzen; dadurch sind sie besonders anfällig für konjunkturelle Schwankungen.

Mit diesem Abschnitt ist somit die *Basistypologie* vorgestellt, auf die sich die Untersuchungen stützten, die hier reflektierend betrachtet werden. Im folgenden Abschnitt werden die empirischen Überlegungen nachgezeichnet, die schließlich zur Methodenbestimmung und -entwicklung im Rahmen der Untersuchungen führten.

4. Methodologische Konsequenzen

4.1. Entschlüsseln sozialer Praxis als Aufgabe habitushermeneutischer Interpretation¹²²

4.1.1. Klassifizieren

Da der Habitus die gesamte innere und äußere Haltung einschließt, sind praktisch im gesamten Verhaltensrepertoire der Akteure Habitusspuren enthalten. Grundsätzlich ist daher auch das gesamte Spektrum der 'Lebensäußerungen' der Akteure für die Analyse von Habitusmustern geeignet. Die empirische Befragung ist deshalb keineswegs die einzige Möglichkeit, die Bewertungsmuster der Akteure zu analysieren.¹²³ Allerdings hat es Vorteile, diese Schemata direkt an der Person und damit authentisch zu explorieren. Überwiegend haben unsere habitushermeneutischen Analysen deshalb ihren Ausgangspunkt an Tonband- und Videoaufnahmen und vor allem an Interviewtranskripten.

Bourdieu unterscheidet Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, bisweilen spricht er zusammenfassend von Klassifikationsschemata (vgl. 1982, 1987). Schwingel (1995, S. 56) differenziert die Denkschemata noch in (a.) kognitive Alltagstheorien und Klassifikationsmuster, (b.) die "impliziten ethischen Normen" (ebd.) bzw., wie Bourdieu sagt, das Ethos und (c.) die ästhetischen Bewertungsmuster (Bourdieu: Geschmack). Die Unterscheidung der Schemata ist analytisch, d.h., daß sie in der Praxis "unauflöslich miteinander verflochten" sind (ebd.). Bei Bourdieu zeigt sich dieser enge Zusammenhang darin, daß habituelle Schemata und Dispositionen bis in die Körperlichkeit und "leibliche Hexis" (Bourdieu 1987, S. 136) der Akteure hineinreichen (vgl. ebd., S. 122ff). Zwar werden mit der Befragung in erster Linie die kognitiven Muster der Denkschemata des Habitus angesprochen. Allerdings lassen sich die Schemata wegen des engen Zusammenwirkens nicht völlig isoliert ansprechen und offenlegen, d.h., daß Befragungen zugleich auch implizite ethische und ästhetische Denkschemata sowie Wahrnehmungsschemata und begrenzt auch Handlungsschemata aufdecken. Zudem sind die Schemata nicht in gleicher Weise 'zugänglich', sondern umfassen mehrere Dimensionen

¹²² Die einzelnen habitushermeneutischen Auswertungsschritte werden im folgenden nur verkürzt wiedergegeben. Das heuristische Herausarbeiten der Elementarkategorien z.B. (vgl. Abschnitt 4.1.3, Tabelle 1) erfolgte in mehrjähriger Forschungs- und Auswertungspraxis und war von ständiger theoretischer Reflexion begleitet. Dieser Prozeß kann hier nicht umfassend dargestellt und veranschaulicht werden. An dieser Stelle geht es nur darum, die prinzipiellen Schritte unseres Vorgehens deutlich zu machen.

¹²³ In der Untersuchung 'Der Wandel der Sozialstruktur und die Entstehung neuer gesellschaftlich-politischer Milieus' der hannoverschen 'Forschungsgruppe Sozialstrukturwandel' (vgl. Vester u.a. 1993/2001) kamen z. B. auch Verfahren zur Anwendung, mit denen die mentalitätstypischen Klassifikations- und Bewertungsschemata anhand bestimmter kultureller Produkte (z.B. Comics) herausgearbeitet wurden (vgl. u.a. Geiling 1990, Müller 1990b). Auch die Berücksichtigung des Lebensstils durch Photographien der Wohnungen floß in die Habitusanalyse mit ein. Weiß (1999) hat Habitusmuster anhand von Rollenspielen herausgearbeitet. In Bourdieus zentraler Untersuchung (1982) sind eine Reihe von unterschiedlichen Methoden eingeflossen, um die verschiedenen Ebenen der habituellen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata berücksichtigen zu können (vgl. Bourdieu 1982, S. 784ff, vgl. auch ebd. S. 842).

(reflexiv-kontrolliert, latent, emotional usw.). Die empirische Exploration kann aber so konzipiert werden, daß diese verschiedenen Dimensionen der Schemata oder 'Schichten' des Habitus gezielt und verstärkt angesprochen werden. Ein Beispiel dafür ist die mehrstufig angelegte 'Gruppenwerkstatt', die in Abschnitt 6. dieses Beitrags beschrieben ist.

Die Analyse von Habitusmustern setzt an den Klassifizierungen an, die explizit und implizit in den Praktiken der Lebensführung enthalten sind und mit denen die Akteure gegenseitige Nähe und Abgrenzung ausdrücken. Somit sind in diesen Klassifizierungen Selbstverortungen impliziert, durch die die Akteure ihren Ort in der sozialen Welt angeben. Die wissenschaftliche Klassifizierung der alltäglichen Klassifizierungen der Akteure ist das Grundprinzip der Habitushermeneutik. Diese Interpretation zielt darauf, die Lebensäußerungen der Akteure auf die grundlegenden "Teilungs- und Gliederungsprinzipien" (Bourdieu 1982, S. 730) zurückzuführen, durch die die soziale Welt strukturiert wird.

Bourdieu verweist dazu auf die klassifizierenden Gegensatzpaare von Adjektiven, "mit denen Menschen wie Dinge der verschiedenen Bereiche der Praxis klassifiziert wie qualifiziert werden" (Bourdieu 1982, S. 730). Letztlich stehen diese Gegensatzpaare von Adjektiven als "geschichtlich ausgebildete Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata" für die "objektive[n] Trennung von 'Klassen' (...) (Alters-, Geschlechts- und Gesellschaftsklassen)" (Bourdieu 1982, S. 730). Dabei kommt es nicht nur darauf an, welche klassifizierenden Adjektive verwendet werden, sondern in welchem Kontext sie benutzt werden: "Seine volle Bedeutung gewinnt das einzelne Begriffspaar stets nur in einem spezifischen Verwendungszusammenhang, im Kontext eines immer wieder anderen *Gegenstandsbereichs*" (Bourdieu 1982, S. 733, Hervorhebung im Original).

Das alltägliche Klassifizieren

"Dem weitläufigen Netz der Gegensatzpaare wie *hoch* (oder erhaben, rein, sublim) und *niedrig* (oder schlicht, platt, vulgär), *spirituell* und *materiell*, *fein* (oder verfeinert, raffiniert, elegant, zierlich) und *grob* (oder dick, derb, roh, brutal, ungeschliffen), *leicht* (oder beweglich, lebendig, gewandt, subtil) und *schwer* (oder schwerfällig, plump, langsam, mühsam, linkisch), *frei* und *gezwungen*, *weit* und *eng*, wie auf einer anderen Ebene *einzig(artig)* (oder selten, außergewöhnlich, exklusiv, einzigartig, beispiellos) und *gewöhnlich* (oder gemein, banal, geläufig, trivial, beliebig), *glänzend* (oder intelligent) und *matt* (oder trübe, verschwommen, dürrtig) – diesem Netz als einer Art Matrix aller *Gemeinplätze*, die sich nicht zuletzt so leicht aufdrängen, weil die gesamte soziale Ordnung auf ihrer Seite steht, liegt der primäre Gegensatz zwischen der 'Elite' der Herrschenden und der 'Masse' der Beherrschten zugrunde, jener kontingenten, amorphen Vielheit einzelner, die austauschbar, schwach und wehrlos, von lediglich statistischem Interesse und Bestand sind" (Bourdieu 1982, Seite 730f).

Da die Bedingungen, unter denen Habitus und Geschmack erworben wurden, nicht bewußt, sondern "vergessene Geschichte" sind (Bourdieu 1987, S. 105), sind diese Prinzipien überwie-

gend verinnerlicht und werden nicht ständig reflektiert.¹²⁴ Die Praxis der Akteure hat demnach zwei Ebenen, denn da “die Handelnden nie ganz genau wissen, was sie tun, hat ihr Tun mehr Sinn, als sie selber wissen” (Bourdieu 1987, S. 127). Die Analyse von Habitusmustern zielt darauf, “dieses ‘Mehr’ an Sinn, das den Akteuren nicht unmittelbar zugänglich ist” (Schwingel 1995, S. 40), offenzulegen, also nicht “Bastelexistenzen” (Hitzler/Honer 1994) rekonstruieren, sondern die verinnerlichteten *Prinzipien* herauszuarbeiten, nach denen gebastelt wird.

Die beiden Ebenen des subjektiven und objektiven Sinns (“primäre und sekundäre Sinnschicht” (Bourdieu 1970, S. 127f) entsprechen den Ebenen der direkt zugänglichen Erfahrung (‘Erscheinung’) und der Ebene der Strukturen der sozialen Welt, d.h., der Bedingungen, unter denen die Erfahrungen zustande gekommen sind und zur Herausbildung von Prinzipien geführt haben. Der Sinn der Erscheinungen, also z.B. Handlungen und Vorstellungen der Akteure, wird erst vollständig klar, wenn sie in einen Kontext von Bedingungen eingeordnet werden können, durch den das Handeln der Akteure begrenzt wird, ohne daß sie selbst das wissen: “Erst im Lichte der höheren Schicht (...) gewinnt die untere Schicht ihre volle Bedeutung” (Bourdieu 1970, S. 129).¹²⁵ In der ‘Objektiven Hermeneutik’ (vgl. u.a. Oevermann u.a. 1979, kommentierend Reichertz 1997, Garz 1994), an die sich die Auswertungsverfahren der im Rahmen dieses Beitrags reflektierten Studien anlehnen, lassen sich die beiden Sinnschichten des Habitus mit der Unterscheidung von manifester und latenter Sinnebene vergleichen (vgl. unten).

Bourdieu hat mit seiner Theorie kein explizites Methodenrepertoire im Sinne von ‘technischen Rezepten’ entwickelt. Für die Habitusanalyse kommt es auch nicht in erster Linie auf ein bestimmtes Verfahren an,¹²⁶ sondern vielmehr auf eine bestimmte Sicht oder Erkenntnis

¹²⁴ Diese nicht reflektierte Seite des Habitus wird hier noch einmal in Abgrenzung zu Ansätzen der hermeneutisch-interpretativen Sozialforschung betont, die ausschließlich von subjektiven Alltags- und Lebensweltkonstruktionen der Akteure ausgehen. Die Akteure nehmen demnach die Erscheinungen (‘Phänomene’) wahr und verbinden sie deutend zu Lebens- und Sinnwelten. Diese gelte es zu rekonstruieren, um den “typisch subjektiv gemeinten Sinn” (Schröder 1994, S. 17) herauszuarbeiten (in Frage kommen dafür dementsprechend qualitative empirische Verfahren, da nur diese die subjektive Perspektive hinreichend einzufangen vermögen). Hervorgehoben werden also die “Interpretationsleistungen der Subjekte”, die “bewußtseinsmäßig verankert” sind. Habituelle Stellungnahmen “jenseits des subjektiven Bewußtseins”, wie Bourdieu das postuliert, gelten daher als “äußerst problematisch” (Schröder 1994, S. 12), da man offenbar vermutet, daß Bourdieu die Konstruktionen der Akteure damit abwertet. Tatsächlich geht es Bourdieu allerdings vor allem darum, das Handeln der Akteure in angemessener und dessen spezifische Eigenlogik anerkennende Weise zu erklären (vgl. Bourdieu 1987, S. 47ff, S. 1982, S. 727ff). Auch bei der Habitus Theorie wird durchaus von Lebenskonstruktionen ausgegangen, die allerdings auf den von den Akteuren verinnerlichteten Prinzipien basieren. Die praktischen Konstruktionen der Akteure folgen demnach einer anderen Logik als die sozialwissenschaftlichen Rekonstruktionen der Akteursperspektiven.

¹²⁵ Ähnlich Unterscheidungen trifft Bohnsack (zusammenfassend 1997) unter Bezug auf Mannheim bei der sog. ‘dokumentarischen Methode’. Dort wird das ‘Dokument’ selbst (manifester oder primärer Sinn) vom ‘Dokumentsinn’ abgegrenzt, bei dem das Dokument als Hinweis auf eine andere Bedeutungsschicht interpretiert wird (latenter oder sekundärer Sinn).

¹²⁶ Bourdieu selbst hat in seinen Arbeiten eine Vielzahl unterschiedlicher Verfahren eingesetzt. Methoden sind in seinem Verständnis Werkzeuge, um das ‘soziale Spiel’ insgesamt zu ver-

weise, die für die Deutung der Klassifikationsschemata der Akteure sensibilisiert. Statt einer Erkenntnisweise, die die Sozialwelt ausschließlich über die Erfahrungen der Subjekte zu verstehen versucht (Alltagswahrnehmung), oder einer Erkenntnisweise, die dies ausschließlich über die Analyse des Gesamtbildes und der Strukturen versucht (bei der den subjektiven Erfahrungen Einzelner keine entscheidende Bedeutung zukommt),¹²⁷ plädiert Bourdieu dafür, beide Zugangsweisen anzuwenden und *zugleich* mit beiden zu brechen.¹²⁸ Beide Zugänge beleuchten jeweils nur eine Seite derselben Medaille.¹²⁹ Erst dieser *zweifache erkenntnistheoretische Bruch* ermöglicht die Analyse der Beziehung von Habitus zu den spezifischen Feldern und führt zu einem umfassenden Verstehen der sozialen Welt, denn “beide Erkenntnisweisen [sind] (...) für eine Wissenschaft der Sozialwelt (...) gleichermaßen unentbehrlich” (1987, S. 49).¹³⁰

Das bedeutet, daß beim empirischen Vorgehen nicht nur die Perspektive der Subjekte auf die soziale Welt verstanden, sondern zugleich der soziale Ort reflektiert werden muß, an dem diese Perspektive entstanden ist und der sie somit erklärt: “Ein solches Verstehen ist mehr als ein wohlwollender Gemütszustand” (Bourdieu 1997, S. 786).¹³¹ Verstehen und Erklären heißt

stehen: “Auf die Gefahr hin, sowohl strenge Methodologen als auch eingefleischte Hermeneuten zu schockieren, möchte ich frei heraus sagen, daß das Interview als eine Art *geistiger Übung* angesehen werden kann...” (Bourdieu u.a. 1997, S. 788).

¹²⁷ Bourdieus Unterscheidung in ‘Sozialphänomenologie’ (subjektivistische Erkenntnisweise) und ‘Sozialphysik’ (objektivistische Erkenntnisweise) ist dabei eine Zuspitzung. Unter ‘Sozialphänomenologie’ faßt er in diesem Fall alle Konzepte, die die soziale Welt vom Subjekt aus begründen und häufig unter ‘interpretativem Paradigma’ subsumiert werden (symbolischer Interaktionismus, Phänomenologie, Ethnomethodologie, Konstruktivismus). Insbesondere Autoren, die in dieser Tradition stehen, werfen ihm in diesem Zusammenhang vor, den verschiedenen Ansätzen nicht gerecht zu werden (z.B. Schröer 1994, S. 12f, Matthiesen 1989, S. 269).

¹²⁸ Häufig ist dies gleichzusetzen mit der Frage nach qualitativ oder quantitativ vorgehenden Analysen.

¹²⁹ Die phänomenologische Erkenntnisweise ermöglicht nicht, die “Bedingungen der Möglichkeit solcher Erfahrungen” (Bourdieu 1987, S. 50) zu erfassen. Da sich die unmittelbare Erfahrung nur auf die direkt zugänglichen Erscheinungen beziehen kann, entspricht eine Beschränkung darauf einer “Auffassung von dieser Welt als einer evidenten oder fraglos gegebenen” (ebd.). Die Grenzen der objektivistischen Erkenntnisweise liegen darin, daß die lebensweltlichen Beziehungen und Interaktionen der Akteure “auf rein symbolische Tauschvorgänge” reduziert werden (Bourdieu 1987, S. 53) und somit nicht die Bedingungen analysiert werden können, “unter denen der *Sinn des sozialen Spiels* entsteht” (Bourdieu 1987, S. 52, Hervorhebung im Original).

¹³⁰ Eine tiefere Diskussion dieser beiden Erkenntnisweisen, die für die Theorie der Habitushermeneutik sehr bedeutsam sind, unterbleibt hier aus Platzgründen; vgl. ausführlicher Bourdieu 1987 (bes. S. 49ff), 1976 (S. 146ff).

¹³¹ “Sich gedanklich an den Ort zu versetzen, den der Befragte im Sozialraum einnimmt, um ihn von diesem Punkte aus zu fordern und von dort aus sozusagen Partei für ihn zu ergreifen (...), heißt eben nicht, das Selbst auf den anderen zu projizieren, wie das die Phänomenologen meinen” (Bourdieu 1997, S. 786). In eine ähnliche Richtung argumentiert auch Kaufmann (1999), für den das Verstehen ohne Erklären “zu einem reinen Erfassen eines von den Individuen inkorporierten Wissens” reduziert wird; dazu genüge es, “Neugier und Sympathie mitzubringen” (Kaufmann 1999, S. 33).

demnach, daß “das Verstehen der Person (...) nur ein Werkzeug” ist, während das Ziel des Soziologen “im Erklären des Gesellschaftlichen” besteht (Kaufmann 1999, S. 34).

4.1.2. Verfahren: Die Sequenzanalyse

Die sensible und empathische Deutung der Klassifizierungen der Akteure erfordert ein sehr genaues Interpretieren. Ein Verfahren, daß ein solches behutsames Vorgehen ermöglicht und vor allem *schult*, ist die Sequenzanalyse zur Analyse von Interviewtranskripten. Sie ist ursprünglich für die ‘Objektive Hermeneutik’ entwickelt worden und wird inzwischen vielfach in der qualitativen Forschung als Auswertungstechnik eingesetzt.¹³² Das in diesem Abschnitt beschriebene Vorgehen wie auch der anschließende Praxisexkurs beziehen sich dabei auf das Arbeiten mit biographischen Interviews.

Trotz des behutsamen Vorgehens kann es bei der Interpretation zu Verkennungen kommen, nicht zuletzt, weil dabei die Klassifikations- und Bewertungsschemata des bzw. der Interpreten selbst einfließen. Diese Gefahren sind nicht vollständig auszuschließen, können aber begrenzt werden.¹³³ Darüber hinaus ist es wichtig, den Interpretationshintergrund sowie die Regeln zu dokumentieren, um die Interpretation nachvollziehbar zu machen.

Ziel ist es, sich dem Fall durch das sehr genaue Vorgehen zu nähern und schließlich die Prinzipien und Handlungsmuster (den ‘modus operandi’) aufzudecken. Eine darauf basierende Typenbildung erfolgt nicht durch das Subsumieren gleicher Merkmale (das würde zu reinen Einstellungstypen führen). Jeder Fall wird für sich aufgeschlossen; Kriterium der Typenbildung ist die Ähnlichkeit der ‘Fallmuster’, also der Habitusprinzipien.

Da die Genese des Habitus bzw. der Mentalität wie in Abschnitt 3.2. beschrieben im Beziehungshandeln der Akteure, also den Milieus, liegt,¹³⁴ spielt bei der Interpretation von Interviewtranskripten vor allem eine Rolle, wie die Bezugspersonen der Befragten und deren Praktiken klassifiziert werden. In den Zuordnungen und Abrenzungen, die aus diesen Klassifikationen erkennbar werden, zeigen sich die typischen Handlungsorientierungen und -muster sozialer Gruppen. Ziel der mentalitätsanalytischen Auswertung z.B. von biographischen Interviews ist deshalb, die herausgearbeiteten Mentalitätszüge in den Raum der sozialen Milieus einzuordnen. Die Befragten werden dabei nicht in ein bestimmtes Milieu ‘gepresst’, denn jeder Fall hat etwas Einmaliges. Allerdings gibt es ein begrenztes Spektrum, in dem sich

¹³² Dabei wird im hier beschriebenen Zusammenhang der ‘latenten Sinnebene’ nicht die determinierende Bedeutung zugeschrieben, wie das bisweilen im Konzept von Oevermann der Fall zu sein scheint. Es geht bei der Auswertung darum, das Verhältnis von manifestem und latentem Sinn dialektisch zu verstehen. Die Sequenzanalyse ist dabei ein Werkzeug, sich diesem Verhältnis zu nähern.

¹³³ Dazu werden die Sequenzen in Gruppen (vier bis acht Teilnehmer) interpretiert, die möglichst nach Geschlecht, Alter und sozialen Merkmalen heterogen zusammengesetzt sind. Die Teilnehmer an den Interpretationssitzungen sind zuvor in die Grundsätze des theoretischen und methodologischen Ansatzes eingearbeitet worden. Die Interpretationssitzungen dauern etwa drei bis vier Stunden und werden auf Tonband aufgenommen. Pro Fall werden zwei bis vier solcher Sitzungen durchgeführt. Sequenzanalytisch wird dabei nicht das vollständige Transkript ausgewertet, sondern nur bestimmte Passagen. In der Regel wird mit dem Interviewanfang begonnen; weitere Passagen werden vom federführenden Bearbeiter des Falles ausgewählt.

¹³⁴ “Man ahmt nicht ‘Vorbilder’ nach, sondern Handlungen anderer” (Bourdieu 1987, S. 136).

verschiedene 'Einmaligkeiten' verdichten. Soziale Milieus fassen solche ähnlichen Einmaligkeiten zusammen.

**Regeln der hermeneutischen Textinterpretation in Form der Sequenzanalyse
für die Auswertung in Gruppen¹³⁵**

1. Alle Äußerungen der GesprächspartnerInnen haben zwei Bedeutungen: sie haben einen manifesten (offenkundigen) und einen latenten (versteckten, verborgenen) Sinn.
2. Alles im Text hat einen Sinn. Alle Elemente der Aussagen, auch Pausen, Versprecher, Stimm-lagen, Wiederholungen, "Äh's und Hm's" usw. haben eine spezifische Bedeutung.
3. Die Interpretation geschieht durch die Diskussion und das Abwägen verschiedener Lesarten bzw. Interpretationen.
4. Jede Lesart muß in der Diskussion zugelassen sein. In der Diskussion ist zu klären, wieweit die Aussagen des Interviews diese Interpretation bergünden.
5. Alle InterpretInnen sind in der Gruppe gleichberechtigt, unabhängig von ihrem Alter, Geschlecht, ihrer Lautstärke usw..
6. Ziel der Diskussion ist ein Konsensus, eine Einigung. Die verschiedenen Lesarten sollen gegeneinander verteidigt und so lange diskutiert werden, bis ein Konsensus der Gruppe erreicht ist.
7. Der Text wird streng sequentiell gelesen. Es werden jeweils nur wenige Zeilen gelesen. Der nachfolgende Text wird mit einem Blatt Papier verdeckt; er darf vorher nicht gelesen worden sein.
8. Jede neue Sequenz hat Folgen für die bisherigen Lesarten. Frühere Lesarten können aufgrund des letzten interpretierten Abschnitts verworfen, konkretisiert, ergänzt oder revidiert werden.
9. Die InterpretInnen sollten auch ihre eigenen Positionen zu den Aussagen im Text reflektieren, um sich selbst ihre Perspektive und den Standpunkt zu verdeutlichen, aus dem heraus sie die Aussagen interpretieren und bewerten.
10. So genanntes Kontextwissen soll sehr zurückgehalten werden. Was von der Person und ihren Aussagen 'sonst noch bekannt' ist, darf die Interpretation bzw. Lesart nicht vorweg beein-flussen. Ein späteres Hinzuziehen von Kontextwissen kann u.U. sinnvoll sein.
11. Theoretisches Wissen soll ebenfalls zurückgestellt werden. Die Bedeutung soll aus dem Text erschlossen werden.

¹³⁵ Diese Regeln wurden von der hannoverschen 'Forschungsgruppe Sozialstrukturwandel' (vgl. Vester u.a. 1992, 1993/2001) in Anlehnung an die 'Objektive Hermeneutik' für die Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews entwickelt. Bei der Entwicklung konnte auf die Erfahrungen einer Forschungsgruppe um Rainer Zoll zurückgegriffen werden, die (wie auch andere) bereits mit dem Verfahren gearbeitet hatte (vgl. Zoll u.a. 1984, bes. S. 118ff). Erstmals kam das hier beschriebene Verfahren dann im Forschungsprojekt "Der Wandel der Sozialstruktur und die Entstehung neuer gesellschaftlich-politischer Milieus in der Bundesrepublik Deutschland" zum Einsatz (gefördert von 1988 - 1991 von der Volkswagenstiftung, geleitet von Prof. Dr. Michael Vester). Inzwischen ist das Erhebungs- und Auswertungsverfahren zu einem dreisemestrigen von Andrea Lange-Vester betreuten Ausbildungskonzept am Institut für Politische Wissenschaft an der Universität Hannover weiterentwickelt worden ('Einführung in qualitative Verfahren der empirischen Sozialforschung: Lebensgeschichtliche Interviews zur Erforschung sozialer Milieus und Mentalitäten') und wird dort regelmäßig angeboten. Es dient dort vor allem der Schulung und Sensibilisierung für die 'Feinheiten' der Habitusanalyse und -genese.

4.1.3. Praxisexkurs

Perspektivenwechsel

Die Klassifikationsschemata der Befragten sind subjektiv, d.h., es handelt sich um eine Perspektive auf die soziale Welt. Da sie subjektiv sind, enthalten sie *perspektivische Verzerrungen*. Im *ersten Schritt* der habitushermeneutischen Auswertung geht es darum, die subjektive Perspektive der Befragten nachzuvollziehen und zu rekonstruieren. Dies erfordert viel Empathie für die befragte Person.¹³⁶ Im *zweiten Schritt* geht es darum, die *habitustypische Verzerrung* dieser Perspektive offenzulegen, die subjektive Konstruktion der Befragten also zu interpretieren und einzuordnen. Diese Interpretation muß aus der *Distanz* erfolgen, d.h. durch den Bruch mit der rekonstruierten Alltagswahrnehmung der Befragten. Während sich der Befragte in der rekonstruierten Alltagswahrnehmung wiederfinden sollte, gilt für die Interpretation ein anderer Maßstab. Die Akteure selbst würden sich und ihre Handlungen selbst vielleicht anders sehen (ein Kleinbürger würde sich selbst nicht Kleinbürger nennen, der Intellektuelle würde sich selbst nicht zur herrschenden Klasse zählen usw.). Die habitushermeneutische Interpretation muß aber die Praxis der Akteure in einen größeren Kontext stellen und die Regeln offenlegen, die die Praxis der Akteure erklärt.

Bei diesen beiden Schritten handelt es sich um ineinander verschränkte Ebenen. Der Interpretationsprozeß ist begleitet von immer wieder vollzogenen Perspektivwechseln und Erkenntnisbrüchen.

‘Scheinheilig’ aus unterschiedlichen Perspektiven

Dieser Wechsel der Perspektiven läßt sich an einem Beispiel aus unserer Untersuchung ‘Kirche und Milieu’ illustrieren. Sehr häufig wurde dabei von den Akteuren der Begriff ‘scheinheilig’ benutzt. Zum einen klassifizierten sie damit die Praktiken anderer Akteure und grenzten sich davon ab. Zum anderen klassifizierten sie damit implizit ihre eigene Praxis als legitim und werteten diese auf. Der klassifizierende Akt wird selbst klassifizierbar.

Für die Bildungseliten zum Beispiel (Fraktionen des Liberal-Intellektuellen und des Konservativ-Technokratischen Milieus) hat für die Nähe zur Kirche die Frage der ideell-geistigen Übereinstimmung mit den Inhalten der kirchlich-religiösen Botschaft einen sehr hohen Stellenwert. Es sind also die inneren Überzeugungen und Werte, an die man ‘glaubt’. Die ‘gelebten’, also durch Handeln und Praxis explizierten Werte, durch die Milieus der Arbeitnehmermitte ihre Nähe oder Übereinstimmung mit der Kirche ausdrücken, werden von den Bildungseliten häufig als zwar mit dem Christentum zusammenhängende, aber letztlich eher davon abzukoppelnde ‘soziale Werte’ betrachtet. Sie machen nicht ‘das Wesen’ des Christentums aus. ‘Scheinheilig’ sind aus ihrer Sicht folgerichtig Leute, die ‘nur’ an den großen Gedenktagen in die Kirche gehen (“das ist doch geheuchelt” oder “wer wirklich glaubt, geht regelmäßig in die Kirche”), sich auf die Teilnahme an Passageriten beschränken wie Hochzeit (“die wollen nur ‘ne schöne Feier”) oder Konfirmation (“nur der Geschenke wegen, das ist alles verlogen”), zum Teil auch solche, die ‘modernere’ und ‘lebendigere’ Gottesdienstformen fordern (“das ist oberflächlich” und “blinder Aktionismus”).

Besonders in den Milieus der facharbeiterischen Mitte dagegen (Traditionelles Arbeitermilieu, Leistungsorientiertes und Modernes Arbeitnehmermilieu) steht das moralische Handeln im Alltag im Vordergrund.

¹³⁶

Dabei bleibt es jedoch nicht, “denn die soziologische Arbeit beschränkt sich nicht nur auf diese Phase, vielmehr besteht sie für den Forscher darin, in der Lage zu sein, ausgehend von den gesammelten Daten zu interpretieren und zu erklären” (Kaufmann 1999, S. 34).

Christlich verhält sich derjenige, der im Alltag nach diesen Werten lebt. Dem bekennenden Wort allein wird mißtraut. Als 'scheinheilig' bezeichneten sie Akteure, die sonntags häufig den Gottesdienst besuchen, dieses rituelle Sich-Bekennen aber nicht konsequent in Handeln umsetzen: "Sonntags in die Kirche gehen, und montags die Kunden übers Ohr hauen."

Dieser Perspektivwechsel ließe sich fortsetzen, zum Beispiel wird für die häufigen Kirchgänger derjenige 'scheinheilig' sein, der zwar Mitglied der Kirche ist, aber kaum die Gottesdienste besucht ("Taufscheinchristen") usw. Jede der subjektiven Perspektiven der Akteure hat für sich genommen eine in sich schlüssige Argumentation und damit Überzeugungskraft; insofern sind sie alle berechtigt und fügen sich logisch in die mentalitätstypische kirchlich-religiöse Orientierung der Akteure. Für die weitere Interpretation ist es wichtig, mit diesen Akteursperspektiven zu brechen. Keine hat universelle, sondern nur *relative* Gültigkeit; es handelt sich immer nur um die Teilperspektive eines Milieus auf die Kirche und auf andere Milieus. Die Perspektive ist der Blick von einem bestimmten Ort im sozialen Raum. Die gleiche Sache kann von einem anderen Ort aus in völlig anderem Licht erscheinen.

Durch den Bruch mit der Akteursperspektive wird der Blick auf die Strukturen des Feldes, in diesem Fall des religiös-kirchlichen Feldes geöffnet. Die Orientierungen der Akteursgruppen werden dann nicht einfach nebeneinander gestellt, um eine 'bunte Vielfalt' zu zeigen. Die Einstellungen verlaufen vielmehr entlang bestimmter 'Kraftlinien' des Feldes. Diese zeigen sich, wenn man danach fragt, ob alle Perspektiven und Praktiken in gleicher Weise gesellschaftlich oder von der Kirche anerkannt sind. Wenn beispielsweise die praktische Religiosität allzuhäufig als 'nicht wirklich religiös' bezeichnet wird, weil die spirituell-geistige Seite zu kurz kommt, so wird damit ein Maßstab von 'legitimer Religiosität' angelegt. Dieser Maßstab wiederum deckt sich mit der religiösen Orientierung bestimmter sozialer Gruppen (z.B. der 'Geistlichkeit', soziologisch eng verwandt mit der Bildungselite), die im religiös-kirchlichen Feld den Ton angeben. Weil aber die Hochbewertung der 'Geistigkeit' den praktischen Milieus der Volksklassen nicht entspricht, zeigt sich in dem Versuch, legitime Formen von Religion durchzusetzen (d.h. die Fähigkeit zur Etablierung von bestimmten Praktiken, die 'heilig' bzw. 'scheinheilig' sind), ein Herrschaftsanspruch.¹³⁷

Kategorienbildung

Mit diesem zweiten Interpretationsschritt ist die Bildung und Anwendung von Kategorien verbunden, indem die alltäglichen klassifizierenden Aussagen und Praktiken der Akteure wissenschaftlich klassifiziert und als typisch für soziale Gruppen 'geordnet' werden. Die Synopse (Tabelle 1) zeigt solche analytischen Elementarkategorien.¹³⁸ Sie werden dem Material dabei nicht übergestülpt, sondern *heuristisch* angewendet und in diesem Zuge ständig überprüft.¹³⁹ Anhand dieser Matrix, die sich als 'Grunddimensionen' des Habitus verstehen lassen, können einzelne Praktiken und Praxisformen der Akteure in den verschiedenen Lebensbereichen (Arbeit/Beruf - Familie/Partnerschaft - Freunde/Gesellungen - Frei-

¹³⁷ Ein solche 'unidealistische' Betrachtung von Religion knüpft an die Religionssoziologie Max Webers und der Kommentierung derselben durch Bourdieu (1971a, 1971b) an (vgl. Abschnitt 2.3.). Weber hätte, so Bourdieu, "die materialistische Denkweise auf Gebiete angewendet, die der Marxismus faktisch dem Idealismus überließ" (Bourdieu 1987, S. 37). Man könnte sagen, daß Weber vor allem mit seiner Religionssoziologie (1972, S. 245-381; 1988) den Idealismus 'entzaubert' hat.

¹³⁸ Erstmals entwickelt im Forschungsprojekt 'Der Wandel der Sozialstruktur und die Entstehung neuer gesellschaftlich-politischer Milieus in der Bundesrepublik Deutschland' (Vester u.a. 1992). Mit ihnen wird seither in anderen Projekten und innerhalb des Ausbildungskonzeptes 'Mentalitätsanalyse' gearbeitet.

¹³⁹ Für die Untersuchung 'Kirche und Milieu' wurden die Kategorien modifiziert; vgl. Abschnitt 6.4.

zeit/Lebensstil - gesellschaftliche Partizipation) gebündelt werden. Die Kategorien wie 'Hedonismus' und 'Askese' stellen dabei jeweils die beiden Pole einer solchen Dimension dar, zwischen denen die Akteure in Lebensbereichen oder Feldern 'ihre' spezifische Balance finden (müssen). Am fallvergleichenden Vorgehen zeigt sich dann, daß die Kategorien nicht substantiell anzuwenden sind, sondern *relational*, d.h. im Vergleich zu anderen Akteuren und Akteursgruppen.

Tabelle 1: Analytische Elementarkategorien zur Habitushermeneutik¹⁴⁰ Heuristisch entwickelte Synopse zur Interpretation von lebensgeschichtlichen Interviews	
<p>Askese</p> <p>methodisch geplante Lebensführung; Betonung geistiger Aspekte; gleichzeitige Neigung zu Idealisierungen; Arbeit steht vor Genuß, strebsam und akkumulierend in zumeist zweckgerichteter Praxis</p>	<p>Hedonismus</p> <p>spontane Lebensführung; Betonung sinnlicher, körperlicher Aspekte, wie z.B. Sexualität; Freizeit und Geselligkeit stehen vor Arbeit; Praxis erscheint oft 'nutzlos' und wenig zweckgerichtet</p>
<p>Herrschaft</p> <p>'Ellbogen'-Mentalität; selbstbezogen; autoritär und elitär, dabei oft methodisch gezwungen; ausgrenzend, intolerant und in der Betonung konventioneller Praktiken fremdbestimmt</p>	<p>Partnerschaft</p> <p>egalitär und demokratisch; verständnisvoll und Mitgefühl; offen, tolerant und integrativ; selbstbestimmt, autonom und nicht von äußeren und konventionellen Zwängen geleitet</p>
<p>Aufstiegsorientiert</p> <p>streben nach 'Höherem'; Karriere- und Aufstiegsstreben; von Zukunftsidealen geleitet; erhebliche Auf- und Abstiegsängste; Obsession, sich mit Hierarchien und Autoritäten zu befassen</p>	<p>Sicherheitsorientiert</p> <p>"Lieber den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach"; "jeder sollte an seinem Platz bleiben und das Beste daraus machen"; Verhalten erfolgt aus tiefer, innerer Überzeugung</p>
<p>Individualismus</p> <p>individuelle Praktiken werden bevorzugt; das Selbst und das Individuum stehen im Vordergrund; oft konkurrenzorientiertes, kalkülbetontes Verhalten abseits der Masse; im Streben nach Besonderem und Unterscheidung oft distinktiv und ausgrenzend</p>	<p>Geselligkeit</p> <p>gruppenbezogene und dabei keinem transzendenten Zweck untergeordnete Verhaltensweisen; häufiger Aufenthalt in Gruppen wirkt oft 'nutzlos'; Praxis oft solidarisch, aber auch von Konformitätssprinzipien gekennzeichnet</p>
<p>Feingeschmack</p> <p>Bevorzugung des Besonderen; Unterscheidung von der Masse durch 'Kennerschaft' und entsprechende Praktiken; elitär; Dominanz des Formgeschmacks; Neigung zu Idealisierungen; Betonung des Geistigen und Transzendenten</p>	<p>Grobgeschmack</p> <p>Inhalt bzw. Zweck und Nutzen dominieren über Stil und Form; ausgeprägt gegenwartsbezogen; Betonung des 'Handfesten' bzw. des Materiellen; "Hauptsache, es funktioniert"</p>

In der Forschungspraxis bilden diese in mehrjähriger Forschung und Auswertungspraxis herausgearbeiteten Elementarkategorien einen *Interpretationshintergrund*, der dazu beiträgt,

¹⁴⁰ aus Vester u.a. 1992, S. 388.

die Habitus syndrome zu identifizieren, daß heißt, die spezifischen Kombinationen von Ausprägungen und Balancen zu vergleichen. Die Balancen bilden zusammen ein Syndrom, dessen sensibles und komplexes, auf die Bedingungen eines spezifischen Feldes abgestimmtes, Gleichgewicht einem *Mobile* ähnelt (Bremer 1995). Dazu werden die Habitusdimensionen in die Dimensionen des sozialen Raumes nach Bourdieu eingeordnet bzw. vor diesem Hintergrund interpretiert: vertikal (Distinktions- oder Herrschaftsachse), horizontal (Differenzierungsachse), temporal (Zeitachse).

Askese im Sinne methodisch-geplanter Lebensführung findet sich beispielsweise in Milieus, die im sozialen Raum oben stehen, aber auch bei Milieus, die weiter unten stehen. Allerdings ist die Neigung zu asketischer Lebensführung jeweils anders kombiniert und eingebettet. In der Bildungselite markieren tendenziell asketische, ideelle und individuell-exklusive Orientierungen (im religiös-kirchlichen Feld, das im Mittelpunkt der Studie 'Kirche und Milieu' stand, war dies häufig verbunden mit einer Vorliebe für ästhetisch-kulturelle Seiten) das Syndrom eines Distinktionshabitus, der sich gegen 'Materialismus' und 'Masse' abgrenzt.¹⁴¹ In der Arbeitnehmermitte verbindet sich der asketische Zug mit materiellen (im Sinne von praktischen), gemeinschaftlichen, egalitären und funktionalen Orientierungen zu einem eher bescheiden-realistischen Mentalitätssyndrom (vgl. Bremer u.a. 1999, S. 206ff, S. 221ff).

4.2. Methodologische Reflexion zur Methodenauswahl

4.2.1. Vorüberlegungen

Wie bereits beschrieben, war durch die Forschungsdefizite klar, daß die Probleme, die beide Studien zu lösen hatten, mit qualitativen empirischen Methoden bearbeitet werden mußten. Für die Typenbildung mußte gelten, daß der Zugang zu den sozialen Feldern mit der gesamten Lebensorientierung zusammenhängt; erst vor dem Hintergrund der Alltagsbewältigung der Akteure wird der Sinn ihrer 'Feldorientierung' sichtbar. Die Methoden mußten also neben der Haltung zum Feld auch die Alltagspraxis berücksichtigen, um die Verknüpfung aufzeigen zu können. Da der Habitus als *modus operandi* diese Alltagspraxis strukturiert, hieß das, daß der Habitus selbst mit exploriert werden mußte.

Mit der Anwendung qualitativer Methoden,¹⁴² für die bekanntlich die Gütekriterien quantitativer Forschung "nur bedingt - wenn überhaupt" anzuwenden sind (Lamnek 1998, S. 205),¹⁴³ lassen

¹⁴¹ Bourdieu spricht in anderem Zusammenhang einmal vom "'aristokratischen' Asketismus" der höheren Lehrerschaft (1982, S. 214).

¹⁴² Die qualitativen Forschungsstrategien werden hier nicht ausführlich expliziert; vgl. dazu die einschlägigen Methodenbücher wie Lamnek 1995, Flick 1995, Mayring 1993, Spöhring 1989, Diekmann 1995, Friedrichs 1982. An dieser Stelle geht es lediglich darum, den in den Untersuchungen beschrittenen Weg nachzuzeichnen und zu begründen.

¹⁴³ Das Kriterium der *Zuverlässigkeit* (Reliabilität) - die Standardisierung soll eine beliebig häufige Durchführung der gleichen Befragung ermöglichen - wird in der qualitativen Forschung "in Richtung einer Prüfung der Verlässlichkeit von Daten und Vorgehensweisen reformuliert" (Flick 1995, S. 243), also Explikation des Vorgehens (Dokumentation, Protokollierung, Belegen analytischer Kommentare durch Originalaussagen aus Interviewtranskripten) und Schulung der Interviewer (Flick 1995, S. 243). Das Kriterium der *Gültigkeit* (Validität) - wird das gemessen, was gemessen werden sollte (vgl. für die quantitative Forschung Diekmann 1995, S. 223ff, S.

sich naturgemäß keine Fallzahlen erreichen, wie das bei standardisierten Methoden der Fall ist. Andererseits sollten die von uns zu ermittelnden Typen aber auch dazu dienen, das Gesamtfeld besser einschätzen zu können, so daß ein Anschluß der qualitativ erhobenen Typologie an quantitative Daten anzustreben war. Dieses Problem konnte gelöst werden, indem wir die 'Milieulandkarte' (Abbildung 1) als *Basistypologie* mit einbezogen. Die sozialen Milieus zeigen die Mentalitätstypen mit ihren Grundmustern der Alltagsbewältigung, denen sich die qualitativ ermittelten Typen der Feldorientierung zuordnen lassen. Bei dieser 'Milieulandkarte' handelt es sich um Mentalitätstypen, die zuerst qualitativ ermittelt und im Anschluß daran durch eine umfangreiche Statementbatterie standardisiert und quantifiziert wurde (vgl. Flaig u.a. 1993, S. 51ff, 69ff). Dadurch sind uns die quantitativen Gewichte und über Zeitreihen (vgl. Vester u.a. 2001, Vester in Bremer u.a. 1999, S. 64f) auch die wachsenden und schrumpfenden Milieus bekannt.¹⁴⁴

Somit war auch klar, daß einerseits gemäß der Methode der *Vorabfestlegung* (Quotierungsverfahren, z.T. auch 'kriteriengeleitete Stichprobenauswahl') eine milieugeschichtete Stichprobe ('Sample') gezogen werden mußte, um die milieutypische Ausprägung einer Feldorientierung zu explorieren.¹⁴⁵ Andererseits legten wir Wert darauf, den Stichprobenplan nicht starr abzuarbeiten, sondern einer gewissen Flexibilität Raum zu lassen. Die aktuellen 'Kräfteverhältnisse' im Feld, nach denen sich die milieutypischen Zugänge ausrichten, sind nicht vorab bekannt, sondern werden erst durch die Erhebungen aufgedeckt (z.B. durch Hinweise auf bestimmte Probleme oder Milieus, deren Exploration wichtig sind, um Orientierungen und Handeln zu verstehen).¹⁴⁶ Dieses Kräftefeld ist wichtig, um schließlich vom

301f) - muß in der qualitativen Forschung vor allem argumentativ, d.h. durch Plausibilität und Schlüssigkeit der Befunde, erfüllt werden (vgl. Flick 1995, S. 243ff, Lamnek 1998, S. 204ff). Ein Vorteil ist dabei, daß die Interviewsituation, in der in der quantitativen Forschung vor allem eine mögliche 'Fehlerquelle' gesehen wird, in der qualitativen Forschung ganz anders definiert ist. 'Fehler' im Sinne von 'Verzerrungen', Antworten nach sozialer Erwünschtheit, unangemessenes Interviewerverhalten o.ä. können natürlich trotzdem auftreten, doch durch die Aufzeichnung ist die Interviewsituation als Ganze *interpretierbar*. - Mayring formuliert (1993, S. 110-112) für die qualitativen Methoden im übrigen sechs eigene Gütekriterien: Verfahrensdokumentation, Argumentative Interpretationsabsicherung, Regelgeleitetheit, Nähe zum Gegenstand, Kommunikative Validierung, Triangulation.

¹⁴⁴ Für das Verstehen bzw. Einschätzen des Feldes ist es nicht nur wichtig, die dort agierenden 'Typen' zu kennen, sondern auch, welches quantitative Gewicht sie (noch oder schon) haben. Beispielsweise ist der Bildungstypus der 'Traditionellen' (vgl. Bremer 1999a, S. 103ff) vor allem aus dem *stark schrumpfenden* 'Traditionellen Arbeitermilieu' entwickelt, die 'Traditionellen Kirchenchristen' (vgl. Bremer u.a. 1999) aus dem *stark schrumpfenden* 'Kleinbürgerlichen Milieu'. Probleme in der Ansprache oder Bindungskraft rühren zu einem Teil daher, daß die Milieus der 'Stammklientel' von traditionellen Institutionen kleiner geworden sind und die wachsenden neuen Milieus eine andere 'Kultur des Umgangs' von Institutionen erwarten. Für die Institutionen ist es deshalb im eigenen Interesse von Vorteil, die *wachsenden Typen* zu kennen, um sich rechtzeitig auf diese veränderten Ansprüche einzustellen.

¹⁴⁵ Bei dieser Samplebildung wird häufig auf 'klassische' soziodemographische Kriterien zurückgegriffen (also vor allem Alter, Geschlecht, Bildungs-/Berufsstatus); für die beschriebenen Studien galt es, die Quoten nach komplexen Milieukriterien auszuwählen. Wenn die einzelnen 'Zellen' der Stichprobe mit der angestrebten Anzahl gefüllt sind, ist die Erhebung abgeschlossen und die Auswertung beginnt.

¹⁴⁶ In der Praxis werden deshalb zwar vorab in Frage kommende Milieus und Teilmilieus ausgewählt, bei der Erhebung wird aber in 'Wellen' vorgegangen. Nach jeder Welle (z.B. drei Grup-

Typus zur Typologie zu kommen,¹⁴⁷ d.h. der Einordnung der Typen in eine Konfiguration. Diese Form der Stichproben- oder Samplebildung entspricht eher dem sog. *theoretical sampling* (Glaser/Strauss 1967).¹⁴⁸

Durch dieses Aufeinanderbeziehen von quantitativen und qualitativen Daten läßt sich zwar statistische Repräsentativität nicht herstellen, aber es erlaubt fundierte Einschätzungen über die wahrscheinliche Verbreitung eines Typus. So läßt sich zwar nicht mit Bestimmtheit sagen, ob der ermittelte Typus tatsächlich das gesamte Spektrum der 'Feldorientierung' eines sozialen Milieus abdeckt, obwohl weitere Typen in ihrem Grundmuster von dem von uns gefundenen nicht sehr weit entfernt sein dürften.¹⁴⁹

Unabhängig davon, daß also unsere Typen (wie auch Einzelfälle) diesen sozialen Milieus der 'Landkarte' zugeordnet werden können, besteht das Problem, wie viel Fälle man braucht, um einen Typus hinreichend auszuleuchten.¹⁵⁰ Qualitative Studien arbeiten dabei mit sehr unterschiedlichen Fallzahlen.¹⁵¹ Als Faustregel hat sich in unseren Untersuchungen heraus

pendiskussionen) werden erste Ergebnisse reflektiert und gegebenenfalls der Stichprobenplan modifiziert, bevor die nächste Erhebungswelle beginnt.

¹⁴⁷ Zum Verhältnis von Typus und Typologie vgl. Kluge 1999, S. 26ff, Kelle/Kluge 1999 S. 75ff.

¹⁴⁸ Bei dieser Form der Stichprobenbildung wird die Theorie schrittweise aus den Ergebnissen entwickelt ('grounded theory'); Erhebungs- und Auswertungsphase sind dabei miteinander verschränkt.

¹⁴⁹ In der Untersuchung 'Kirche und Milieu' wurden allerdings auch in diesem Punkt Fortschritte gemacht. Im quantitativen Projektteil dieser Studie wurden die sozialen Milieus in sich noch feiner differenziert (vgl. den von Gisela Wiebke bearbeiteten Teil in Bremer u.a. 1999, S. 89-205). Für die beiden großen Milieus der Oberklasse (Liberal-Intellektuelles und Konservativ-Technokratisches Milieu) zeigte sich zum Beispiel, daß es in beiden Gruppen eine 'Bildungsfraktion' gibt (vgl. Wiebke in Bremer u.a. 1999, S. 169ff, 182ff). Der von uns ermittelte Typus der 'Humanisten' ist diesen Submilieus zuzuordnen; es ist zu erwarten, daß sich in den anderen Submilieus der Oberklasse andere Varianten der kirchlich-religiösen Orientierung finden lassen, deren Distinktionsverhalten vermutlich weniger in der Betonung von ideellen als in der von technokratischen Prinzipien des 'modernen Managements' liegt.

¹⁵⁰ Mit der *Verallgemeinerbarkeit* ist ein drittes Kriterium quantitativer Forschung angesprochen, das bei standardisierten Verfahren in der Regel durch statistische Repräsentativität erfüllt wird. Bei qualitativen Verfahren geht es darum, das qualitative Spektrum eines Typus, d.h. die wichtigsten Facetten, vollständig zu erfassen. Glaser/Strauss sprechen in diesem Zusammenhang von der "theoretischen Sättigung" (1967, S. 61), andere Autoren nennen die "funktionale Repräsentativität" (Dammer/Szymkowiak 1998, S. 34), "inhaltliche Repräsentanz" (Kepper 1996, S. 228) oder "maximale Variation der Fälle" (Kelle/Kluge 1999, S. 51) als Kriterium für die qualitative Sozialforschung.

¹⁵¹ Vester u.a. bezogen in ihre Fünfer-Typologie insgesamt 160 ausgewertete Interviews ein (vgl. 1993, S. 209ff). Andere Studien hatten noch höhere Fallzahlen, vor allem bei quotierten Stichproben (Popitz/Bahrtdt u.a. (1957) z.B. rund 600 Befragte; auch Pollock (1955) kam auf sehr hohe Fallzahlen). Dabei spielt auch das Auswertungskonzept eine wichtige Rolle. Viele an die 'grounded theory' angelehnte Studien arbeiten mit weitaus geringeren Fallzahlen. Das entspricht durchaus dem Anspruch, die Erhebungen vor allem zur Strukturentdeckung - also Theoriegenerierung - zu nutzen. Werden die Erhebungen aber auch für eine Typologiebildung verwendet, bleibt zu fragen, ob ein Typus durch solch geringe Fallzahlen empirisch ausreichend ausgeleuchtet ist. Möglich ist zumindest, daß die wenigen Befragten gar nicht den 'Kern' des

gestellt, daß eine 'Sättigung' spätestens nach etwa 20-30 Fällen erreicht ist.¹⁵² Sättigung meint hier, daß das Hinzuziehen weiterer Fälle keine wesentlichen neuen Erkenntnisse mehr bringt.

Dabei zeichnen sich die Grundmuster eines Typus zumeist schon nach relativ wenigen Fällen ab. Besonders im fortgeschrittenen Stadium einer Untersuchung wird durch die Kontrastierung der Gruppen auch die Struktur des Feldes deutlicher, so daß sich auch die Profile der einzelnen Typen immer deutlicher abzeichnen. Bei den hier betrachteten Untersuchungen ging es jedoch zum einen darum, die gefundenen Typen durch weitere Explorationen besser empirisch abzusichern (die ersten Erhebungen könnten beispielsweise gerade nicht den 'typischen Typus', sondern nur eine 'Randvariation' getroffen haben). Zum anderen wollten wir nicht nur die Grundmuster des Typus, sondern auch ein gewisses Spektrum verschiedener Facetten ausleuchten, also die 'Streuung' des Typus.¹⁵³ Eine Rolle spielt dabei ferner, daß unsere Typen zugleich dem Anspruch genügen mußten, ansprechbare 'Zielgruppen' (der Bildungsarbeit - Bremer 1999a, der Kirchen - Bremer u.a. 1999) zu sein, was neben einer möglichst guten Anschaulichkeit anhand reichhaltigen empirischen Materials auch das Erfassen eines gewissen Variantenreichtums des Typus notwendig machte. Insofern schien uns das Erreichen einer bestimmten Fallzahl zur Typologiebildung angemessen, um zu empirisch abgesicherten Ergebnissen und reichhaltigem Material zu kommen.

Diese Überlegungen bildeten den empirischen Hintergrund für die zu treffende Methodenbestimmung. Theoretisch mußte reflektiert werden, daß die Verfahren dem Anspruch genügen mußten, die komplexe Mehrdimensionalität des Habitus ausreichend zu erfassen. Die beschriebene Entstehungsgeschichte des Habitus, der mit der Kindheit erworben wird und sich im Laufe des Lebens immer weiter entfaltet, legt dabei nahe, den Habitus anhand seiner Entstehungsgeschichte zu untersuchen. Das lebensgeschichtliche Interview ist von daher ein Verfahren, das auf die Habitusanalyse sehr gut abgestimmt ist. Allerdings erfordern dabei schon Einzelfälle aufgrund des Erhebungs- und Auswertungsumfangs erhebliche Forschungsressourcen (vgl. den folgenden Exkurs). Die Probleme, die im Bereich des politischen Bildungsurlaubs und der Kirche in Bezug auf die zurückgehende Bindungskraft bestanden, waren aber, wie schon in den Abschnitten 2.1. und 2.3.3. dargelegt, durch Einzelfallanalysen nicht zu lösen. Eine den Ansprüchen der 'Zielgruppenarbeit' genügende Typenbildung mußte von vorn herein eine größere Stichprobe anstreben. Deshalb schied das lebensgeschichtliche Interview als typenbildendes Erhebungsverfahren für die beiden von uns durchgeführten Untersuchungen aus, zumal auch die Feldorientierung damit nur am Rande ermittelt wird.¹⁵⁴

Typus, sondern eine eher 'untypische' Variante bildet, oder daß, wie Lamnek (1995) bemerkt "solche Personen, die ein typisches Deutungsmuster sozialer Realität aufweisen, gerade diejenigen sind, die nicht zu einem Interview bereitstehen (...) und von daher nicht in die Analyse Eingang finden" (S. 92).

¹⁵² Dammer/Szymkowiak (1998) nennen in Zusammenhang mit der funktionalen Repräsentativität die Zahl von 30-60 Befragten, mit denen - nicht nur in Bezug auf *einen* Typus, sondern auf die Gesamtpopulation - "eine Ermittlung aller verhaltensrelevanten Einflußgrößen möglich ist" (ebd., S. 34).

¹⁵³ In der visualisierten Darstellung der Typologien im sozialen Raum wird diese Streuung durch die Größe der Flächen ausgedrückt; vgl. Abb. 2 und 3, vgl. auch Vester u.a. 1993, S. 211.

¹⁵⁴ In der Biographieforschung wird daher nur selten typenbildend gearbeitet.

Die Überlegungen zur habitushemeneutischen Auswertung in Abschnitt 4.1.1. haben ferner gezeigt, daß das Interpretieren der Klassifikationsschemata der Akteure ein sehr sensibles und behutsames Arbeiten erfordert, wie es mit der Sequenzanalyse (Abschnitt 4.1.2.) geschult wird. Allerdings werden für dieses Auswertungsverfahren, zumal bei größeren Stichproben, ebenfalls erhebliche Forschungs- und Zeitressourcen benötigt, die über den Rahmen der beiden von uns durchgeführten Untersuchungen weit hinausgingen. Für die Studien konnte deshalb die Sequenzanalyse nicht generell, sondern allenfalls punktuell zur Auswertung eingesetzt werden. Dennoch mußten die Prinzipien der in Abschnitt 4.1. beschriebenen Deutungsarbeit zur Habitusanalyse beachtet werden, so daß eine auf Erfahrungen und theoretische Schulung gestützte vertiefte Kenntnis der Mentalitätsanalyse und der Habitushermeneutik nötig waren.

4.2.2. Exkurs: Das narrative biographische Interview

Da mit Mentalitäten bzw. Habitus die im Laufe des Lebens erworbene Haltung der Akteure zur Welt bezeichnet wird, ist das lebensgeschichtliche Interview für die Mentalitätsanalyse gut geeignet.¹⁵⁵ Die Strukturierung erfolgt sehr zurückhaltend anhand eines Leitfadens, den der Interviewer allerdings nur als Gedächtnisstütze im Kopf hat. Zudem schreibt der Leitfaden (abgesehen von der Eingangsfrage) kaum vor, wann und wie die verschiedenen Aspekte des Leitfadens im Interview thematisiert werden. Ziel ist es, die Befragten selbst die Schwerpunkte in ihrer Lebensgeschichte setzen zu lassen, sich selbst gewissermaßen authentisch darstellen zu können. Diese 'Selbstdarstellung' mit den expliziten und impliziten Selbstzuschreibungen wird dann zum Gegenstand der Interpretation im Auswertungsprozeß.¹⁵⁶

In der Arbeit mit dem Leitfaden geht es darum, wichtige Etappen und Lebensbereiche, die gemeinhin als wichtig für die Herausbildung der Mentalitäten gelten, vom Befragten aber nicht von selbst angesprochen wurden, durch gezielte, aber vorsichtig gesetzte Stimuli zu explorieren.¹⁵⁷ Die narrative Form des Interviews ist wichtig, weil in den Erzählungen des Befragten die habitustypischen Klassifikations- und Deutungsschemata deutlich werden. Entsprechend des Ansatzes, wonach sich die Mentalitäten durch das Beziehungshandeln in den sozialen Milieus herausbilden, wird den Personen, die in den verschiedenen Lebensphasen der Befragten eine Rolle spielen, besondere Beachtung geschenkt. Der Leitfaden berücksichtigt deshalb spezifische biographische Konstellationen und Entwicklungsstufen, wie sie von Erikson (1965, 1988) idealtypisch beschrieben wurden. In den Beschreibungen und Klassifizie-

¹⁵⁵ Zur biographischen Methode vgl. überblickend die einschlägigen Handbücher (u.a. Lamnek 1995, Flick 1995, Spöhring 1989, Diekmann 1995, Friedrichs 1982). Eine ausgesprochen anschauliche Einführung in die biographische Forschung gibt Fuchs (1987), zu den Anfängen vgl. Kohli (1981). Weite Verbreitung hat das biographische Interview in der 'oral history' gefunden (vgl. hierzu vor allem die Arbeiten von Niethammer, z.B. 1983, 1985). Zum narrativen Interview vgl. u.a. Schütze 1976, ders. 1983, Hermanns 1984.

¹⁵⁶ Wichtige Daten zur sozialen Situation und Herkunft werden zudem in einem Fragebogen festgehalten. In einem Beobachtungsbogen notiert der Interviewer die Begleitumstände des Interviews sowie persönliche Eindrücke vom Gespräch. Diese Angaben fließen in die Interpretation mit ein. Beide Instrumente befinden sich im Anhang. Die Auswertung ist oben beschrieben.

¹⁵⁷ Ein Leitfaden zum biographischen Interview befindet sich im Anhang.

rungen dieser Personen und ihrer Handlungsmuster zeigen sich die für die Mentalitätsanalyse wichtigen Orientierungen und Abgrenzungen, aus denen die Befragten selbst ihre Prinzipien der Lebensführung entwickeln und anwenden. Insofern läßt sich mit dem lebensgeschichtlichen Interview auch der Frage nachgehen, inwiefern tradierte Mentalitätszüge im Laufe des Lebens konsistent bleiben oder sich wandeln (Bourdieu: Hysteresiseffekt).

Im Bereich der typenbildenden Mentalitätsanalyse haben Vester u.a. (1992, 1993/2001) mit lebensgeschichtlichen Interviews gearbeitet. Sie haben als Variante die Methode des *biographischen Tandem-interviews* angewandt, bei dem neben dem Befragten auch der gleichgeschlechtliche Elternteil interviewt wird.¹⁵⁸ Die biographische Methode zur Mentalitäts- und Habitusanalyse ist inzwischen in etlichen weiteren Untersuchungen, überwiegend in Form der bereits erwähnten Einzelfallstudien, durchgeführt worden.¹⁵⁹ Zudem ist daraus das Ausbildungskonzept 'Mentalitätsanalyse' am Institut für Politische Wissenschaft der Universität Hannover entstanden.¹⁶⁰

Zwar ermöglicht der Rückgriff auf die Dimensionen des sozialen Raumes nach Bourdieu auch die Verortung von Einzelfällen, so daß auch einzelne Fälle in den gesellschaftlichen Kontext eingeordnet werden können. Allerdings ersetzt dies keine Typenbildung. Der enorme zeitliche und personelle Aufwand dieses Verfahrens (durchschnittlich dauert ein Interview ca. 90 bis 120 Minuten, was einer Transkriptlänge von 60 bis 80 Seiten entspricht) setzt der Anwendung für die Typenbildung wie bereits erwähnt Grenzen.¹⁶¹

Reflektierender Praxisbericht: Mentalitäten und Milieus von Friseurinnen und Frisuren

Zumindest ansatzweise wird im Rahmen des Ausbildungskonzeptes 'Mentalitätsanalyse' (vgl. oben) auch typologisch gearbeitet. Die durchgeführten lebensgeschichtlichen Interviews (pro Zyklus ca. 16-20) werden nicht beliebig, sondern mit bestimmten sozialen Gruppen durchgeführt, so daß es sich um projektähnliche Veranstaltungen handelt. Im Zyklus von Oktober 1995 bis Februar 1997¹⁶² beispielsweise wurden insgesamt 16 Interviews mit Friseurinnen und Frisuren durchgeführt. Anhand weiterer Merkmale - Geschlecht, Alter, berufliche Stellung im

¹⁵⁸ Anlaß dafür war, vor dem Hintergrund des sozialen Wandels seit den 1970er und 1980er Jahren, der sich u.a. in der Entstehung der 'neuen sozialen Bewegungen' ausdrückte, der Frage von Persistenz und Wandel von Mentalitätstraditionen vertiefend nachzugehen.

¹⁵⁹ Zu Habitus- und Biographie vgl. die Studie von Karrer 1998.

¹⁶⁰ Das Konzept ist als Lehrveranstaltung (Einführung in qualitative Verfahren der empirischen Sozialforschung: Lebensgeschichtliche Interviews zur Erforschung sozialer Milieus und Mentalitäten) wesentlich von Andrea Lange-Vester entwickelt und betreut worden. Es handelt sich um einen dreisemestrigen Veranstaltungszyklus, zu dem eine theoretische und methodologische Einführung sowie die Durchführung und Auswertung von lebensgeschichtlichen Interviews im Rahmen der Mentalitätsanalyse gehören. Gearbeitet wird überwiegend in studentischen Kleingruppen, die von eigens ausgebildeten Tutorinnen und Tutoren betreut werden. Für das Ausbildungskonzept ist ein Reader mit grundlegenden Texten zu Theorie und Methodologie der Mentalitätsanalyse erstellt worden, der regelmäßig überarbeitet wird (Gardemin/Bremer u.a. 1996 [erstmalig: Lange u.a. 1992]).

¹⁶¹ In der Untersuchung von Vester u.a. (1992, 1993/2001) wurden zwölf Tandems durchgeführt, also 24 Personen biographisch befragt.

¹⁶² In diesem Zeitraum lag die Leitung der Veranstaltung bei Daniel Gardemin und Helmut Bremer.

Betrieb (angestellt/selbstständig), lokale Lage und Größe des Salons usw. - wurde die Gruppe weiter differenziert. Zu den prägnantesten Ergebnissen zählte, daß die Heterogenität des Berufsfeldes mit bestimmten Mentalitäten und Milieus korrespondierte. Es zeigte sich eine gewisse Polarisierung:

Auf der einen Seite eher Zugehörigkeit zu sozial unten stehenden Milieus:

prekäre soziale Situation, häufig mit äußerst problematischen und labilen Sozialisations-erfahrungen (soziale Herkunft: Traditionsloses Arbeitermilieu), zum Teil Affinität zum Kleinbürgerlichen Milieu (unter schwierigen bis prekären Bedingungen Orientierung und Anschluß-Suche an respektable Milieus).

Dieses Muster traf vor allem auf die Frauen in der Stichprobe zu, die als Angestellte in eher traditionellen kleinen Salons oder großen 'Schnellsalons' tätig waren.

Auf der anderen Seite eher 'Avantgardemilieus' (Postmodernes und Hedonistisches Milieu):

jüngere Leute mit Zugang zur Avantgardeszene, im innerstädtischen Bereich zu Hause, ambitionierte beruflich-künstlerische Orientierungen (Friseurberuf als 'Durchgangsstation', z.B. zum Maskenbildner), häufig aus gehobenen bis respektablen Milieus stammend.

Dieses Muster traf auf fast alle Männer und einige Frauen in der Stichprobe zu. Häufig waren es die Eigentümer kleinerer Salons, die sich mit ihrem Geschäft bewußt an eine exklusive Kundenschicht wandten.

Beide von uns gefundenen Muster haben eine historische Traditionslinie, die mit der Entstehung und Entwicklung des Friseurberufs zusammenhängt und die sich im Sinne Bourdieus mit den Worten 'grob' und 'fein' bezeichnen läßt. Als 'unehrenhaftes Handwerk', zu dem lange Zeit alle Berufe zählten, in denen die Tätigkeiten viel mit Körperkontakt verbunden waren, war der Friseurberuf vor allem den wenig geachteten unterbürgerlichen Schichten vorbehalten, die um ihre Respektabilität kämpfen mußten. Daß der Beruf zum Frauenberuf wurde (heute noch zu 90%), zeugt von der 'Unterschichtung' vieler Milieus durch Frauen (vgl. Gardemin 1998), denen eben besonders häufig die weniger respektablen (und schlechter bezahlten) milieutypischen Berufe und Tätigkeiten zufallen.

Das andere von uns gefundene Muster entspricht einer zweiten Traditionslinie des Friseurberufs, die auf das Handwerk der Perückenmacher zurückgeht. Diese Berufslinie der Friseure hatte als Kundschaft das gehobene Bürgertum; gute Umgangsformen waren sehr wichtig. Entsprechend war auch die lokale Lage der Salons. Häufig z.B. war eine Nähe zum Theater, wo Perückenmacher und später Maskenbildner gefragt waren. In diesen Kundenkreisen waren Friseure nicht nur für Frisuren, sondern oftmals zugleich für die gesamte 'Körperbetreuung' zuständig. Diese 'ganzheitliche' Ausrichtung von Friseurgeschäften wird auch heute zum Teil wieder stärker betont (Friseurbesuch als Erholung mit verschiedenen 'wellness'- und Entspannungsangeboten).

Das Beispiel zeigt, wie die heutigen sozialen Milieus sich als Varianten historischer Traditionslinien sozialer Gruppen verstehen lassen. Zudem wird die nicht kausale, aber 'verwandte' Beziehung von Beruf, Milieu und Mentalität angedeutet (vgl. Gardemin/Bremer u.a. 1996, 1997).

5. Projekt 'Bildungsurlaub': Vom themenzentrierten Interview zum Gruppendiskussionsverfahren

5.1. Themenzentriertes Interview

5.1.1. Vorüberlegungen zur Konzeption und Erfahrungen

Ausgehend von dem Ziel, für eine hinreichend empirisch gesicherte Typologie eine Stichprobe von ca. 100 bis 130 Fällen zu erreichen,¹⁶³ sollte für die Untersuchung zu den 'Zielgruppen des Bildungsurlaubs' mit einem *themenzentrierten Interview*¹⁶⁴ gearbeitet werden. Im Vergleich zum lebensgeschichtlichen Interview, daß, wie der Exkurs gezeigt hat, sehr wenig strukturiert ist, ist dieses Verfahren straffer an einem Leitfaden orientiert. Dadurch gelingt es, die Interviews kürzer zu halten und das Material überschaubarer zu machen. Eine einjährige Pilotstudie (vgl. Fußnote 1) diente dazu, das Erhebungsinstrument und Auswertungskonzept zu entwickeln und eine erste Stichprobe von rund 30 Fällen zu explorieren. Auf dieser Grundlage sollte in der Hauptstudie die Typologie weiterentwickelt werden.¹⁶⁵

In der Pilotstudie konnte auch das Verfahren der Stichprobenbildung weiterentwickelt werden. Nach einer ersten Sichtung der Teilnahместatistiken und einigen Experteninterviews mit Seminarleitern war zu vermuten, daß die Teilnehmer an den politischen Bildungsurlaubsveranstaltungen sich hauptsächlich aus drei sozialen Milieus der Arbeitnehmer rekrutieren.¹⁶⁶ Da allerdings noch wenig Erfahrung damit bestand, die Interviewpartner stringent nach Milieukriterien auszuwählen oder zu "scouten", wurde die Stichprobe nach soziodemographischen Kriterien zusammengestellt (Vorabfestlegung bzw. Quotierungsverfahren); die Milieuzuordnung erfolgte nach einer ersten Sichtung der Interviews.¹⁶⁷

Die Strategie, den Zugang zum Feld durch eine Sequenz von Expertengesprächen vorzubereiten, erwies sich in zweifacher Hinsicht als vorteilhaft. Einerseits ergeben sich wichtige Hinweise für eine

¹⁶³ Es sollten mindestens vier für die Untersuchung relevante Milieus berücksichtigt werden, so daß vier bis fünf Typen gebildet werden mußten.

¹⁶⁴ Erfahrungen mit diesem Leitfadeninterview hatte bereits die hannoversche 'Forschungsgruppe Sozialstrukturwandel' gemacht (vgl. Vester u.a. 1992, 1993/2001). Die Konzeption des themenzentrierten Interviews ähnelt dem 'Problemzentrierten Interview', wie es vor allem von Witzel (1982) beschrieben ist.

¹⁶⁵ Die Interviews wurden auf Tonband aufgenommen und dauerten ca. 60 Minuten (etwa 30 Minuten 'Lebenswelt' und 30 Minuten 'Feldorientierung'). Zum Instrument gehörte ferner ein Fragebogen mit den wichtigsten sozialstrukturellen Daten sowie ein vom Interviewer auszufüllender Beobachtungsbogen, auf dem Begleitumstände und persönliche Eindrücke des Interviewers festgehalten wurden (siehe Anhang).

¹⁶⁶ In der Pilotstudie sollten nur Teilnehmer an Bildungsurlaubsseminaren befragt werden.

¹⁶⁷ Dabei kristallisierten sich milieuspezifische Kriterien stärker heraus. Beispielsweise gaben uns die Vorlieben der Befragten für bestimmte Seminartypen wichtige Hinweise darauf, in welchen Seminaren wir welche Milieus bzw. 'Bildungstypen' antreffen würden. Hoher Frauenanteil bei Seminaren mit Selbsterfahrungsanteilen war z.B. ein deutlicher Hinweis auf Teilnehmer aus dem 'Modernen Arbeitnehmermilieu' (später Typus 'Selbstbestimmte'), hoher Männeranteil bei Seminaren mit bestimmten Ökologithemen bedeutete 'Traditionelles' bzw. 'Traditionsloses Arbeitnehmermilieu' (später Typus 'Traditionelle' bzw. 'Bildungsferne') usw. Dadurch konnten wir im weiteren Verlauf das Scoutingverfahren systematisieren, was uns für den späteren Umstieg auf das Gruppendiskussionsverfahren zugute kam.

milieuspezifische Rekrutierung von Befragungsteilnehmern, andererseits sind die Experten Teil des zu explorierenden Feldes, deren Perspektive auf die Probleme (in diesem Fall der zurückgehenden Teilnahme an Seminaren der politischen Erwachsenenbildung) von Bedeutung sein kann.¹⁶⁸

Tabelle 2: Stichprobe der Pilotstudie 'Bildungsurlaub'¹⁶⁹

	Alter			Schulabschluß			Berufe		
	bis 30 (8)	30 bis 40 (14)	älter als 40 (9)	Haupt- schule (7)	Realschule (11)	(Fach)- hoch- schulreife (13)	handarbei- tend (14)	Büro und Verwal- tung (11)	Soziales und Pflege (6)
Frauen (15)	3	7	5	1	7	7	3	8	4
Männer (16)	5	7	4	6	4	6	11	3	2

Ziel der Untersuchung war es, den Zusammenhang von Milieuzugehörigkeit (also Mentalitätstypus) und Teilnahme an (politischen) Bildungsurlaubsveranstaltungen zu analysieren. Exploriert wurden *zum einen* zentrale Lebensbereiche der Alltagsbewältigung (Arbeit/Beruf, Familie, Freizeit, Weltanschauung), die für die Identifizierung des Mentalitätssyndroms wichtig sind. *Zum anderen* ging es um die Erfahrungen und Erwartungen zum Bildungsurlaub, also darum, wie sich der Habitus im Feld entfaltet. Leitende Fragestellung war demnach, wie die Teilnahme an bestimmten Bildungsurlaubsseminaren zur Alltagsbewältigung paßt bzw. dazu beiträgt?

Bei der Auswertung mußte ebenfalls auf rationellere Methoden ausgewichen werden. Statt einer vollständigen Verschriftung wurde von jedem Interview anhand eines Auswertungsleitfadens (siehe Anhang), der sich an den Themenbereichen des Gesprächsleitfadens orientierte, ein strukturiertes Protokoll angefertigt. Die Aussagen wurden darin paraphrasiert, besonders wichtige und prägnante Passagen im Originalton verschriftet. Aufgrund dieser strukturierten Protokolle wurden die 31 Fälle gesichtet und nach Ähnlichkeit der Habitusmuster sortiert.¹⁷⁰

¹⁶⁸ Bei der Bildungsurlaubsstudie zeigte sich beispielsweise, daß Einschätzungen der Teilnehmer durch Bildungsexperten und Teamer - 'Entpolitisierung', 'Desinteresse von Teilnehmern', 'zunehmende Nutzen- und Erlebnisorientierung' usw. - ein Teil des Problems sind: Da die Bildungsexperten selbst bestimmten, den Teilnehmern mehr oder weniger 'entfernten' Milieus angehören, ist ihre Perspektive in spezifischer Weise 'verzerrt' (in diesem Fall so, daß bei Teamern als Bildungsexperten Bildung vor allem ideell besetzt ist, während alles 'Nicht-Ideelle' abgewertet wird). Die Berücksichtigung dieser Expertensicht trug dazu bei, das Geschehen im Feld besser zu verstehen (vgl. ausführlicher Bremer 1999a, S. 69ff).

¹⁶⁹ Vgl. auch Bremer 1999a, S. 14.

¹⁷⁰ Dabei zeigte sich ein Bias in der Stichprobe. Ein Teil der Befragten war durch Mitarbeiter von 'Arbeit und Leben' nach dem sog. Schneeballsystem gescoutet worden. Das wirkte sich nun so aus, daß der Anteil 'gewerkschaftnaher' und zufriedener Teilnehmer überdurchschnittlich hoch war. Für die Folgestudie zogen wir daraus die entsprechenden Konsequenzen.

Leitfaden für themenzentrierte Interviews**“Arbeitnehmermilieus als Zielgruppen des Bildungsurlaubs” (Kurzform)¹⁷¹**

Nachfolgend sind die Hauptthemenbereiche aufgelistet, die in der Pilotstudie exploriert wurden. Mit Ausnahme der ‘Pflichtfragen’ handelt es sich bei den Fragen um Beispiele; sie mußten nicht so gestellt werden:

I. Lebensweltlicher Teil (ca. 30 Minuten)

Einstiegsfrage:

"Damit ich mir ein Bild von Ihnen machen kann, schildern Sie mir doch bitte einmal Ihren typischen Tagesablauf."

Arbeit und Beruf

Thema: Einstellung zu Arbeit und Beruf, Arbeitsethos

"Was ist Ihnen bei Ihrer Tätigkeit besonders wichtig?"

Freizeit/Lebensstil

Thema: Freizeitmotive und -aktivitäten, Gesellungsform

"Wie ist es denn mit Ihrer Freizeit. Was tun Sie gern in Ihrer Freizeit?"

Pflichtfrage: "Was ist Ihnen bei Ihrer Freizeit besonders wichtig?"

Familie/Partnerschaft

Thema: engere Vergemeinschaftung, Beziehungen

"Ich habe nun einige Fragen zu ihrem Familienleben. Leben Sie zur Zeit allein oder mit Partner/Partnerin?"

"Was ist Ihnen bei Ihrer Lebensform besonders wichtig?"

Weltanschauung/Gesellschaftsbild

Thema: zentrale Wertorientierung

Pflichtfrage: "Was glauben Sie, worauf kommt es im Leben an? Was ist für Sie persönlich besonders wichtig?"

"Was halten Sie für die wichtigsten Probleme in unserer Gesellschaft?"

II. Bildungsurlaub und politische Bildung (ca. 30 Minuten)**Assoziation 'Bildungsurlaub'****Erfahrungen mit Bildungsurlaub**

Thema: persönliche Erfahrungen, Atmosphäre

"Bitte erzählen Sie mir von Ihren Erfahrungen, die Sie mit Bildungsurlaub(en) gemacht haben."

Erwartungen/Bedürfnisse an den Bildungsurlaub

Thema: Motive, Befürfnisse

"Was ist für Sie eigentlich das Reizvolle am Bildungsurlaub?", "Welche Erwartungen haben sie an den Bildungsurlaub?", "Was soll der Bildungsurlaub für Sie bringen?"

Wege zum Bildungsurlaub

Thema: Umstände der Teilnahme

"Wie sind Sie auf Bildungsurlaub aufmerksam geworden?"

Umfeld des Bildungsurlaubs

Thema: (stilistisches) Umfeld des Bildungsurlaubs

"Wie ist es mit den Tagungsstätten, in denen die Bildungsurlaubsseminare stattfinden. Wie sind Sie denn dort untergebracht?"

Bedeutung von (politischer) Bildung

Thema: Einschätzung zu politischer Bildung

Assoziation 'Politische Bildung'

"Was meinen Sie dazu, daß 'nur' 2 - 3% der Anspruchsberechtigten am Bildungsurlaub teilnehmen?"

Diese Sortierung basiert darauf, jeden Fall für sich nach seiner Struktur aufzuschließen und anschließend im sozialen Raum zu verorten. Durch jeden neuen Fall wird die bisherige Sortierung überprüft und modifiziert ('iteratives Verfahren', vgl. Vester u.a. 1993, S. 208).¹⁷²

¹⁷¹ Der komplette Leitfaden befindet sich im Anhang.

¹⁷² Das iterative Verfahren ist angelehnt an das aszendierende Verfahren von Geiger (1987 [1932]), das dieser vom subsumierenden Verfahren unterschieden hat. Während bei letzterem

Da die Pilotstudie auch dazu diente, neue Verfahren für die Mentalitätsanalyse zu prüfen, wurde auch ein anderer Weg der Auswertung beschritten. Dabei wurden die strukturierten Protokolle 'quer' gelesen, d.h. nach den verschiedenen Themen- bzw. Einstellungsbereichen, deren wesentliche Ergebnisse dann fallübergreifend zusammengefasst und kategorisiert wurden. Diese Auswertung, die Ähnlichkeiten mit der vor allem von Mayring entwickelten qualitativen Inhaltsanalyse hat (Mayring 1988), führte zur Herausarbeitung von einzelnen Mentalitätsdimensionen (z.B. extrinsische bzw. intrinsische Arbeitsmotivation, modern-individualisierte bzw. traditionelle Freizeitgestaltung usw.), die dann in zweidimensionalen 'Einstellungsräumen' lokalisiert werden konnten. Auf diese Weise erhielten wir relativ schnell einen Überblick über die vorhandenen Einstellungsbündel unserer Stichprobe. Als problematisch erwies sich dann allerdings, von diesen Einstellungsbündeln wieder auf die Logik des Falles zu kommen, der die Verknüpfung der verschiedenen Mentalitätsdimensionen zeigt. Lamnek sieht hierin einen Nachteil der qualitativen Inhaltsanalyse, "weil die Einzelfälle nicht in ihrer Gesamtheit durch theoretische Begriffe beschrieben werden, sondern durch zergliederte Kategorien analytisch gefasst werden. *Der Einzelfall wird eben doch zur Sammlung von Merkmalsausprägungen*" (1995, S. 207, Hervorhebung im Original). Für uns war gerade die *Fallstruktur*, das Syndrom der Merkmalsausprägungen, entscheidend. Diesen Weg der Auswertung haben wir deshalb schließlich nicht weiterverfolgt, sondern sind zum iterativen Verfahren, das sich an der Fallstruktur orientiert, zurückgekehrt.

Aus den 31 Fallprotokollen der Stichprobe wurden schließlich sieben Interviews, die typisch für das Spektrum des Samples schienen, ausgewählt und zu Fallporträts ausgearbeitet.¹⁷³ Dieser Auswertungsteil lieferte uns die mentalitätstypische Verbindung von Alltagsethik und Bildungsurlaubsteilnahme, die sich wie folgt skizzieren lässt:

- asketische Lebensführung, intrinsische Arbeitsmotivation, Pflege von 'Hobbys', ausgeprägtes 'Arbeitnehmerbewusstsein', bildungsorientiert ('benachteiligt'), sachlich-praktische Bildungsorientierung, Distanz zu 'Intellektualismus' und 'Selbsterfahrung'
später: Typus 'Traditionelle'
- spontan-ungeregelte Lebensführung, extrinsische Arbeitsmotivation, hohe Bedeutung der Geselligkeit (auch beim Bildungsurlaub), wenig formulierte Bildungsansprüche (Bildungsurlaub ist 'Rauskommen'), Distanz zu 'kognitiven' Bildungsformen
später: Typus 'Bildungsferne'
- modern-individuelle Lebensführung, hohe Betonung von Unabhängigkeit und Selbstbestimmung, entformalisierte Geselligkeit, bildungsorientiert, offen für unkonventionelle Bildungsformen und 'Selbsterfahrung', hohe Betonung von partnerschaftlichem Leitungsstil
später: Typus 'Selbstbestimmte'

Fälle in bestimmte vorher festgelegte Kategorien subsumiert werden (etwa Kleinbürger, Mittelstand o.ä.), werden beim ascendierenden Verfahren die Kategorien oder Sozialgruppen Fall um Fall aus der Logik des Materials entwickelt. Dadurch "treten die Grenzfälle dringlicher in Erscheinung, die Fülle der Varianten geht nicht im Massenhaften unter und es bleibt die stete Bereitschaft zur Korrektur der arbeitshypothetisch vorgestellten Maßstäbe gewährleistet" (ebd., S. 17 f).

173

Drei davon sind dokumentiert in Bremer 1999a, ein weiteres wurde später angefertigt und befindet sich ebenfalls in Bremer 1999a.

5.1.2. Erweiterung auf andere Habitusdimensionen: Assoziationstests

Zum Einsatz kamen in den Interviews auch sog. 'Assoziationstests', die an bestimmten Stellen eingestreut wurden (vgl. Leitfaden im Anhang).¹⁷⁴ Es gab über den Teilnehmerrückgang und die Teilnahmemotive an den Seminaren nur relativ vage und diffuse Vermutungen ('Desinteresse', 'nur Spaß haben', 'Urlaub machen', 'nutzenorientiert' usw.). Wir gingen deshalb von einem vielschichtigen Bündel von Motiven aus, bei dem sich rationale 'Lerninteressen' und emotional-latente 'Nebeninteressen' zusammenfügten. Mit den beiden in die Interviews eingestreuten Assoziationsversuchen war beabsichtigt, zusätzliche Erkenntnisse über diese 'tieferliegenden' emotionalen und latenten Motive und Barrieren zu erhalten, die im normalen, mehr oder weniger stark kognitiv gesteuerten und kontrollierten Gesprächsverlauf, nicht ausgedrückt werden (gerade im Bereich der politischen Bildung bestand z.B. die Vermutung, daß Antworten im Sinne 'politischer Korrektheit' bzw. 'sozialer Erwünschtheit' ausfallen würden).¹⁷⁵

Mit den Assoziationstests, die auf die Exploration "des spontanen, unreflektierten Erlebnisumfeldes eines Meinungsgegenstandes" zielen (Kepper, 1996, S. 110)¹⁷⁶, sollten vorreflexive Reaktionen zu bestimmten Begriffen ('Bildungsurlaub', 'politische Bildung') hervorgebracht werden.¹⁷⁷ Wie in Abschnitt 4.1.1. gezeigt, sind auch solche 'tieferliegenden' Schichten Teil der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata des Habitus. Sie treten jedoch in der Interviewsituation nur bedingt hervor; als emotional-psychologische Aspekte lassen sie sich eher den Wahrnehmungsschemata und den "impliziten ethischen Normen" (Schwingel 1995, S. 56) der Denkschemata des Habitus zuordnen, wenngleich diese 'Schichten' nicht in den von Bourdieu unterschiedenen Schemata des Habitus aufgehen.

Die Anwendung assoziativer Verfahren in den Interviews (vgl. auch Bremer 1999a, S. 72ff) brachte wichtige Erkenntnisse für die Forschungsfragen. Der Assoziationsversuch zum Begriff

¹⁷⁴ Erfahrungen damit hatten bereits Vester u.a. (1992) in ihrer Untersuchung gemacht; vgl. auch Friedrich-Ebert-Stiftung 1993, Flaig u.a. 1993.

¹⁷⁵ In der einschlägigen sozialwissenschaftlichen Methodenliteratur findet diese Technik wenig Beachtung. Weiter verbreitet ist sie in der psychologischen und der kommerziellen Markt- und Meinungsforschung (vgl. Kepper 1996, Salcher 1995). Unterschieden wird zwischen Assoziationsketten (Nennung mehrerer Begriffe) und dem Wortassoziationstest (nur eine spontane Assoziation) sowie zwischen freien (nicht spezifiziertes Reizwort als Stimulus, etwa 'Bildungsurlaub') und gelenkten (eingrenzender Stimulus, etwa 'positive Erfahrungen mit Bildungsurlaub') Assoziationen. Vor diesem Hintergrund lassen sich die von mir hier beschriebenen Assoziationsversuche als *freie Assoziationsketten* bezeichnen.

¹⁷⁶ Ähnlich auch Salcher 1995, S. 74f.

¹⁷⁷ Im Gegensatz zum übrigen Interview, bei dem die Gesprächsführung trotz des Leitfadens relativ offen gestaltet werden konnte und sollte, gab es für diesen Teil detaillierte Anweisungen für die Interviewer. Die Aufforderung zur Assoziation mußte wörtlich von einem Kärtchen abgelesen werden. Dieser 'Bruch' in der Befragungssituation sollte dem Befragten deutlich machen, daß dieser Teil sich vom übrigen Interview unterschied. Statt des eher narrativen Gesprächs wurden hier schlagwortartige Assoziationen erwartet.

‘Bildungsurlaub’¹⁷⁸ war dahingehend fruchtbar, als daß er die hohe emotionale Bedeutung scheinbarer ‘Nebenaspekte’ wie ‘Geselligkeit’ und ‘Rauskommen’ gegenüber dem ‘rationalen Hauptaspekt’ (Thema der Veranstaltung) besonders deutlich gemacht hat. Die Teilnahme am Bildungsurlaub läßt sich nicht auf ein Motiv reduzieren, sondern erklärt sich aus einer speziellen Verknüpfung von Motiven.¹⁷⁹

Der Assoziationsversuch zu ‘politischer Bildung’¹⁸⁰ sensibilisierte für die Distanz der praktischen Arbeitnehmersmilieus zu ‘intellektualistischen’ Bildungskonzepten, die bei politischer Bildung vor allem den rationalen und kognitiven Vermittlungsprozeß in den Mittelpunkt stellen. Dadurch relativieren sich viele Behauptungen von politisch desinteressierten Teilnehmern erheblich, da in erster Linie von einem anderen (praktischen) Zugang zu (politischer) Bildung ausgegangen werden muß (vgl. Bremer 1999a, S. 76ff).

Der ‘Kalte-Dusche-Effekt’ (vgl. Bremer 1999a, S. 72f), der sich bei diesem zweiten Assoziationsversuch einstellte, führte zu der Idee, begleitend zur Untersuchung auch einen dokumentarischen Film herzustellen. Die ‘langen Gesichter’, die der Begriff auslöste, stehen für die körperliche Ebene des Habitus, der nach Bourdieu die gesamte innere *und* äußere Haltung umfaßt, also auch die körperliche Hexis.¹⁸¹

5.1.3. Resümee

Die Arbeit mit den themenzentrierten Interviews, die an Erfahrungen aus der Untersuchung von Vester u.a. (1993/2001) anknüpfte, hat in mehrfacher Hinsicht zu Fortschritten für die Typenbildung in der Mentalitätsanalyse geführt:

- Die komprimierte Gesprächskonzeption führt zu rationellerem Herausarbeiten des Mentalitätssyndroms.
- Neben dem Mentalitätssyndrom kann auch die Entfaltung des Habitus im Feld exploriert werden.

¹⁷⁸ Zum Begriff ‘Bildungsurlaub’ sprudelte es geradezu vor spontanen Äußerungen. Sie ließen sich auf drei Begriffe verdichten, hinter denen offensichtlich wichtige Teilnahmemotive standen: Rauskommen aus dem Alltag, Leute treffen, Horizontenerweiterung (vgl. Bremer 1999a, S. 74). Dieses Motivbündel wurde von uns im weiteren als spezifischer Bildungszugang herausgearbeitet.

¹⁷⁹ Vgl. in diesem Sinne auch die Untersuchung zu den Teilnehmern der Friedrich-Ebert-Stiftung in Flaig u.a. 1993.

¹⁸⁰ Der Begriff brachte nur wenige spontan geäußerte Reaktionen (vgl. Bremer 1999a, S. 75). Die Gespräche verstummten zumeist; es kam zu verlegenem Schweigen und Stocken. Die Interviewer berichteten in ihren Beobachtungsbögen zu den Interviews von ‘langen Gesichtern’, die der Stimulus auslöste.

¹⁸¹ Dieser Film wird inzwischen bei ‘Arbeit und Leben’ in der Bildungsarbeit eingesetzt: “Bildungsurlaub in den Milieus der Arbeitnehmer. Projektbegleitender Dokumentarfilm zum Forschungsprojekt ‘Arbeitnehmersmilieus als Zielgruppen des Bildungsurlaubs’”; hergestellt in Zusammenarbeit mit dem Medienzentrum des Fachbereichs Geschichte, Philosophie und Sozialwissenschaften an der Universität Hannover, 1999.

- Auf vollständige Transkription kann verzichtet werden, da Habitusmuster auch anhand strukturierter Protokolle herausgearbeitet werden können.
- Beginn eines 'Milieuscoutings' durch systematisches Miteinbeziehen von milieuideutenden Merkmalen und Hinweisen.
- Ausdehnung der Exploration auf vorreflexive und körperliche Habitusdimensionen durch Integration assoziativer Techniken.

Allerdings erforderte die Bildung von Mentalitätstypen durch diese komprimierte Explorationsform bereits eine recht gute Kenntnis der Mentalitäts- und Habitushermeneutik, um das Erhebungsmaterial gezielt reduzieren und interpretieren zu können.

Ursprünglich sollte aufbauend auf dieser Pilotstudie mit dem gleichen Instrument die Stichprobe auf 100 bis 130 aufgefüllt und die Typologie gebildet werden. Für die folgende Hauptstudie wurden allerdings die beantragten Mittel nur zur Hälfte bewilligt; mit den verbleibenden Ressourcen war das Vorhaben nicht in der angestrebten Form zu bewältigen. Da dennoch die erforderliche Fallzahl aus den bereits erwähnten methodologischen Gründen angestrebt wurde, mußte nach einer alternativen Methode gesucht werden. Das führte dazu, auf das Verfahren der Gruppendiskussion umzusteigen.

5.2. Das Gruppendiskussionsverfahren

5.2.1. Vorüberlegungen und Konzeption

Der Anlaß für den Umstieg auf ein anderes empirisches Verfahren waren also vor allem praktische Erwägungen. Das Gruppendiskussionsverfahren bot die Möglichkeit, auch mit geringeren Ressourcen die Orientierung im Feld der (politischen) Erwachsenenbildung bei einer größeren Zahl von Akteuren zu explorieren.¹⁸²

Beim Gruppendiskussionsverfahren werden (in unserer Studie sechs bis zehn) Personen zusammengebracht, um über ein vorgegebenes Thema zu diskutieren. Eingeleitet wird die Diskussion mit einem Stimulus (sog. 'Grundreiz'). In der Regel ist das ein Text, aber auch andere Formen wie ein Film- oder Tonbandausschnitt, ein Produkt o.ä. (in der Marktforschung) sind möglich. Wichtig ist, daß der Stimulus geeignet ist, in das Zentrum des Themas zu stoßen, z.B. durch eine provokante herausfordernde These. Der Diskussionsleiter moderiert das Gespräch, ohne sich selbst inhaltlich in dominanter Weise zu beteiligen. Seine Aufgabe ist es, die Diskussion in Gang zu halten und punktuell steuernd einzugreifen. Dazu kann er, gestützt auf einen Diskussionsleitfaden, durch bewußt eingestreute 'standardisierte Reizargumente' der Diskussion neue Impulse geben. In der Regel ist die Diskussion nach ca. 60 bis 90 Minuten erschöpft und wird dann beendet.

Darüber hinaus hat die Gruppendiskussion gegenüber Interviewverfahren den Vorteil, daß die Interaktion der Teilnehmer der Alltagskommunikation näher ist und dadurch die latenten,

¹⁸² Mit dem Gruppendiskussionsverfahren und der Entwicklung der Methode habe ich mich schon an anderer Stelle auseinandergesetzt (Bremer 1999a, S.35ff). Ich greife das hier nochmals in ergänzender Weise auf, um die Entwicklung innerhalb dieses Beitrages anschaulich darstellen zu können.

weniger kognitiv kontrollierten Schemata besser aufgedeckt werden können.¹⁸³ Insofern ist die Methode auf die Habitusexploration sogar besser abgestimmt als die Interviewverfahren.

Zu fragen war aber für die Untersuchung zu den 'Zielgruppen des Bildungsurlaubs', wie sich die Verknüpfung von Habitus und Feld, die ja im Mittelpunkt stehen sollte, mit dem Verfahren herausarbeiten ließ. Im Mittelpunkt der Gruppendiskussionen würde das Thema Bildungsurlaub und Weiterbildung stehen; die für das Mentalitätssyndrom zentrale Alltagspraxis der Akteure dagegen würde explizit gar nicht Gegenstand der Exploration sein.

Einen *ersten Anknüpfungspunkt* liefert die Habitus­theorie Bourdieus. Bourdieu spricht vom Habitus als dem "einheitsstiftenden Erzeugungsprinzip **aller Formen von Praxis**" (1982, S. 283f, Hervorhebung H.B.). Die habitustypischen Orientierungen in einem Feld, wie zum Beispiel der Erwachsenenbildung, sind also nicht Ausdruck einer, wie Bourdieu sagt, partiellen Gesetzmäßigkeit, sondern die "*stilistische Affinität der Praxisformen*" läßt jede Einzelpraxis "zu einer 'Metapher' einer beliebig anderen werden" (Bourdieu 1982, S. 282, Hervorhebung im Original). Indem der Habitus alle Formen von Praxis durchdringt, drückt er diesen Praxisformen gewissermaßen einen *typischen Stempel* auf (vgl. Abschnitt 3.2.).

Demnach waren die in einer Diskussion zum Thema Bildungsurlaub zu Tage tretenden Haltungen nicht 'für sich' zu nehmen, sondern als Teil des gesamten Habitus­syndroms zu sehen und zu interpretieren, auch wenn die Muster der Alltagsbewältigung, die dieses Syndrom bilden, in der Diskussion weder exploriert noch expliziert werden. Es galt also, in den Aussagen der Teilnehmer zu Bildungsurlaub zugleich die *impliziten Spuren ihres Habitus* zu finden. Dies setzte noch höhere Anforderungen und Abstraktionen an die habitushermeneutische Interpretation der Aussagen voraus; es galt, das Zusammenspiel von 'primärer' und 'sekundärer Sinnschicht' in sozialen Feldern sensibel zu beachten.

Einen *zweiten Anknüpfungspunkt* liefert wiederum das Frankfurter Institut für Sozialforschung. Von dort kam durch Mangolds Sekundärauswertung der Studie aus den 1950er Jahren (Mangold 1960) bereits frühzeitig eine wichtige Weiterentwicklung des Gruppendiskussionsverfahrens. War in der ersten Veröffentlichung von Pollock (1955) noch sehr stark darauf gesetzt worden, durch Gruppendiskussionen besonders die individuellen Meinungen der

183

Das war auch der Anlaß zu der großen Studie des Frankfurter Instituts für Sozialforschung (Pollock 1955), durch die das Verfahren in der deutschen Soziologie bekannt wurde. Die Autoren vermuteten damals, daß autoritäres Denken und Demokratieskepsis in der deutschen Bevölkerung noch wesentlich stärker verbreitet war, als das bis dahin durch Meinungsforschungen ermittelt worden war. Diese anti-demokratischen Haltungen, so die Annahme, liegen eher latent im Alltagsbewußtsein; sie bleiben in den üblichen Befragungen hinter 'Rationalisierungen' verborgen und kommen nicht zum Ausdruck. Meinungen und Einstellungen würden sich aber im Alltag nicht isoliert und individuell bilden, "sondern in ständiger Wechselbeziehung zwischen dem Einzelnen und der unmittelbar auf ihn einwirkenden Gesellschaft" (Pollock 1955, S. 32). Die Gruppendiskussion hat gegenüber Einzelinterviews den Vorteil, daß sie diesem alltäglichen Prozeß der Meinungsbildung und -artikulation näher ist als ein Einzelinterview und daß somit auch die Möglichkeit besteht, die "psychologischen Sperren" (ebd., S. 33) zu überwinden, um die nichtöffentliche Meinung öffentlich machen zu können

Teilnehmer zu erheben, so prägte Mangold nun den Begriff der *informellen Gruppenmeinung*, die durch das Verfahren vor allem ermittelt werden könne.

Mangold ging davon aus, daß zwischen Akteuren, die in ähnlichen sozialen Verhältnissen leben oder gemeinsame "Schicksale" haben, sich "informelle kollektive Beziehungen" ausbilden (1960, S. 67). Die von einer in diesem Sinne sozial homogen zusammengesetzten Gruppendiskussion hervorgebrachten Beiträge bilden deshalb eine "Gruppenmeinung", die nicht "die 'Summe' der Einzelmeinungen" darstellt, "sondern das Produkt kollektiver Interaktionen", die "arbeitsteilig" vorgetragen werden: "Die einzelnen Sprecher haben an ihrer Darstellung zwar in verschiedenen Umfang Anteil, jedoch sind alle aneinander orientiert" (1960, S. 49). Diese kollektiv geteilten Sinngehalte bilden sich nicht erst durch die Kommunikation in der Gruppendiskussion, sondern sie sind bereits vorher, durch die gemeinsame soziale Erfahrung entstanden und werden in der Diskussion lediglich *aktualisiert*. Sie wurden im Alltag ausgebildet "und in die Diskussion 'mitgebracht'" (Mangold 1973, S. 240), unabhängig davon, ob die Diskussionsteilnehmer sich persönlich gekannt haben. Für Mangold war deshalb naheliegend, daß die Teilnehmer an Gruppendiskussionen möglichst der gleichen gesellschaftlichen "Großgruppe" angehören sollten. Demnach entstehen in der Gruppendiskussion die Meinungen der Akteure nicht erst, sondern die Erhebungssituation bringt, in der Terminologie Bourdieus ausgedrückt, lediglich zur *Entfaltung*, was als *Dispositionen des Habitus* schon vorhanden war.

Die Überlegungen Mangolds legen nahe, Gruppendiskussionen mit möglichst sozial homogen zusammengesetzten Gruppen durchzuführen, mit Teilnehmern also, die über gemeinsame Erfahrungshintergründe und Habituschemata verfügen und deshalb in der Diskussion leichter eine 'gemeinsame Wellenlänge' finden können. Allerdings lassen sich mit der Habitus Theorie auch Erhebungsgruppen analysieren, die nach Milieukriterien weniger homogen zusammengesetzt sind. In der Untersuchung zum 'Bildungsurlaub' wurde durch eine sehr genaue Beachtung von Einzelfallebene und Gruppenebene überprüft, daß sich (im Gegensatz zur Auffassung Mangolds) auch Einzelmeinungen in Gruppendiskussionen identifizieren lassen (vgl. unten). Das war insofern von Bedeutung, als daß das Scouten ganzer Diskussionsgruppen mit gleicher Milieuzugehörigkeit bzw. Habustyp aufgrund der komplexen Milieuindikatoren zunächst nur ein anzustrebendes Ziel war, bei dem nicht klar war, inwieweit es sich würde realisieren lassen.

5.2.2. Exkurs: Das Gruppendiskussionsverfahren im Methodendiskurs

Trotz einiger Vorzüge hat das Verfahren in der deutschen Sozialwissenschaft (anders als in der kommerziellen Markt- und Meinungsforschung) nie die Bedeutung erlangt¹⁸⁴ wie die

¹⁸⁴ Zur Anwendung kam das Verfahren in größerem Rahmen in verschiedenen Bereichen: in der Erwachsenenbildung u.a. bei Schulenburg 1957, ders. u.a. 1978, Strzelewicz u.a. 1973; in der Jugendforschung u.a. bei Behnken 1984; zuletzt im Anschluß an Bohnsack 1989 (vgl. unten). - Nießen (1977) hat sich im übrigen aus der Perspektive des symbolischen Interaktionismus der Gruppendiskussion genähert; ähnlich auch Krüger 1983.

verschiedenen Interviewverfahren.¹⁸⁵ Das schlägt sich auch im Methodendiskurs nieder, in dem die Gruppendiskussion weniger stark beachtet wird. In jüngster Zeit erst scheint, wie Lamnek ausführt, die Methode gegenüber den anderen Verfahren "aufgeholt und ihre Bedeutung erheblich gesteigert" zu haben (1998, S. 11), allerdings "bei gleichzeitiger mangelnder methodologischer und methodischer Absicherung" (ebd., S. 5). Die Debatte beschränkt sich, abgesehen von den verschiedenen Zielsetzungen der Gruppendiskussion (individuelle Meinung, informelle Gruppenmeinung, Betrachtung von Gruppenprozessen, experimentelle Konzeptionen usw.), auf die seit langem bekannten Themen: Größe und Zusammensetzung der Gruppe, Rolle der Schweiger bzw. Vielredner,¹⁸⁶ Rolle des Moderators (direktiv/nondirektiv), Probleme der Auswertung.

Die methodologische Entwicklung für den deutschen Sprachraum läßt sich gut bei Lamnek (1995, S. 125ff) nachlesen. Er resümiert, daß die Entwicklung der Gruppendiskussion im Wissenschaftsbereich "auf dem methodischen und methodologischen Stand der Veröffentlichungen des Instituts für Sozialforschung stehen geblieben zu sein" scheint (ebd., S. 128). Für den kommerziellen Bereich konstatiert er, daß sie dort zwar häufig eingesetzt, aber "wegen des Pragmatismus und der Anwendungsorientierung" kaum methodologisch reflektiert würde (ebd., S. 129).¹⁸⁷ Lamnek hat kürzlich eine umfassende Bestandsaufnahme zur Methode vorgelegt und damit eine Lücke im Methodendiskurs gefüllt (Lamnek 1998). Darin ist erstmals

¹⁸⁵ Im anglo-amerikanischen Raum hat die Methode dagegen weitaus stärkere Verbreitung gefunden. Der Begriff 'focus group', der dort zumeist benutzt wird, ist dabei dem des fokussierten Interviews (Merton u.a. 1956) entlehnt. Gemeint ist, daß eine Gruppe 'fokussiert' auf ein Thema diskutiert, eine Gruppe, "who discuss a particular topic under the direction of a moderator who promotes interaction and assures that the discussion remains on the topic of interest" (Stewart/Shamdasni 1990, S. 10). Häufig eingesetzt in der Marktforschung, ist gegen die Methode nicht selten der Vorwurf eingewandt worden, sie sei vor allem "cheap and quick" (Morgan 1993, S. 4). In den letzten Jahren haben u.a. Morgan (1993), Stewart/Shamdasni (1990), Krueger (1994) und Johnson (1996) eine stärkere Berücksichtigung in verschiedenen Bereichen der Sozialforschung gefordert. - Kepper (1996) verweist (unter Bezug auf Merton selbst) im übrigen darauf, daß die Konzeptionen von 'focus interview' und 'focus group' unterschiedlich sind. Der Terminus 'focus group' sei demnach "trotz seiner weiten Verbreitung in der englischsprachigen Literatur (...) streng genommen nicht korrekt" (ebd., S. 65). Die begriffliche Unschärfe (neben 'focus group' werden auch die Begriffe 'focus group interview' und 'group discussion' verwendet) findet sich auch im deutschsprachigen Raum. Dort werden zwar andere Verfahren - Gruppeninterview, Gruppengespräch, Gruppenexperiment - abgegrenzt (vgl. z.B. Lamnek 1995, S. 135ff; Flick 1995, S. 131ff; Kromey 1986, S. 113ff; Spöhring 1989, S. 213; Kepper 1996, S. 64f). Es bleibt aber bisweilen unklar, wie sich die Varianten praktisch unterscheiden.

¹⁸⁶ Zur Rolle von Schweigern (schweigen sie, weil ihre Meinung bereits von anderen vertreten wurde oder schweigen sie, weil sie sich nicht trauen?) und Meinungsführern haben Dammer/Szymkowiak eine interessante Einschätzung abgegeben. Sie sehen in beiden Typen "Bundesgenossen" (1998, S. 144). Beide, auch der Meinungsführer, sorgen auf verschiedene Weise dafür, daß Dinge nicht gesagt werden. Beim Meinungsführer sei deshalb besonders darauf zu achten, was "durch seine Vielrednerei oder Meinungsführerschaft" an Themen verhindert wird (1998, S. 67). Statt der Personen solle man die Funktionen analysieren, die beide in der Gruppendiskussion eingenommen haben.

¹⁸⁷ Das ist insofern richtig, als daß von dort nur wenige Beiträge zum Methodendiskurs gekommen sind. Andererseits sind in jenem Bereich aber durchaus Versuche unternommen worden, das klassische Verfahren (Vorstellung - Präsentation des Grundreizes - Diskussion) zu variieren; darauf werde ich im Abschnitt zur Gruppenwerkstatt (6.) noch eingehen.

auch die anglo-amerikanische Literatur stärker berücksichtigt. Für den kommerziellen Bereich ist die Veröffentlichung von Dammer/Szymkowiak (1998) hervorzuheben.¹⁸⁸ Andere Beiträge zur Gruppendiskussion in diesem Bereich kommen von Kepper (1996), Salcher (1995) und Melchers (1994).¹⁸⁹

In jüngerer Zeit hat Bohnsack (1997, 1999) der Gruppendiskussion zu einem gewissen Aufschwung verholfen, in dem er sie mit der auf Mannheim zurückgehenden 'dokumentarischen Methode' zu einem Forschungskonzept verbunden hat¹⁹⁰, das zumindest begrifflich Parallelen mit dem hier beschriebenen Milieuansatz und der typenbildenden Mentalitätsanalyse aufweist. Ich will deshalb kurz darauf eingehen. Bohnsack knüpft mit der 'dokumentarischen Methode' an Karl Mannheim an (1964, S. 91ff). Für soziale Phänomene bedeutet sie "die Behandlung einer Erscheinung als das 'Dokument', als 'Hinweis auf', als etwas, das anstelle und im Namen eines vorausgesetzten zugrundeliegenden Musters steht" (Garfinkel 1973, zitiert nach Bohnsack 1997, S. 191f); es werden also mit anderen Worten zwei Sinnebenen - manifeste und latente - unterschieden; das Manifeste verweist auf etwas Latentes.¹⁹¹ Von Mannheim übernimmt Bohnsack auch den Begriff des 'konjunktiven Erfahrungsraums' (Mannheim 1980, S. 155ff), wonach Akteure mit ähnlichem sozialem Hintergrund kollektiv miteinander verbunden sind, sowie den Terminus der 'Seinsverbundenheit des Wissens'. Danach ist das Wissen oder Denken nicht losgelöst von der "Lagerung im sozialen Raume" (Mannheim 1964, S. 525) zu sehen; jede Wahrnehmung ist folglich "eine Perspektive", die in "persönliche Dispositionen" eingebettet ist (Mannheim 1980, S. 212).¹⁹²

¹⁸⁸ Sie beklagen zu Beginn die "erstaunliche Diskrepanz" zwischen der Häufigkeit der Anwendung und "dem weitgehenden Schweigen" über die methodische Reflexion (Dammer/Szymkowiak 1998, S. 7).

¹⁸⁹ Ähnlich wie Dammer/Szymkowiak (1998) sieht auch Melchers ein Problem darin, daß Kosten-Nutzen-Erwägungen der Auftraggeber einer angemessenen Verwendung des Verfahrens keinen Dienst erweisen. Gefordert werde bisweilen, daß durch immer stärkere Strukturierungen "Gruppendiskussionen den standardisierten Befragungen angenähert werden sollen", während häufig "einfach nicht verstanden wird, was in solch einer 'chaotischen' Gruppe in Wirklichkeit geschieht und welche Erkenntnisse 'bei geschultem Ohr und Auge' daraus zu ziehen sind" (Melchers 1994, S. 6).

¹⁹⁰ Auf dieses Konzept gestützte Untersuchungen liegen u.a. vor in der Jugendforschung von Bohnsack (1989) und zuletzt in der Geschlechterforschung (Behnke 1997, Meuser 1998, Loos 1999, Behnke/Meuser 1999).

¹⁹¹ Mannheim (1964) selbst hatte einerseits unterschieden zwischen "Ausdruck" und "Dokumentation" (S. 103), andererseits aber von drei "Sinnschichten" gesprochen (S. 104ff): den "objektiven Sinn" ("das 'Es-Selbst'"), den "intendierten Ausdruckssinn" (das subjektiv Gemeinte) und den "Dokumentsinn" (über das subjektiv Gemeinte hinausgehende Bedeutung). Für diese dritte Sinnschicht bedarf es reflexiver Interpretation: "Nichts wird im eigentlich vermeinten Sinn (...) oder in seinem objektiven Leistungscharakter belassen, sondern alles dient als Beleg für eine von mir vorgenommene Synopsis, die (...) nicht nur seinen ethischen Charakter, sondern seinen gesamt-geistigen 'Habitus' ins Auge zu fassen imstande ist" (Mannheim 1964, S. 108f).

¹⁹² Möglicherweise überschneidet sich die Kategorie des 'Wissens' partiell mit der der Mentalität (vgl. auch den entsprechenden Hinweis von Geiger 1987, S. 77). Allerdings ist mit dem Begriff 'Wissen' meist eine relativ starke Betonung der Reflexivität und Ideologie konnotiert - eine Tendenz, der Mannheim selbst durch die bisweilen synonyme Verwendung von 'Soziologie des Wissens', 'Soziologie des Denkens' und 'Soziologie der Erkenntnis' Vorschub geleistet hat (vgl. die Bemerkungen von Kurt H. Wolff in der Einleitung zu Mannheim 1980, S. 40f). Mentalität bzw. Habitus beruhen dagegen wie beschrieben in starkem Maße auf verinnerlichten und vorreflexiven Schemata: "Was der Leib gelernt hat, das besitzt man nicht wie ein wiederbeachtbares Wissen, sondern das ist man" (Bourdieu 1987, S. 135). Hier mögen also weitere

Insofern bleibt auch jede Erkenntnis perspektivisch "an einen besonderen Erfahrungsraum gebunden" (Mannheim 1980, S. 223).¹⁹³ Unter den 'Seinsfaktoren' hob Mannheim besonders die "Generationslagerung" hervor (1964, S. 509ff). Den 'konjunktiven Erfahrungsraum' bezeichnet Bohnsack als Milieu und unterscheidet - quasi als 'Seinsfaktoren' - Generations-, Geschlechts-, Bildungs- und sozialräumliche Milieus.¹⁹⁴

Für den empirischen Zugang zu diesen 'kollektiven Erfahrungsräumen' (Milieus) ist nun das Gruppendiskussionsverfahren im Sinne Mangolds geradezu prädestiniert, da es auf die Offenlegung von kollektiven Meinungen (Mangold: "informelle Gruppenmeinung") angelegt ist.¹⁹⁵ Jeder Erfahrungsraum hat dabei seine eigene Logik, die es durch die dokumentarische Interpretation (Deutung des 'Dokumentsinns') zu rekonstruieren gilt. Bereits Mannheim hatte davon gesprochen, daß die "besonderen existenziell gebundenen perspektivischen Bedeutungen" nur dadurch zu verstehen sind, daß man sich den "hinter ihnen stehenden Erlebnisraum und Erlebniszusammenhang irgendwie erarbeitet" (Mannheim 1980, S. 272).

Die Erarbeitung ist ein Interpretationsprozeß, der für die Auswertung der Gruppendiskussionen über mehrere Schritte operationalisiert ist (nach Bohnsack 1999, S. 36ff; Loos 1999, S. 44ff): (1) Verlaufsprotokoll (2) formulierende Interpretation - 'manifeste Ebene/Paraphrase' (3) reflektierende Interpretation - 'latente Ebene/Dokumentensinn' (4) Analyse des Diskursverlaufs. Durch kontrastierenden Vergleich im Sinne des 'theoretical sampling' (Glaser/Strauss 1967), sog. "komparative Analyse", kommt es dann (5) zur Typenbildung. Dabei wird, unter Bezug auf Bourdieu, nach "habituellem Übereinstimmung" (Bohnsack) gesucht.

Die Parallelen zum Milieu- und Mentalitätsansatz, der den von uns durchgeführten Studien zu Grunde lag, betreffen den Milieu- und Habitusbegriff, die Bedeutung der Generation (die in Bourdieus Konzept der dritten Achse (Zeit) des sozialen Raumes entspricht, in der vorgestellten Milieulandkarte (Abschnitt 3.) den neuen 'Zweigen' der Milieustammbäume) und den methodologischen Zugang zu den kollektiven Mustern über die Gruppendiskussion. Diese Gemeinsamkeiten deuten auf eine relativ große Nähe der Ansätze. Allerdings ist das Konzept von Bohnsack sozialstrukturell relativ wenig ausgearbeitet. Mit Mannheims 'Seinsverbundenheit' des Wissens, die einer "Abhängigkeit von der sozialen Lage" (Bohnsack 1999, S. 176) entsprechen soll, ist die Ebene der Sozialstruktur zwar im Ansatz verankert. Allerdings ist der dafür stehende Milieubegriff in dieser Hinsicht kaum entwickelt. Es bleibt in den Untersuchungen bei sehr unscharfen und diffusen Milieudefinitionen.¹⁹⁶ Gerade ohne einen entwickel

Differenzen zwischen typenbildender Mentalitätsanalyse und 'dokumentarischer Methode' liegen.

¹⁹³ Auch Bourdieu hat bekanntlich der gesellschaftlichen Wahrnehmung, die immer von einem bestimmten Ort des sozialen Raumes erfolgt, insbesondere im Hinblick auf die Intellektuellen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Ebenso hat Mannheim speziell diese Argumentation auf die Intellektuellen angewandt, indem er auch deren 'Wissen' als 'seinsverbunden' und somit *relativ* einstuft. Im Unterschied zu Bourdieu räumt Mannheim den Intellektuellen aber ein, durch die Reflexion dieses Zusammenhangs zur "sozial freischwebenden Intelligenz" (Mannheim 1965, S. 135) aufzusteigen, während Bourdieu genau diese Möglichkeit deutlich ausschließt. Er spricht davon, daß der Habitus durch Reflexion allenfalls "unter Kontrolle gebracht", also relativiert werden kann (Bourdieu 1989, S. 407).

¹⁹⁴ Der Begriff 'sozialräumlich' kann hier mißverstanden werden; gemeint ist nicht der gesellschaftliche soziale Raum, sondern die lokale Verwurzelung in Nachbarschaftsquartieren.

¹⁹⁵ Mangold hat im übrigen selbst an der Entwicklung von Bohnsacks 'dokumentarischer Methode' mitgewirkt.

¹⁹⁶ Behnke (1997, S. 42f) z.B. unterscheidet zwischen Mittelschicht- und Arbeitermilieu. Obwohl sie diese pauschale Differenzierung selbst als zu "grob-schlächting" einstuft, hält sie eine feinere

ten sozialstrukturellen Zugang bleibt aber zu fragen, wie, um mit Mannheim zu sprechen, der "Erlebnisraum und Erlebniszusammenhang irgendwie erarbeitet" werden könnte (Mannheim 1980, S. 272). In der Alltagswelt der Akteure manifestieren sich die Bedingungen, unter denen sich Mentalitäten und soziale Milieus herausbilden. Diese komplexen Zusammenhänge lassen sich nicht nur aus den subjektiven Wahrnehmungen der Akteure erschließen, da "diese Erkenntnisweise die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit solcher Erfahrungen ausschließt" (Bourdieu 1987, S. 50).¹⁹⁷

Zudem wird das Konzept des Habitus, für den Bohnsack bei Bourdieu offenbar eine Determinierung durch Kapitalkonfigurationen sieht (vgl. Bohnsack 1999, S. 80; 1997, S. 208) im hier dargestellten Kontext (Abschnitt 3.) als Vermittlungsglied zwischen objektiver Struktur und subjektiver Praxis verstanden. Diese Wechselwirkungen werden im Habitus integriert, so daß der Habitus zwischen den Ebenen von Struktur und Praxis vermittelt. Ohne eine solche vermittelnde Ebene ist man bei der Frage, wie soziale Praxis entsteht, letztlich darauf verwiesen, Handeln entweder aus der Gesellschaft (deterministisch) oder aus dem Individuum (voluntaristisch) abzuleiten.¹⁹⁸ Die Leistungsfähigkeit der Habitus Theorie Bourdieus liegt darin, daß damit dieses dualistische Denken vermieden werden kann. Somit scheinen die Parallelen zwischen der auf Bourdieu gestützten Mentalitätsanalyse und der 'dokumentarischen Methode' von Bohnsack weniger so groß zu sein, wie das die Ähnlichkeit der Begriffe vermuten läßt.

Milieudifferenzierung "für verzichtbar", um dann über die Bourdieusche Kategorie der 'Fraktion' doch zu Differenzierungen zu kommen. Die Milieuzuordnung erfolgt offenbar nach soziodemographischen Kriterien und Selbstzuordnung (ebenso auch bei Behnke/Meuser 1999, S. 56). Bei der Selbstzuschreibung ist zu beachten, daß bestimmte Gruppen bekanntlich aus unterschiedlichen Gründen zum Dementieren ihrer privilegierten Situation neigen (gerade die Bildungsgruppen ordnen sich selbst aufgrund ihrer 'beherrschten Stellung innerhalb der herrschenden Klasse' gerne der 'Mittelschicht' zu).

Loos (1999) nennt "Arbeitermilieu" und "bürgerliches Milieu", ohne daß klar wird, wie diese Kategorien gefaßt werden; weitgehend offen bleibt auch, inwiefern das Geschlechterverhältnis (um das es in der Studie geht) in der gesamten alltagsweltlichen Orientierung verankert ist. Die dokumentierten Fallanalysen lassen vermuten, daß unter beiden Milieus unterschiedliche Mentalitätstypen subsumiert sind. Unterschiede innerhalb des 'Arbeitermilieus' werden offenbar aus "Unterschieden auf der Dimension der sozialräumlichen Bindung", also der lokalen Verwurzelung, abgeleitet (Loos 1999, S. 147), während aus mentalitätstheoretischer Sicht zu fragen wäre, ob nicht unterschiedliche Mentalitätssyndrome bzw. Habitusformen zu unterschiedlichen Formen von Verwurzelung geführt haben. Ein ähnlich heterogenes Spektrum von Mentalitäten zeigt sich auch bei den Gruppen des sog. 'bürgerlichen Milieus'.

¹⁹⁷ Es wird z.B. nicht deutlich, inwiefern die Deutungs- und Handlungsschemata nicht unreflektiert bereits auf sozialstrukturelle Zwänge abgestimmt sind, daß also aus der Not eine Tugend gemacht wurde. So etwa auch bei der Gruppe von jungen Auszubildenden (Bohnsack 1989, S. 29ff), deren geringe Bestrebungen im Hinblick "auf eine mögliche Selbstverwirklichung im Beruf" (S. 32) vermutlich damit zu tun haben, daß ihnen aufgrund fehlender Ressourcen (kulturelles Kapital) andere Berufsperspektiven verschlossen bleiben; sie *antizipieren* ihre Laufbahn und grenzen sich gegen die 'Leistungsgesellschaft' ab, in der sie ihre Chancen begrenzt sehen. Durch das geringe Einbeziehen des sozialen Hintergrunds und der 'objektiven Chancen' in den sich abzeichnenden Lebenswegen gehen weitergehende Interpretationen m. E. aber verloren.

¹⁹⁸ Insofern geht es der Sozialstrukturforschung "mit der Formulierung einer derartigen Problemstellung" vom Gegensatz des Objektiven und Subjektiven nicht, wie Bohnsack vermutet, um das Festschreiben dessen, "was überwunden werden soll" (Bohnsack 1998, S. 119). Es geht weniger um das Überwinden des Gegensatzes als um die Erklärung, wodurch Handeln entsteht; überwunden werden soll, Handeln nur 'objektivistisch' oder nur 'subjektivistisch' begründet zu sehen.

5.2.3. Praxisbericht

Stichprobe

Da es für die Anwendung des Gruppendiskussionsverfahrens in der typenbildenden Mentalitätsanalyse kaum Vorbilder gab, mußte das Forschungskonzept erst entwickelt werden.¹⁹⁹ Zugleich galt es, die Tauglichkeit des Verfahrens, die vor allem theoretisch begründet war, erst noch zu überprüfen.

Die Stichprobe der Hauptstudie wurde schrittweise in vier Wellen (vgl. Abschnitt 5.2.) entwickelt.²⁰⁰ Die Teilnehmerauswahl erfolgte nach bestimmten Habitusindikatoren und weiteren Merkmalen (z.B. Beschäftigungsbereich, Beruf, Art der Tätigkeit, Bildungsurlaubserfahrung, Weiterbildungsinteresse, Alter, Geschlecht). Dabei wurde darauf gezielt, Gruppen zusammenzustellen, deren Teilnehmer entweder durch Milieuhomogenität oder zumindest durch Milieuffinität zusammenpassen (z.B. Traditionelle und Traditionslose Arbeiter aus dem VW-Werk).²⁰¹

Tabelle 3: Zusammensetzung der Stichprobe für die Gruppendiskussionen

Merkmale²⁰²	GrupDis (Nr.)	Teilnehmerzahl
Arbeiter/innen in Produktion und Fachbereich	1, 2, 10, 11	21 Männer, 5 Frauen
Arbeiter in der Produktion	3	8 Männer
Arbeiterinnen in der Produktion	4	8 Frauen
junge Facharbeiter/innen	5, 6, 7	11 Männer, 1 Frau
qualifizierte und nicht qualifizierte Angestellte	8, 9	16 Frauen, 1 Mann

¹⁹⁹ Eine wichtige Vorarbeit kam von Olbrich (1996).

²⁰⁰ Die insgesamt elf Erhebungen wurden im Volkswagenwerk (fünf), am Rande von ausgewählten Bildungsurlaubsseminaren (vier) und in Teilbereichen des Öffentlichen Dienstes (zwei) durchgeführt. Wir begannen dabei mit den klassischen Teilnehmergruppen des Bildungsurlaubs. Zwischen den Erhebungswellen reflektierten wir die bisherigen Erfahrungen und Ergebnisse und planten dann vor diesem Hintergrund die nächste Welle. Die Reihenfolge der Erhebungen ergibt sich aus den Nummern der Gruppendiskussionen in der Übersicht (Tabelle 3). Zwei weitere Gruppendiskussionen fanden mit Referenten von Seminaren statt.

²⁰¹ Die Schwierigkeit lag dabei darin, die 'soziologischen Merkmale' in den Gesprächen mit Experten, die bei der Rekrutierung der Teilnehmer behilflich waren (z.B. Bildungsbeauftragte in Betrieben), so zu übersetzen, daß sie bei den Gesprächspartnern Assoziationen zu tatsächlichen sozialen Gruppen auslösten.

²⁰² Die Merkmale sind hier sehr verkürzt wiedergegeben. Wie oben beschrieben sind darin weitere Merkmale eingeflossen.

Durchführungskonzept

Die ersten vier Gruppendiskussionen,²⁰³ die mit typischen Bildungsurlaubsteilnehmern durchgeführt wurden, orientierten sich an dem oben skizzierten 'klassischen' Konzept.²⁰⁴ Als Grundreiz diente ein fiktiver Text, der in provokanter Form den Bildungsurlaub und die Teilnehmer daran skeptisch betrachtete (siehe Anhang).²⁰⁵ Im weiteren Verlauf der Studie veränderten wir das Programm, indem wir die Diskussion statt mit dem Grundreiz²⁰⁶ durch in die Erhebung integrierte aktivierende Techniken strukturierten.²⁰⁷ Die Diskussionen begannen mit einer Impulsfrage ("Was fällt mir zu Weiterbildung als erstes ein?" bzw. "Was ist das Tolle an Bildungsurlaub?"), die über die Metaplantchnik visualisiert wurde und als Einstieg zur Diskussion diente. Mit dieser assoziativen Kartenabfrage konnte zudem an die Assoziationstests aus den themenzentrierten Interviews angeknüpft werden. Ein zweiter Impuls bestand aus dem Verteilen ausgewählter Ankündigungstexte von Bildungsurlaubsveranstaltungen, zu denen die Teilnehmer sich zunächst ebenfalls über Metaplankarten äußern und anschließend diskutieren sollten.²⁰⁸

Diese andere Arbeits- und Ausdrucksform - die assoziative bzw. reflektierte Annäherung an das Thema, das Verdichten der Meinung auf Schlagworte und das argumentative 'Vertreten' - veränderte die Diskussionsatmosphäre erheblich; es ging lebhafter und offener zu. Zudem wurden durch diese Elemente das Spektrum der Themen und die Tiefe der Bearbeitung erweitert. Jedes Stichwort auf den Kärtchen wirkte in der Diskussion als neuer Stimulus.

²⁰³ Die Gruppenerhebungen wurden von einem Diskussionsleiter moderiert und einem weiteren Mitarbeiter simultan protokolliert. Sie dauerten ca. 70-90 Minuten. Alle Diskussionen wurden auf Tonband aufgezeichnet, viermal wurde zusätzlich eine Videokamera zur Protokollierung eingesetzt und fünf Termine wurden von einem Filmteam des Medienzentrums am Fachbereich Geschichte, Philosophie und Sozialwissenschaften der Universität Hannover für die spätere Verarbeitung zu einem Dokumentarfilm mit zwei Kameras filmisch begleitet. Zur Erhebung gehörten außerdem ein Sozialdatenbogen, den die Teilnehmer ausfüllen sollten, sowie ein Beobachtungsbogen für das Moderatorenteam, auf dem die näheren Umstände der Erhebung festgehalten wurden (siehe Anhang).

²⁰⁴ Ein tieferer Praxiseinblick in die Arbeit mit Gruppendiskussionen wird im 'reflektierenden Praxisbericht' des Abschnitts zur 'Gruppenwerkstatt' (6.2.2.2.) gegeben.

²⁰⁵ Bei der Formulierung wurde auf Erfahrungen aus den themenzentrierten Interviews der Pilotstudie zurückgegriffen; der Grundreiz zielte auf einen 'wunden Punkt' bei der Bildungsurlaubsteilnahme.

²⁰⁶ Dem Grundreiz war noch in der Studie von Pollock (1955) eine hohe Bedeutung zugeschrieben worden, die Mangold (1960, S. 116) später relativierte. Nach eigenen Erfahrungen ist es vor allem wichtig, ein gutes Konzept, d.h. einen gut durchdachten Diskussionsleitfaden zu haben. Der Grundreiz dient dann hauptsächlich dazu, einen passenden Impuls zu geben, um die Diskussion sofort in Gang zu bringen. Vermieden werden sollte, den Grundreiz zu überfrachten, in dem man darin die Argumente hineinpackt, die eigentlich in den Diskussionsleitfaden gehören.

²⁰⁷ Anlaß war, daß nunmehr andere Gruppen und Milieus in den Mittelpunkt rückten, über deren mögliche Teilnahmemotive bzw. -barrieren nur spekuliert werden konnte. Wir befürchteten aber, daß der gleiche Grundreiz bei ihnen nicht greifen, also ins Leere stoßen würde.

²⁰⁸ Die Kärtchen wurden von den Teilnehmern selbst an den Stellwänden angepinnt und kurz erläutert.

Insgesamt waren die Teilnehmer aktiver dabei; es gab praktisch keine Schweiger mehr, jeder wurde einbezogen. Das Interesse, sich auszudrücken und darzustellen, war stärker, die Atmosphäre 'aufgetauter'. Weitere Erläuterungen zur Variation des Konzeptes folgen in Abschnitt 6. zur Gruppenwerkstatt (vgl. auch Bremer 1999a, S. 38ff).

Auswertung

Für die Auswertung konnte auf die Untersuchung von Olbrich (1996) aufgebaut werden; das Konzept wurde im Laufe der Untersuchung weiterentwickelt und zunehmend präzisiert. Die Anforderungen an die professionelle Qualifikation der Mitarbeitenden wurden entsprechend immer höher, da die auf diesem Wege herauszuarbeitende Habitustypologie umfassende methodologische und theoretische Kenntnisse erforderten. Das Auswertungskonzept umfaßte insgesamt folgende Schritte:

- ◆ simultanes Verlaufsprotokoll
- ◆ Vorauswahl für Feinanalyse
- ◆ videogestützte Transkription ausgewählter Sequenzen
- ◆ sequentielle hermeneutische Interpretation ausgewählter Sequenzen
- ◆ zusammenfassende schriftliche Fallanalyse

Anfangs wurden z.B. die Gruppendiskussionen vollständig transkribiert. Der Vorteil liegt in der Genauigkeit, der Nachteil ist der relativ hohe Zeitaufwand. Die knappen Ressourcen erforderten eine raschere und stärker zielgerichtete Verschriftlichung. Hier erwies sich die Videoprotokollierung als ausgesprochen hilfreich. Ein während der Diskussion von einem Mitarbeiter verfaßtes simultanes Verlaufsprotokoll gab bereits einen recht guten Überblick über die zentralen Themen der Diskussion und lieferte wichtige Hinweise für die spätere videogestützte Feinanalyse. Das simultane Verlaufsprotokoll wurde später anhand der Tonband- bzw. Videoaufzeichnung zu einem sequenziellen Verlaufsprotokoll ergänzt, in dem die Themen, die am Diskurs Beteiligten sowie Dauer und Zeitindex der Themensequenz vermerkt wurden. Für die Feinanalyse war wieder der Originalton notwendig. Sie erfolgte anhand ausgewählter und transkribierter Sequenzen und bestand aus einer habitushermeneutischen Interpretation.²⁰⁹ Die Analysen wurden in einem schriftlichen Auswertungsbericht zusammengefaßt, der nach einem eigens entwickelten Auswertungsleitfaden verfaßt wurde (siehe Kasten).

²⁰⁹

Vgl. hierzu die Ausführungen zu den habitushermeneutischen Anforderungen in Abschnitt 4.1.

Auswertungs- und Interpretationsleitfaden zur habitushermeneutischen Analyse von Gruppendiskussionen (Auszug)	
1.	Allgemeine Angaben (Teilnehmende, Raum, Medien, Besonderheiten vor Beginn der Diskussion, Methode/Techniken)
2.	Metaebene <ul style="list-style-type: none"> ● Skizzierung des Gruppenprozesses, Verhalten des Moderators ● Teilnehmendenstatistik ● Inhalts- bzw. Sequenzprotokoll ● Metaplanwände im Überblick²¹⁰
3.	Einzelfallebene (Steckbriefe der Teilnehmenden) <ol style="list-style-type: none"> a. Angaben aus dem Fragebogen <ul style="list-style-type: none"> ● Sozialstatistische Angaben (soziale Lage, soziale Herkunft, Geschlecht, Alter, Bildung und Berufsausbildung, berufl. Tätigkeit und Stellung, Lebensform, Wohnregion) ● Freizeitinteressen ● Bildungsurlaubserfahrungen bzw. -wünsche (Informationswege, besuchte Seminare und Veranstalter usw.) b. Beiträge für die Metaplanwand (im Wortlaut) c. Strukturiertes Protokoll (Paraphrasierung der Diskussionsbeiträge, wichtige bzw. besonders typische Äußerungen im Wortlaut) <ul style="list-style-type: none"> Bereich Bildungsurlaub/Weiterbildung <ul style="list-style-type: none"> ● Erfahrungen (zufrieden/unzufrieden) ● Wünsche und Ansprüche ● Motive ● Teamer und Referenten (Ansprüche/Wünsche an die Leitung) ● Interessen ● Umfeld ● Werbung und Information ● Kritik Lebensweltliche Bereiche <ul style="list-style-type: none"> ● Was wird bekannt über Einstellung zur Arbeit, Familie und Partnerschaft, Gesellungs- und Freizeitverhalten, Lebensstil Gesellschaftliche Partizipation, Lebensziele äußeres Erscheinungsbild und Verhalten <ul style="list-style-type: none"> ● Kleidung, Frisur, Gestik, Körperhaltung, Verhalten vor und nach der Diskussion, Reaktion auf 'Versuchsaufbau', Sprache und Sprechweise, aktiv/passiv, auf wen oder was wird reagiert d. Interpretation (Herausarbeiten habitustypischer Muster) <ul style="list-style-type: none"> Leitfragen: <ul style="list-style-type: none"> ● Läßt sich ein Leitmotiv erkennen? ● Was wird durch Bildungsurlaub/Weiterbildung bewältigt? ● In welcher Beziehung steht die Bildungsurlaubs- bzw. Weiterbildungsteilnahme zum Alltag der Person? ● Inwiefern lassen sich die erkennbaren Bildungs- und Alltagsmotive als habitus- bzw. milieutypische Muster interpretieren?
4.	Fazit (Zusammenfassung und Bewertung, wesentliche Ergebnisse aus der gesamten Diskussion, Empfehlungen für die weitere Bearbeitung bzw. für weitere Erhebungen)

210

Der hier dokumentierte Variante des Auswertungsleitfadens wurde für das oben im Praxisbericht beschriebene modifizierte Konzept der Gruppendiskussion entwickelt, in dem auch mit der Metaplantchnik gearbeitet wurde.

Ebene des Einzelfalls - Ebene der Gruppe

Obwohl die Stichprobenbildung auf relativ homogene bzw. kalkulierbar heterogene Gruppen zielte, galt der Unterscheidung von Metaebene (Gruppe) und der Ebene der einzelnen Personen besondere Beachtung. Es ging darum, auch bei relativ 'milieuhomogener' Zusammensetzung die häufig wichtigen 'feinen Unterschiede' zwischen 'benachbarten' sozialen Milieus zu differenzieren. Dazu war es wichtig, bei bestimmten Passagen die 'Absender' der Aussagen zu beachten. Im Auswertungskonzept ist das durch das feinanalytische Herausarbeiten von 'Steckbriefen' der einzelnen Teilnehmer berücksichtigt. Zur Erläuterung soll das an einem Beispiel ausführlicher gezeigt werden (vgl. dazu Bremer 1999a, S. 114ff).

Häufig waren beispielsweise Teilnehmer aus dem Traditionslosen und dem Traditionellen Arbeitermilieu zusammen in einer Gruppe. Bekannt war über diese Milieus, daß sie sich in Bezug auf ihre Bildungsurlaubsorientierung unterscheiden, dabei bisweilen aber ein komplementäres Verhältnis zueinander entwickeln (zugespitzt etwa nach der Formel 'Pflichtmensch' und 'Genußmensch'). In den Gruppendiskussionen mit Teilnehmern aus diesen Milieus standen zuerst häufig die 'inhaltlichen' Aspekte des Bildungsurlaubs im Vordergrund (Gestaltung der Seminare, Themen von Veranstaltungen, Erreichbarkeit der Teilnehmer usw.), später wurden zunehmend auch die 'Nebenaspekte' (rauskommen aus dem Alltag, Geselligkeit, lustige Anekdoten usw.) thematisiert. Im Verlauf der Auswertung wurde die Milieuzugehörigkeit der 'Absender' der Aussagen systematischer einbezogen. Dabei zeigte sich, daß die Diskussion anfangs, wenn es um den Bildungsinhalt ging, von den 'Traditionellen Arbeitern' dominiert wurden. Die 'Traditionslosen Arbeiter' hielten sich bei diesen Passagen auffällig zurück, wirkten zum Teil gelangweilt. Sie tauten später auf, wenn es um die besagten 'Nebenaspekte' ging. Man hatte zum Teil den Eindruck, daß sie nur darauf gewartet hatten, sich mit 'ihren' Themen in die Diskussion einzuklinken und die 'verkopfte' Diskussionsatmosphäre aufzulockern, während die 'Traditionellen Arbeiter' schon zu Beginn weniger Probleme hatten, sich zu artikulieren. Nach und nach wurde uns klar, daß die beiden Milieutypen in der Gruppendiskussion das wiederholten, was sich auch in den Bildungsurlaubsseminaren häufig abspielte (wie wir aus den Gesprächen mit Teamern und von den Hospitationen in Seminaren wußten): Die 'Traditionellen Arbeiter' haben weniger Berührungspunkte mit Bildung und formulieren ihre Interessen im Seminar relativ selbstsicher (ebenso wie andere bildungsorientierte Milieus). Die 'Traditionslosen Arbeiter' dagegen sind weniger bildungsorientiert; Bildungsveranstaltungen (ebenso wie Gruppendiskussionen über Bildungsveranstaltungen) sind von daher zunächst nicht das Terrain, in dem sie sicher auftreten und sich wie ein Fisch im Wasser fühlen. Sicherer fühlen sie sich dann, wenn sie die Situation besser einschätzen und ihre Stärken einbringen können (vgl. auch das unten dokumentierte Beispiel).

Heimatmuseum oder Fax an den Landrat²¹¹

Die folgende Darstellung basiert auf Eindrücken aus einem Bildungsurlaubsseminar. Die einwöchige Veranstaltung fand am Wohnort der Teilnehmenden statt und beschäftigte sich mit Fragen der Ökologie auf lokaler Ebene. Am vierten Veranstaltungstag hospitierten wir und führten zwei Gruppendiskussionen durch. Bei den Diskussionsgruppen handelte es sich um Arbeitsgruppen, die sich im Laufe des Seminars bereits gebildet hatten.

Eine Gruppe arbeitete im Seminar zum Thema Geschichte. Gespräche mit alteingesessenen Bewohnern (Pastor, Bauern usw.), Besuche von historischen Stätten der Ortsgeschichte sowie Fotos bildeten die Grundlage einer in akribischer Kleinarbeit zusammengestellten Wandzeitung. Historische Haushalts- und Gebrauchsgegenstände, von Bewohnern ausgeliehen, wurden dazu ausgestellt, so daß die Gruppe am Ende der Woche ein kleines detailreiches 'Heimatmuseum' präsentieren konnte.

Äußerungen aus dieser Teilnehmergruppe - "war sehr interessant, mit den Leuten hier mal zu reden ... sehr lehrreich, mal der Geschichte nachzugehen ... man ist ja hier aufgewachsen ... wir haben tatsäch-

211

Leicht verändert übernommen aus Bremer 1999a, S. 115f.

lich unsere Sache ausgearbeitet ... wenn man ein Thema hat, dann sollte man das auch abarbeiten" - zeugen von einer ernsthaften und pflichtbewußten Haltung, wie sie für traditionelle Milieus typisch ist (die zum Ausdruck kommende Bodenständigkeit findet sich darüber hinaus im selbst gewählten Thema 'Geschichte'). Aussagen wie "an die Theke setzen und den Kopp zuknallen, das haben wir nicht gemacht" und "wir sind mal gespannt, was die anderen so zusammengetragen haben, das haben wir ja bisher nicht gesehen" können als vorsichtige 'Seitenhiebe' auf die Arbeitsgruppe 'Verkehr' verstanden werden, die bislang keine sichtbaren Ergebnisse präsentiert hatte.

Bei der Gruppe 'Verkehr' traten andere Dispositionen hervor, wie schon das gewählte Thema verdeutlicht. Es steht für Mobilität, Bewegung, Dynamik usw., alles Eigenschaften, die in Thema und Arbeitsweise der Arbeitsgruppe 'Geschichte' schlecht aufgehen. Die Gruppe war überwiegend unterwegs, verlängerte dann und wann die Arbeitspausen, kam auch schon mal später als verabredet von den Exkursionen zurück - Zeichen dafür, daß man sich nicht von äußeren Terminverabredungen disziplinieren lassen wollte. Gearbeitet wurde weniger mit Schrift als mit Bildern (Fotos). Auch ereignisreiche Aktionen wie Besuche im Rathaus (um Repräsentanten und Verantwortliche gewissermaßen zur Rede stellen) oder als Höhepunkt die Benutzung des dortigen Faxgerätes, um auf diesem Wege Informationen über Verkehrsprobleme anderer Kommunen anzufordern, zeugen von dem Wunsch, beim Seminar 'außergewöhnliche' Dinge zu erleben.

Typische Äußerungen aus dieser Gruppe waren z.B. "das Thema ist fast egal, Hauptsache ist, es muß Spaß machen ... ich hätte doch keine Lust, 'n Stapel Papiere durchzuarbeiten ... es muß vor allem locker sein ... die Teamer dürfen das nicht so eng sehen" usw. zeugen von Distanz zu 'anstrengender' und 'trockener' Seminararbeit, wie sie 'klassischer' Bildung oft eigen ist. So läßt sich das Bedürfnis nach Bewegung und Erlebnis ('Action') schwerlich mit der Erstellung einer detailgetreuen Wandzeitung verbinden.

Das Beispiel zeigt zwei unterschiedliche Zugangsweisen zur Themenbearbeitung, in denen sich mentalitätstypische Züge zeigen. In diesem Fall scheinen sich Teilnehmer mit ähnlichen Dispositionen als Arbeitsgruppen gefunden zu haben.

Erst durch Beachtung der Milieuzugehörigkeit der einzelnen Diskussionsteilnehmer war es möglich, unterschiedliche mentalitätstypische Syndrome des Bildungsurlaubszugangs zu bilden; die Differenzen zwischen den Gruppen wären ansonsten verwischt worden.

Insofern war die Beachtung sowohl der Gruppenebene als auch der individuellen Ebene der einzelnen Teilnehmer sehr wichtig, wenngleich dadurch der Auswertungsaufwand erheblich ausgedehnt wurde. Diese Erfahrungen führten zum einen dazu, die Bemühungen zum Scouten milieuhomogener Gruppen in der nächsten Studie zu intensivieren. Zum anderen wurde überlegt, über den Milieuhintergrund von den Teilnehmern in der Diskussion selbst mehr zu erfahren. Beides ist in das Konzept der 'Gruppenwerkstatt' eingeflossen (siehe Abschnitt 6.).

Dokumentarfilm

Neuland wurde in der Untersuchung auch mit der Begleitung durch ein Filmteam betreten. Mit dem dokumentarischen Film hatten wir uns zu einem Experiment entschlossen, weil wir nach einer Möglichkeit suchten, auch nicht-verbal ausgedrückte körperliche Bereiche des Habitus vermitteln zu können. Das erforderte ein spezielles Vorgehen.

Einerseits waren dafür die Bildaufzeichnungen der Protokollkamera unzureichend, weil die Bildtotale zu wenig Details lieferte und die starre Kameraposition zudem nicht den Sehgewohnheiten des Zielpublikums für einen dokumentarischen Film entspricht. Es waren also Großaufnahmen nötig, was wiederum die Anwesenheit eines Filmteams erforderlich machte. Die optimale technische Durch-

führung²¹² hätte allerdings die Forschungssituation verfälscht. Die Gruppendiskussion ist wie jedes Interview in der Sozialforschung eine relativ sensible Situation. Sie lebt davon, daß die Künstlichkeit der Erhebungssituation möglichst vergessen wird, weil nur dadurch wirklich authentisches Material hervorgebracht wird. Demnach muß mit technischen Hilfsmitteln sehr sensibel umgegangen werden, um nicht 'Reden für die Kamera' zu bekommen. Es mußten also zwischen Ansprüchen der Empirie und der Technik Kompromisse gefunden werden.

Die erste Entscheidung war, nur eine begrenzte Zahl (fünf) Gruppendiskussionen durch jeweils zwei Kameraleute des Filmteams begleiten zu lassen. Dann entschieden wir uns dafür, mit kleinen Kameras zu filmen, die sich im Vergleich zu den im Bereich des wissenschaftlichen Dokumentarfilms üblicherweise verwendeten Geräten relativ unauffällig einsetzen lassen. Die Kameras wurden in gewissem Abstand plziert und durch optische Barrieren abgegrenzt. Auf künstliches Licht wurde möglichst verzichtet und für den Ton kamen zwei Mikrofone zum Einsatz, die auf einem Tisch in der Mitte plziert wurden.

Schließlich mußten aus Gründen des Datenschutzes die Teilnehmer schriftlich ihr Einverständnis zu den Filmaufnahmen geben, da die ansonsten zugesicherte Anonymität nicht mehr gewährleistet ist. Auch das mußte schon im Vorfeld der Diskussionen berücksichtigt werden und bedeutet zunächst eine zusätzliche Hürde in Bezug auf die Teilnahme an der Diskussion.

Anfängliche Planungen, einen Lehrfilm zur Habitusanalyse herstellen zu können, ließen sich zwar im Rahmen des Projektes nicht verwirklichen (abgesehen davon, daß durch Bilder von Personen immer auch *Habitusaspekte mittransportiert* werden). Allerdings konnten die Aufnahmen in die habitushermeneutischen Auswertungen einfließen, beispielsweise zur Visualisierung des 'Kalte-Dusche-Effektes' (vgl. Bremer 1999a, S. 73). Insofern konnten die Erfahrungen mit dem Einbeziehen nicht-verbaler bzw. nicht-kognitiver Habitusebenen erweitert werden, die wir bereits mit den assoziativen Verfahren gemacht hatten (siehe oben).

Der hergestellte Film präsentiert nun wichtige Projektergebnisse, dies allerdings durch die Verbindung von Originalton und -bild in einer ganz anderen Authentizität als ein Forschungsbericht das leisten kann.²¹³

Diese guten Erfahrungen konnten in der folgenden Studie aus Kostengründen nicht weitergeführt werden. In eingeschränkter Weise kann allerdings auch durch die obligatorische Videoprotokollierung die körperliche Ebene des Habitus eingefangen und für die Auswertung berücksichtigt werden.

5.2.4. Resümee

Die Untersuchung zeigte, daß auch mit dem Gruppendiskussionsverfahren (zu dessen Anwendung wie in Abschnitt 5.1.3. und 5.2.1. beschrieben erst ein durch knappe Ressourcen 'erzwungener' Wechsel geführt hatte) durch stringente theoretische Rückkopplung und habi-

²¹² Aus technischer Sicht wäre optimal gewesen, mit drei Kameras, künstlicher Beleuchtung und Ansteckmikrofonen für jeden Diskussionsteilnehmer zu arbeiten

²¹³ Ansatzweise konnte das für die schriftliche Darstellung mit eingefangen werden, indem Bilder aus den Filmaufnahmen ausgeschnitten und in den Bericht integriert wurden (vgl. Bremer 1999a, S. 73, 80, 117, 134, 141, 147).

tushermeneutische Interpretation der Syndromcharakter der Mentalitätstypen herausgearbeitet werden konnte. Die wichtigsten methodologischen Erkenntnisse aus der Studie waren:

- Problem des höheren Schwierigkeitsgrades

Die von uns angestrebte Typenbildung nach Habitussyndromen durch Anwendung des Gruppendiskussionsverfahrens stellte besondere Anforderungen, da das Feld, in dem der Habitus sich entwickelt (die Alltagspraxis), nicht explizit Gegenstand der Exploration war. Dies erfordert eine spezielle Qualifikation der Forschenden. Dazu zählen die hermeneutische Kompetenz ('Verstehen'), die Kenntnis des Feldes ('Erklären') und die Zusammenarbeit als Team in der Forschungsgruppe (durch Synergieeffekte vermeiden des 'Verkennens'). Die Erhebungen selbst wurden dabei durch andere Explorationen systematisch ergänzt, um den aktuellen Zustand und die 'Gesetze' des Feldes umfassender in den Blick nehmen und verstehen zu können. Dazu dienten in der Untersuchung zum Bildungsurlaub u.a. Experteninterviews, Hospitationen, Auswertung von Teilnahmestatistiken (vgl. Bremer 1999a, S. 51, S. 53ff, S. 91ff, S. 149f) und die Feinanalyse des Seminarangebotes (vgl. Bremer 1999a, S. 91-103).

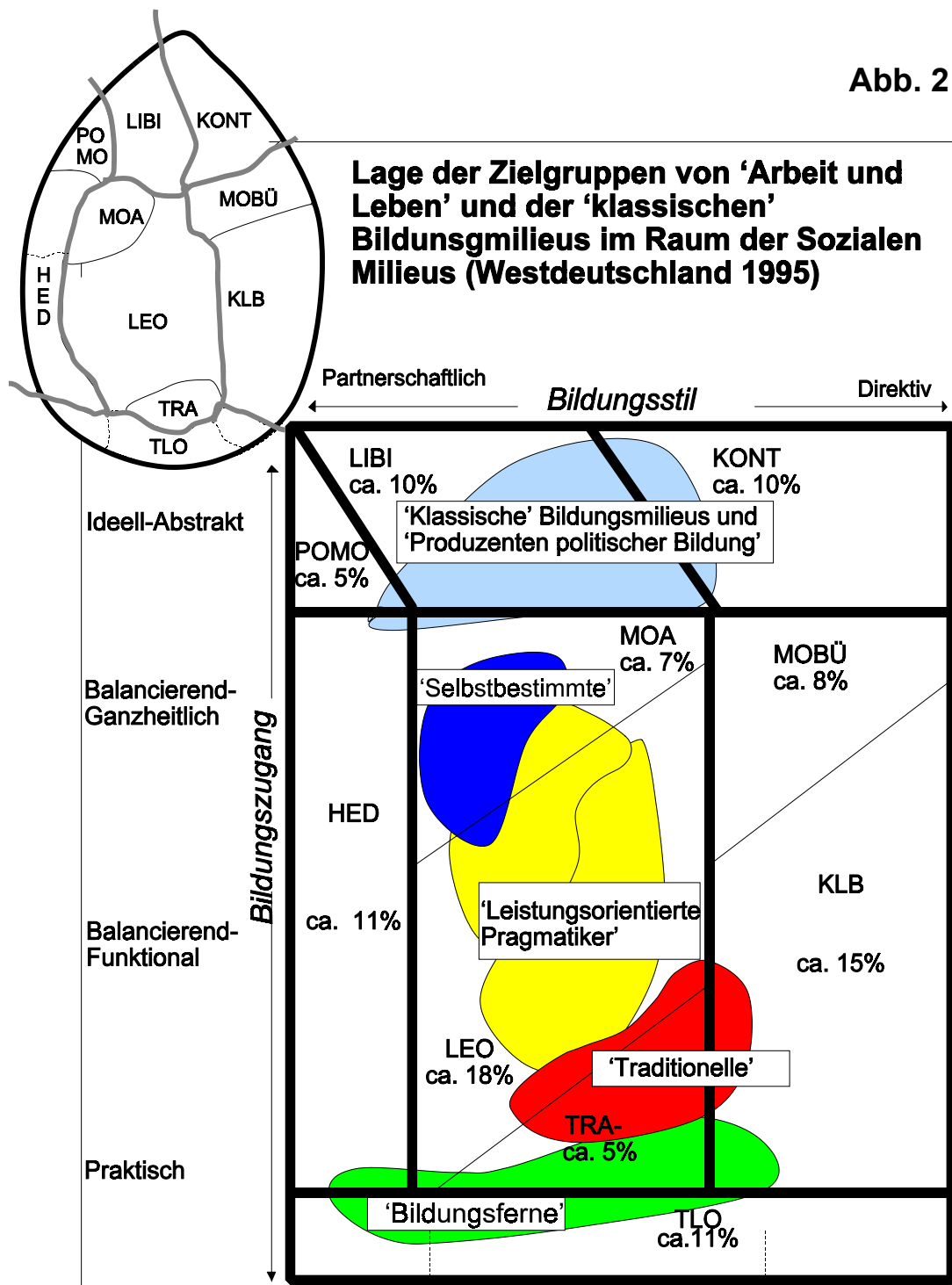
- Leistungsfähigkeit der Typologie durch Syndrombildung

Durch dieses spezielle Vorgehen konnte eine Typologie gebildet werden, die nicht nur 'eindimensional' auf der Einstellung zu bestimmten Bildungsangeboten beruht, sondern die die 'Mehrdimensionalität' der Akteure im Feld der (politischen) Weiterbildung berücksichtigt. Diese Beachtung der komplexen Feldzugänge erhöht die Erklärungskraft der Typologie.

Abbildung 2 (entnommen aus Bremer 1999a; S. 16) zeigt die von uns ermittelten Typen des Bildungsurlaubs im Raum der sozialen Milieus. Die vertikalen und horizontalen Habitusdimensionen sind dabei auf Dimensionen 'übersetzt' worden, die für den Bildungsbereich Geltung haben. Die Typologie schärfte besonders die Sensibilität für die je nach Mentalität unterschiedlichen Zugänge zu Bildung. Im Bereich der politischen Bildung rührt ein Teil der Probleme daher, daß die praktischen Bildungszugänge der Arbeitnehmersmilieus aus der Perspektive einer 'Zweckfreiheit' von Bildung gesehen wird, die für die Milieus der politischen Bildungsexperten typisch ist. Aus dieser Perspektive erscheinen nicht-ideelle, 'nutzen'- oder 'verwertungsorientierte' wie auch erlebnisorientierte Bildungsmotive als *defizitär*. Die 'Entpolitisierungsthese' kann vor dem Hintergrund dieser *Kulturschranke* zwischen Bildungs- und Arbeitnehmersmilieus somit stark relativiert werden, da sie sich zum Teil auf diese 'perspektivische Verzerrung' stützt, die den Arbeitnehmern nicht gerecht wird. Bei ihnen ist politische und ideelle Bildung ganz anders in die gesamte Bildungsorientierung und den Lebenskontext eingebunden.

Die stärkere Inanspruchnahme qualifizierender Bildungsangebote wiederum hat vor allem mit den höheren Anforderungen an die Arbeitnehmer zu tun. Die scheinbare Aufstiegs- und Karriereorientierung entpuppt sich dabei häufig als Strategie, lediglich den erreichten Status *zu halten*.

Abb. 2



Abkürzungen:

LIBI: Liberal-Intellektuelles Milieu
 KONT: Konservativ-Technokratisches Milieu
 POMO: Postmodernes Milieu
 HED: Hedonistisches Milieu
 MOBÜ: Modernes Bürgerliches Milieu

KLB: Kleinbürgerliches Milieu
 MOA: Modernes Arbeitnehmersmilieu
 LEO: Leistungsorientiertes Arbeitnehmersmilieu
 TRA: Traditionelles Arbeitnehmersmilieu
 TLO: Traditionsloses Arbeitnehmersmilieu

Zudem zeigte sich für den Bildungsurlaub bei 'Arbeit und Leben' das Problem gleichzeitiger Über- und Unterforderung. Während klassische Teilnehmersmilieus der an Bedeutung verlierenden Bildungsbenachteiligten (Typus 'Traditionelle') und der Bildungsfernen sensibel auf zu akademische Bildungskonzepte reagieren, haben die moderneren und jüngeren Gruppen aufgrund ihrer gehobenen Bildungsstandards ganz andere Ansprüche an partizipative Gestaltung ('Selbstbestimmte') und Inhalte ('Leistungsorientierte Pragmatiker'). Insofern hat 'Arbeit und Leben' das Problem zu lösen, den differenzierten Erwartungen und Motiven ihrer Teilnehmersmilieus in gleicher Weise gerecht zu werden (vgl. ausführlich Bremer 1999a).

- Milieuhomogene Gruppen: Einzelmeinung - Gruppenmeinung

Mit der genauen Betrachtung der verschiedenen Ebenen der Diskussion - individuelle Meinung, Gruppenmeinung, Diskursverlauf - konnte geprüft werden, inwieweit mit dem Gruppendiskussionsverfahren auch differenzierte Einstellungen und Muster ermittelt werden können. Mit Bezug auf die Habitus Theorie Bourdieus war das schließlich möglich. Zwar ist Mangold (1973, S. 240) grundsätzlich zuzustimmen, wonach die Teilnehmer einer Diskussion ihre latenten Meinungen bereits mitbringen und diese dort lediglich aktualisiert werden. Aber ein Angehöriger des Traditionellen Arbeitermilieus bringt dann eben etwas *anderes* mit als ein Angehöriger des Traditionslosen Arbeitermilieus. Die Beachtung von Einzel-, Gruppen- und Untergruppenmeinungen war für die Bildung der Mentalitätstypologie deshalb von Bedeutung. Auch in auf den ersten Blick scheinbar homogenen Gruppen zeigten sich häufig solche Differenzierungen. Dabei waren die Kenntnis der Grundmuster der sozialen Milieus sehr wichtig, um innerhalb einer Diskussionsgruppe mehrere *milieuspezifische Gruppenmeinungen* ermitteln zu können. Eine *milieuhomogene Zusammensetzung* der Gruppen vereinfacht allerdings die Auswertung und die Typologiebildung.

- Interagieren der Teilnehmer - besseres Aufdecken der Klassifikationsschemata

Ein wesentlicher Vorteil bei der Typologiebildung durch das Gruppendiskussionsverfahren gegenüber einer Typologiebildung durch Interviews liegt in der *interaktiven Ebene der Kommunikation*. Durch das gegenseitige Stimulieren werden die Klassifikations- und Deutungsschemata des Habitus besser offengelegt. Das Interagieren in Bezug auf ein bestimmtes Thema führt dazu, daß die spezifischen Zugänge und Probleme des Milieus, also das Verhältnis zum spezifischen Feld, deutlicher hervortreten. Durch die Diskussion schälen sich die wichtigen 'Knackpunkte' besser heraus, da Motive und Barrieren häufig erst in der Auseinandersetzung mit anderen zum Vorschein kommen und artikuliert werden.²¹⁴ Im Einzelinterview fehlt diese Ebene. Insofern kann man sagen, daß bei der Frage des mentalitätstypischen Feldzugangs die *Validität* durch die Gruppenerhebung erhöht wird: Der Habitus wird besser 'exploriert', weil die kognitiven Klassifikations- und Deutungsschemata besser aufgedeckt werden können.

- Der Effekt der theoretischen Sättigung tritt schneller ein

Da die interpersonelle Interaktion in den Gruppenerhebungen die feldspezifische Ausrichtung

²¹⁴ Hier lag ja auch das Motiv zur Studie des Frankfurter Instituts für Sozialforschung (Pollock 1955, vgl. oben).

schneller sichtbar werden läßt, trat auch der Effekt der theoretischen Sättigung schneller ein.²¹⁵ Die Gruppendiskussion mit acht Teilnehmern liefert praktisch auf einen Schlag das Spektrum, das ansonsten durch acht Interviews erreicht wird. Zudem reagieren die Teilnehmer aber aufeinander und 'auf ihres gleichen' (und nicht, wie bei der Einzelbefragung, auf den Interviewer), so daß die Gruppe auf die wichtigen Punkte *von selbst zusteuert*. Deshalb können Gruppenerhebungen insgesamt dazu beizutragen, mit *geringeren Fallzahlen* zum Ausleuchten der Typenvarianz auszukommen.

- Ausdehnung der Exploration auf vorreflexive und körperliche Habitusdimensionen
Durch die Integration assoziativer und aktivierender Techniken sowie die Videoprotokollierung konnte in die Syndrombildung ein breiteres Ausdrucksspektrum der Teilnehmer einfließen.

- Überlegungen zur Weiterentwicklung des Verfahrens
Die Erfahrungen im Hinblick auf die Variation des 'klassischen' Ablaufs lösten Überlegungen aus, in dieser Richtung weiterzudenken. Hier schienen noch weitere Möglichkeiten zu sein, um den Habitus noch gezielter auf den Ebenen anzusprechen, in denen er sich ausdrückt. Die Diskussionen waren zwar nach gut einer Stunde einerseits erschöpft. Andererseits bestand zumeist der Eindruck, daß die Diskussionsgruppen jetzt mit dem Thema richtig 'warm geworden' waren und man jetzt noch 'tiefer' in das Thema hätte einsteigen können. Dafür käme dann allerdings nicht die Verlängerung der Diskussion in Frage (die sich nach dieser Zeit im großen und ganzen erschöpft hatte), sondern es müßte quasi auf eine andere Ebene oder *Stufe* übergegangen werden, die auf eine vertiefte Form der Erhebung abgestimmt sein mußte. Insofern war die hier begonnene Weiterentwicklung des 'klassischen' Gruppendiskussionsverfahrens erst ein erster Schritt. Weiterentwickelt werden sollte auch die spezifische Feldexploration, um einerseits die Diskussionsteilnehmer gezielter rekrutieren zu können ('Scouting'), andererseits die Situation im Feld vorab fundiert einschätzen zu können.

215

Dieser Sättigungseffekt wurde zum Ende der Erhebungsphase durch Kontrollgruppen überprüft.

6. Projekt 'Kirche und Milieu': Vom Gruppendiskussionsverfahren zur Gruppenwerkstatt

6.1. Konzeptionelle Vorüberlegungen

Ging es in beim Projekt zu den 'Zielgruppen des Bildungsurlaubs' um die Verknüpfung von (politischer) Bildungsorientierung mit der Alltagspraxis der Akteure, so hatte die Untersuchung 'Kirche und Milieu' die Verknüpfung von kirchlich-religiöser Orientierung mit der Alltagsbewältigung zum Thema. Als Grundlage diente auch bei dieser Studie eine 'Basistypologie' von Mentalitätstypen (soziale Milieus), deren Feldorientierung zu explorieren war. Ziel war es, die Klientelgruppen der Kirche typologisch zu ordnen, da hier (wie in Abschnitt 2.2. beschrieben), eine Forschungslücke bestand. Die von uns empirisch herauszuarbeitenden Mentalitätstypen sollten der Kirche die Möglichkeit der 'Zielgruppenansprache' bieten.

Methodologisch ließ sich dabei nahtlos an die Untersuchung zum 'Bildungsurlaub' anknüpfen. Erstes Ziel war es, die Erkenntnisse und Erfahrungen zu bündeln, d.h. die Gruppendiskussion mit verschiedenen Elementen und 'Techniken' zu erweitern, um den Habitus durch gezieltes Ansprechen verschiedener Dimensionen umfassender zu explorieren. Das lief auf die Konzipierung einer ausgedehnten Erhebungseinheit hinaus. Das Berücksichtigen weniger reflektierter und kognitiv gesteuerter, emotional gebundener und somit verborgener Wahrnehmungs- und Denkschemata bedeutete zugleich eine *höhere Validität der Habitusexploration*, weil dies dem Habitus als "komplexen Syndrom körperlicher und mentaler Einstellungen" (Vester u.a. 2001, S. 159) besser entspricht.

Zweites Ziel war es, das Scouting für die Diskussionsgruppen noch stärker zu systematisieren. Durch eine vertiefende Form der Erhebung von milieuhomogenen Gruppen war zu erhoffen, mit *geringeren Fallzahlen* zum Ausleuchten der Mentalitätszüge auszukommen.

Vorbilder

Für das angestrebte Konzept fanden sich in der sozialwissenschaftlichen Methodenliteratur praktisch keine Vorbilder.²¹⁶ Allerdings wird in der Markt- und Meinungsforschung mit ähnlichen Verfahren gearbeitet. Diese sind zwar nur wenig in den akademischen Diskurs eingebracht und reflektiert worden. Dennoch fanden sich hier Hinweise auf methodische Elemente und Interventionstechniken, die im Hinblick auf die Adaptionmöglichkeiten für die akademische Forschung im Bereich der Mentalitäts- und Habitusanalyse überprüft werden mußten.

Wichtige Hinweise verdanken wir Ulrich Becker.²¹⁷ Er hebt zu seinem Verfahren des "Creative

²¹⁶ Zur Methodendebatte dort siehe Abschnitt 5.2.2.

²¹⁷ Als einer der Mitbegründer der SINUS-Milieuforschung in Heidelberg hat er uns über mehrere Jahre methodologisch beraten und über Lehraufträge am Institut für Politische Wissenschaft in der Universität Hannover Methoden und Techniken der Lebensstil- und Milieuforschung vorgestellt. Bei SINUS wie auch beim von Becker geleiteten 'Institut für Zielgruppenmarketing und Kommunikation' (Darmstadt) wird häufig mit verschiedenen Gruppenverfahren gearbeitet (vgl. Becker 1998, Flaig u.a. 1993, Friedrich-Ebert-Stiftung 1993).

Workshops" hervor, daß der Einsatz verschiedener Methoden und die zeitliche Ausdehnung der Veranstaltungen ermögliche, "von den bewußten, verbal und rational determinierten und unmittelbar verbalisierten Wahrnehmungsebenen auf vor- und unbewußte, primär emotional bestimmte zu gelangen" (1998, S. 3). Die verschiedenen Techniken und Methoden, auf die verwiesen wird (z.B. Assoziationen, Brainstorming, Projektionen, Collagen, Diskussionen, Metaplantchnik usw.), werden überwiegend auch im Bereich der Gruppenmoderation eingesetzt. Die 'Moderationsmethode' (diese Bezeichnung hat sich dafür inzwischen mehr oder weniger etabliert) ist hier seit 1970 entwickelt worden.²¹⁸ Ursprünglich ist sie, wie Schmidt (1995) beschreibt, in der Unternehmensberatung entstanden, um den "drängenden Wünschen nach Beteiligung und Mitentscheidung in Wirtschaft und Politik gerecht" zu werden (ebd., S. 7). Es ging darum, Gruppenprozesse weniger direktiv-hierarchisch und zunehmend egalitär, d.h. unter größerer Mitwirkung der Beteiligten, zu steuern. Die Methode ist überall dann einsetzbar, "wann immer Gruppen zusammen lernen und arbeiten" (Bortz/Döring 1995, S. 295). Entsprechend hat sie sich in vielen Bereichen durchgesetzt (z.B. in der Pädagogik, Erwachsenenbildung, Organisations- und Personalberatung).

In der Markt- und Meinungsforschung werden solche Formen der Moderation von Gruppen häufig angewandt und mit verschiedenen weiteren Elementen verbunden, die aus der psychologischen Forschung kommen (ich komme auf verschiedene solcher Elemente im weiteren Verlauf noch zurück). Allerdings ist die methodologische Bedeutung dieser intervenierenden Techniken in Bezug auf ihren Einsatz in sozialwissenschaftlichen Erhebungsverfahren wenig reflektiert worden, wie ein Blick auf den Stand der qualitativen Methodendiskussion in der Marktforschung zeigt.²¹⁹

Eine gute Übersicht über die Verwendung qualitativer Methoden in der Marktforschung geben die Veröffentlichung von Salcher (1995) sowie die Dissertation von Kepper (1996). Sie beklagt darin die mangelnde Berücksichtigung und Erörterung qualitativer Methoden in der Literatur, die deren Bedeutung in der Praxis der Marktforschung nicht gerecht wird. Die Methodenliteratur sei "überraschend lückenhaft" und beschränke sich auf eine "mehr oder weniger kasuistische Aufzählung gängiger qualitativer Methoden wie der Gruppendiskussion oder verschiedener projektiver Verfahren" (ebd., S. 3). Insofern ist gerade die Veröffentlichung Keppers ein wichtiger Beitrag dazu, dieses Defizit zu beheben, zumal sie es nicht bei einer reinen Auflistung beläßt, sondern versucht, Möglichkeiten, Grenzen und Begründungen von Methoden und Techniken zu skizzieren.

Ähnlich ist die Stoßrichtung des sehr anschaulichen und praxisnahen Beitrags von Damer/Szymkowiak (1998), der sich speziell mit dem Gruppendiskussionsverfahren in der Marktforschung beschäftigt. Ihre Eindrücke aus den Erfahrungen mit der Weiterbildung von Marktforschern fassen sie zu Beginn so zusammen: "Zwar setzen alle gern Gruppendiskussionen in der Marktforschung ein, aber niemand kann so recht sagen, wie das denn unter methodischen Gesichtspunkten funktioniert, wie man

²¹⁸ Es gibt dazu zahlreiche Veröffentlichungen, u.a.: umfassend Klebert u.a. 1984, dies. 1987; für einen kurzen Überblick Bortz/Döring 1995 (S. 294ff); für den pädagogischen Bereich z.B. die kurzen Beiträge von Schmidt 1995, Gottschall 1995, Beck/Steckel-Ebert 1995.

²¹⁹ Auf den anglo-amerikanischen Bereich soll hier nicht ausführlich eingegangen werden. Entsprechend dem häufigeren Einsatz von 'focus groups' ist auch die Methodendiskussion dort etwas breiter. Zur Verwendung verschiedener Moderationstechniken in 'focus groups' vgl. z.B. Greenbaum 1998 (S.118ff).

eine Gruppendiskussion kompetent moderiert oder im Sinne der Fragestellung optimal ausgewertet" (ebd. S. 7). Sie legen deshalb in ihrem Beitrag vor allem Wert auf die stärkere Beachtung und Reflexion wissenschaftlicher Grundsätze bei der Anwendung des Verfahrens in der Marktforschung. In diesem Zusammenhang warnen sie vor einer inflationären Verwendung verschiedener Moderationstechniken. Das Motto "viel hilft viel" führe allenfalls zu "Moderationsfeuerwerken" und liefere "beeindruckende Show-Effekte". Der Einsatz solcher Techniken sei nur vor dem Hintergrund und "im Rahmen einer übergreifenden methodisch-theoretischen Konzeption" zu rechtfertigen und nicht als "Selbstzweck" (Dammer/Szymkowiak 1998, S. 75f).²²⁰

Abgesehen von gewissen inhaltlichen Differenzen handelt es sich bei den erwähnten Veröffentlichungen um wichtige Beiträge zur Methodenreflexion im kommerziellen Bereich, die auch eine kritische Würdigung in der sozialwissenschaftlichen Methodendiskussion verdienen. Insbesondere ist kaum bearbeitet, inwieweit die Adaption von Moderations- und Projektionstechniken für die sozialwissenschaftlichen Erhebungsverfahren eine Bereicherung und Ergänzung sein können. In dieser Hinsicht besteht auch noch ein Defizit in der ansonsten sehr umfassenden Darstellung von Lamnek (1998).²²¹

Für die Integration in die akademische Methodologie der Mentalitätsanalyse gilt es besonders zu reflektieren, inwieweit solche Interventionen sich mit Ansprüchen der qualitativen Forschung vertragen. So zielt die Moderationsmethode z.B. darauf, Gruppenprozesse *zielgerichtet* zu gestalten. Die Gruppendiskussion als Forschungsmethode dagegen gewinnt gerade durch ihre Offenheit, also die geringe Strukturierung, die den Teilnehmern die Möglichkeit gibt, ihre subjektive Sicht darzustellen. Die "Selbstläufigkeit" (Bohnsack) von Gruppendiskussionen und die Alltagsnähe der Kommunikation sind wichtige Kriterien für die qualitativen Methoden; je mehr Strukturierung, desto stärker nähert man sich der Standardisierung an, die gerade vermieden werden soll. Das Verhältnis von Offenheit und Strukturierung mußte also reflektiert werden, um einerseits nicht Gefahr zu laufen, die Gruppendiskussion durch kritiklose Übernahme bestimmter Techniken im Sinne der erwähnten "Moderationsfeuerwerke" und "Show-

²²⁰ Problematisch erscheint dagegen die Konzeption der Gruppendiskussion als Methode der Psychologischen Morphologie (vgl. dazu auch Melchers 1994), die diese Autoren vornehmen. Dabei wird davon ausgegangen, daß der Gruppenprozeß nicht von den (im Sinne Mangolds) latenten, in die Diskussion mitgebrachten und dort aktualisierten Haltungen und Meinungen der Teilnehmer charakterisiert ist. Vielmehr entfalten die im Mittelpunkt stehenden Produkte (oder analog 'Themen' bzw. 'soziale Felder') in der Diskussion eine eigene 'Wirkungseinheit', unter dessen "Bann" die "unterschiedlichen individuellen Eigenarten" stehen und die der Gruppe eine spezifische 'Gestalt' gibt: "Es ist die dramatische Entwicklung dieser Wirkungseinheit, die ihr Verhalten und Erleben, ihre Gefühle, Gedanken und Handlungen bestimmt" (Dammer/Szymkowiak 1998, S. 43, vgl. auch S. 44). Erläutert wird das am Beispiel des Fußballspiels, das alle Zuschauer unabhängig von ihrer sozialen Herkunft gleichermaßen begeistern würde. Diese Perspektive läuft darauf hinaus, die Akteure auf einen Einstellungszug bzw. auf Stilvorlieben zu reduzieren und nicht das komplexe Syndrom in den Blick zu nehmen (vgl. Abschnitt 5.2.4.). Im Kontext des hier vorgestellten Ansatzes ist von einem dialektischen Verhältnis zwischen sozial unterschiedlichen Dispositionen des Habitus auszugehen, die in die Diskussionen mitgebracht werden, und den objektiven, d.h. für alle in gleicher Weise geltenden Bedingungen des Feldes (die dann den 'Wirkungseinheiten' entsprechen würden). Diese Dialektik führt dazu, daß zum gleichen Feld vollkommen unterschiedliche Zugänge bestehen und die gleiche Sache somit unterschiedlich erlebt und gehandhabt wird (man denke nur einmal, um bei dem Beispiel Fußball zu bleiben, an die Unterschiede zwischen der Fankurve und dem verglasten VIP-Bereich im Stadion).

²²¹ Bei Bortz/Döring (1995) findet sich ein knapper Hinweis: "Für Forschungszwecke läßt sich die Moderationsmethode im explorativen Bereich nutzen" (ebd., S. 295).

Effekte" (Dammer/Szymkowiak 1998, S. 76) zu verändern, andererseits die Möglichkeiten der Erweiterung des Verfahrens im Hinblick auf eine validere Bestimmung ('Messung') des Habitus zu nutzen. Insofern ging es um das *Ausloten der Adaptionsmöglichkeiten* für die akademische Sozialforschung zur Mentalitätsanalyse. Ich greife diesen Punkt später noch einmal auf (Abschnitt 6.3.).

Diese Überlegungen und daraus folgende Pre-Tests standen im Hintergrund bei der Entwicklung eines auf rund vier Stunden angesetzten, aus mehreren Teilen bestehenden Erhebungskonzeptes, für das ein sog. 'Drehbuch' entworfen wurde (siehe Anhang). Bei der Gestaltung des Programms wurde Wert darauf gelegt, daß die Hinführung zu strukturierteren und zielgerichteten Arbeitsformen sehr behutsam erfolgte. Wir sprachen zunächst von 'erweiterten Gruppendiskussion', später von 'mehrstufiger Explorationswerkstatt' oder kurz 'Gruppenwerkstatt'. Dieses Konzept und die Erfahrungen sollen nun in einem Praxisbericht vorgestellt werden.

6.2. Reflektierender Praxisbericht

6.2.1. Feldzugang, Auswahl der Teilnehmer und Vorbereitung²²²

Zu Beginn galt es, die Teilnehmer für die Gruppen auszuwählen und zu scouten (nach den Erfahrungen mit den Gruppendiskussionen hielten wir eine Teilnehmerzahl von sechs bis zehn für optimal). Ziel war das Scouten milieuhomogener Gruppen. Dazu konnte auf die 'Basistypologie' der sozialen Milieus zurückgegriffen werden, durch die ein breites Spektrum von Milieuindikatoren bekannt war.²²³

Hilfreich war ferner eine Feingliederung der zehn sozialen Milieus in schließlich 21 feiner differenzierte Varianten oder 'Subcluster', die Bestandteil des quantitativen Projektteils war (vgl. Wiebke in Bremer u.a. 1999, S. 89-205; vgl. Bremer u.a. 1999, S. 46ff). Ziel dieses Projektteils war es, durch die Sekundäranalyse einer Repräsentativbefragung (vgl. Vester u.a. 1993/2001) die kirchlichen Mobilisierungspotentiale in den Milieus aufzudecken, indem die Affinitäten der Alltagsethiken zu kirchlichen Angebots- und Arbeitsformen herausgearbeitet wurden. Dazu gehörte auch, die Milieus durch Cluster- und Faktorenanalysen (vgl. Bremer u.a. 1999, S. 46f)²²⁴ in kleinere Einheiten zu unterteilen.²²⁵ Die Feingliederung sollte zugleich

²²² Vgl. auch Bremer u.a. 1999, S. 46ff, S. 70ff.

²²³ Neben soziodemographischen Merkmalen zählen dazu Freizeitvorlieben sowie Gesellungspraktiken und -orte, die wichtige Hinweise für das Finden der Milieugehörigen geben.

²²⁴ Bei beiden Verfahren handelt es sich um multivariate Analyseverfahren, die einer "intensiven hermeneutischen" Interpretation bedürfen, um die "qualitative bzw. inhaltliche Plausibilität zu überprüfen" (Vester u.a. 1993, S. 325). In der Faktorenanalyse werden verschiedene einzelne Einstellungen zu 'Zügen' verdichtet (z.B. können hohe und idealistische Ansprüche an die Arbeit, Vorliebe für Hochkultur, 'authentische' Freizeitgestaltung usw. zu einem Faktor 'Anspruchsvolle Selbstverwirklichung' gebündelt werden). Es wird davon ausgegangen, daß hinter den *verschiedenen* Einstellungen *eine* bestimmte Haltung ('Faktor') steht. Durch Faktorenanalysen wird das Datenmaterial also auf überschaubare Strukturen reduziert. Clusteranalysen

Hinweise und 'Scouting-Indikatoren' auf für die Kirche interessante 'Milieufractionen' liefern (also Varianten des gleichen Habitus), die dann für die Stichprobe der explorativen Erhebungen berücksichtigt werden konnten.²²⁶

So zeigte sich beispielsweise, daß in beiden großen Milieus der Oberklasse jeweils eine Bildungsfraction auszumachen ist. In diesen Milieufractionen konnte in Bezug auf die Kirche ein kritisch-distanziertes Potential vermutet werden, weil gerade hier die Strömungen ihre Resonanzböden haben mußten, die Bourdieu durch die 'neuen Geistlichen' verkörpert sieht.²²⁷ Aus diesen beiden Teilmilieus wurde schließlich der Mentalitätstypus der 'Humanisten' entwickelt (vgl. Bremer u.a. 1999, S. 206-220). In anderen sozialen Milieus wurde eine innere Dynamik deutlich, die mit Alter und Lebensphase korrespondiert, d.h., daß die Mentalitätsmuster mit zunehmenden Alter oder mit Beginn einer neuen Lebensphase eine andere Färbung annehmen. Dies half uns beispielsweise bei der Entwicklung des Typus der 'Anspruchsvollen', der aus dem etwas älteren Teilmilieu des Modernen Arbeitnehmermilieus entwickelt wurde. Bei diesem insgesamt sehr kirchenkritischen Milieu zeigte sich, daß sich mit dem Übergang in eine andere Lebensphase (Familiengründung) über die Kinder wieder eine Möglichkeit der Ansprache durch die Kirche eröffnet (vgl. Teiwes-Kügler in Bremer u.a. 1999, S. 235-249).

Die besonderen Ansprüche an die Auswahl der Teilnehmer verlangten einen sorgfältig geplanten Feldzugang. Die Voraussetzungen dafür wurden schon bei der Konzipierung des Projektes durch die Vereinbarung einer engen Zusammenarbeit mit der Kirche geschaffen, die auch den späteren Transfer der Ergebnisse in die Institution umfaßte.²²⁸

sortieren die kompletten Fragebögen nach ähnlichen Antwortmustern und zeigen somit Häufungen, die tatsächlichen Personengruppen entsprechen. Mit Clusteranalysen können somit soziale Gruppen (Milieus) aus den komplexen Einstellungsbatterien wieder herausgefiltert werden, die zuvor wiederum aus qualitativen Befunden herausgearbeitet worden waren (vgl. Vester u.a. 1993, S. 313f, S. 325f; Gardemin 1998, S. 26ff).

²²⁵ Die tiefere Interpretation der Subcluster erfolgte in regelmäßigen gemeinsamen Sitzungen der Forschenden, zu denen punktuell auch die Projektleitung hinzugezogen wurde.

²²⁶ Um diesen Ergebnistransfer und die Abgleichung von quantitativen und qualitativen Daten zu gewährleisten, war eine sehr enge Kooperation zwischen beiden Projektteilen notwendig, für die der Verfasser zuständig war.

²²⁷ Bourdieu meint damit das Umfeld um die neu entstandenen Berufsfelder, die sich außerhalb der kirchlichen Sphäre mit dem Problem des 'Heils' von Körper und Seele beschäftigen und somit zur Kirche auf deren ureigenen Terrain in Konkurrenz getreten sind (vgl. Bourdieu 1992c, S. 233f, vgl. Abschnitt 2.3. dieses Beitrags).

²²⁸ Dazu zählte eine alle vier bis sechs Wochen tagende achtköpfige Leitungsgruppe, zu der neben den Mitarbeitern der Forschungsgruppe zwei Vertreter der Evangelischen Akademie Loccum sowie zwei weitere Vertreter der Evangelischen Landeskirche Hannovers gehörten. Ein breiterer Unterstützterkreis von etwa 30 bis 40 Personen aus dem Umfeld der Kirche (Pastoren, Religionslehrer, Religionssoziologen, Mitarbeiter des Landeskirchenamtes usw.) kam zweimal zu Konsultationen zusammen, um Zwischenergebnisse zu beraten und den Transfer in die kirchlichen Gremien vorzubereiten (dazu gehörte auch eine offene Abschlußtagung, auf der die Ergebnisse präsentiert wurden). Die Mitglieder dieses breiteren Unterstützterkreises waren für uns zugleich die Kontaktpersonen für den Feldzugang. Durch diese enge Vernetzung sollte von vornherein der Gefahr vorgebeugt werden, Forschungsergebnisse 'für die Schublade' zu produzieren.

Tabelle 4: Projekt 'Kirche und Milieu' - Stichprobe des qualitativen Projektteils

Erhebungswelle/ Zahl der 'Werkstätten' Zeitraum/Ort	Zielmilieus (weitere Merkmale)	Typus (Profil)
Erste Welle: Zwei Gruppen Oktober/ November 1998 Großstadt	Progressives Bildungsmilieu (LIBI) Modernes Arbeitnehmermilieu (MOA) (Studierende)	'Idealisten' 'Anspruchsvolle'
Zweite Welle: Drei Gruppen Januar 1999 Kleinstadt	Progressives Bildungsmilieu (LIBI) (<i>'Kosmopoliten', auslandserfahren</i>)	'Idealisten'
	Progressives Bildungsmilieu (LIBI) Konservatives Bildungsmilieu (KONT) (<i>akademische 'Humanberufe'</i>)	'Humanisten'
Dritte Welle: Vier Gruppen Februar/März 1999 Ländliche Gemeinde	Leistungsorientiertes/ Traditionelles Arbeitnehmermilieu (LEO/TRA) (<i>Männer in praktischen Berufen</i>)	'Alltagschristen'
	Leistungsorientiertes/ Modernes Ar- beitnehmermilieu (LEO/MOA) (<i>junge Frauen</i>)	'Anspruchsvolle' 'Wohlwollend Distanzierte'
	Kleinbürgerliches/ Modernes Bürgerli- ches Milieu (KLB/MOBÜ) (<i>Kirchgänger</i>)	'Traditionelle' und 'Moder- ne Kirchenchristen'
	Hedonistisches Milieu (HED) (<i>Jugendliche</i>)	'Rebellen'
Vierte Welle: Zwei Gruppen Mai/Juni 1999 Großstadt und großstädti- sches Einzugsgebiet	Leistungsorientiertes Milieu (LEO) (<i>Junge Facharbeiter/innen</i>)	'Wohlwollend Distanzierte'
	Leistungsorientiertes/ Modernes Bür- gerliches Milieu (LEO/MOBÜ) (<i>Junge Fachangestellte</i>)	'Wohlwollend Distanzierte' 'Moderne Kirchenchristen'
Fünfte Welle: Zwei Gruppen Juli 1999 Großstadt und großstädti- sches Einzugsgebiet	Modernes Arbeitnehmermilieu (MOA) (<i>administrative u. techn. Intelligenz</i>)	'Anspruchsvolle'
	milieuheterogene Kontrollgruppe (LIBI, MOA, LEO, MOBÜ)	'Humanisten', 'Anspruchs- volle', 'Wohlwollend Distan- zierte', 'Moderne Kirchen- christen'

Die Übersicht zeigt die Milieuschwerpunkte des explorativen Untersuchungsteils. Es konnten aufgrund der begrenzten Forschungsressourcen nicht alle Milieus berücksichtigt werden. Der Schwerpunkt sollte bei den Milieus der Arbeitnehmermitte liegen, weil hier das große Potential der sog. 'Distanzierten' vermutet wurde (vgl. Abschnitt 2.2.2.). Hauptsächlich aus diesem Grund sind die 'Ränder' (Avantgarde - 'Postmodernes Milieu (POMO)', konservative Elite - Konservativ-Technokratisches Milieu (KONT) und Unterprivilegierte - Traditionsloses Arbeitermilieu (TLO)) nur teilweise berücksichtigt worden (beim TLO besteht zudem ein im Vergleich zu anderen Milieus größeres Zugangsproblem für die Forschung).

Erster Anlaufpunkt vor Ort waren meist Kontaktpersonen (Pastoren) in Kirchengemeinden. Wenn sich herausstellte, daß diese selbst keinen Zugang zu den Milieus hatten, die exploriert werden sollten, versuchten wir über die Pastoren Kontakt zu anderen Schlüsselpersonen zu bekommen (z.B. Erzieher/innen in Kindergärten, Jugendpfleger usw.). Der Feldzugang wurde über mehrere Wochen durch intensive Recherchen vor Ort vorbereitet.

Dazu zählten mehrere Gespräche mit verschiedenen Kontaktpersonen, in denen die Möglichkeiten des Zugangs zu ausgewählten Milieus ausgelotet wurden, das Sondieren in Frage kommender Räumlichkeiten und schließlich das aufwendige telefonische oder persönliche Scouten ausgewählter Teilnehmer. Weil die 'Werkstätten' mit einem erheblichen Aufwand verbunden waren, sollte ein Ausfall durch Teilnehmermangel vermieden werden. Deshalb wurde das Scouting so aufgebaut, daß eine hohe Verbindlichkeit ermöglicht wurde (telefonische Zusage, schriftliche Terminbestätigung bzw. Einladung, schriftliche Rückmeldung, kurzfristig erneute telefonische Bestätigung).

Mit der Entscheidung zu solch ausgedehnten Erhebungen verändern sich die organisatorischen Bedingungen erheblich. Im Gegensatz zu einer ein- bis zwei stündigen Befragung oder Gruppendiskussion muß eine Pause eingeplant werden, es stellt sich die Frage der Bewirtung, damit verbunden die Frage nach geeigneten Räumlichkeiten usw. Wesentlich ist auch, daß die 'Hürde', an einer gut einstündigen Gruppendiskussion teilzunehmen, weniger hoch ist als bei einer drei- bis vierstündigen Veranstaltung.²²⁹

Erwies sich bereits im Vorfeld das Zusammenstellen milieuhomogener Gruppen als schwierig, zielten wir darauf, im sozialen Raum 'benachbarte' Milieus zu bekommen. In jedem Fall galt es, die Milieuzugehörigkeit der Teilnehmer vorab zu kalkulieren.

Im Rahmen der Untersuchung konnten wir dann 13 dieser Veranstaltungen mit insgesamt 92 Teilnehmern durchführen. Geleitet wurden sie von einem zweiköpfigen Moderatorenteam (die Co-Moderation protokollierte zudem nach Möglichkeit). Die Werkstätten fanden in mehreren, nach strukturellen Merkmalen ausgewählten, Städten und Gemeinden in Niedersachsen statt. Die Erhebung wurde in insgesamt fünf Wellen durchgeführt, zwischen denen jeweils auf der Basis erster Zwischenergebnisse die weiteren Erhebungswellen geplant wurden.

229

Gleichzeitig stellt sich bei dieser umfangreichen Erhebung, wie bei jeder Befragung, die Frage nach dem Teilnahmemotiv (vgl. Fuchs 1987, S. 224ff, 240ff). Insbesondere Leute, die am Thema Kirche ohnehin kein Interesse haben, sind aus rein 'ideellen' oder anderen Gründen schwer für eine Teilnahme zu gewinnen. Der im kommerziellen Bereich üblichen Zahlung von Aufwandsentschädigungen waren durch den Projektetat enge Grenzen gesetzt.

Projekt 'Kirche und Milieu'	
Konzept für 'Mehrstufige Explorationswerkstatt' (später: 'Gruppenwerkstatt')	
1.	Warming-Up (ca. 15 Minuten) <ul style="list-style-type: none"> ◆ in welchen privaten Verhältnissen lebe ich ◆ welche beruflichen Verhältnisse habe ich ◆ was mache ich gerne in der Freizeit ◆ was beschäftigt mich im Moment am meisten ◆ (zur Kirche fällt mir als erstes ein...)
2.	Einstiegsdiskussion: Kirche/Religion (ca. 50-60 Minuten) <ul style="list-style-type: none"> ◆ Präsentation des Grundreizes (Text) ◆ Diskussion
3.	Vertiefung: Barrieren und Brücken zur Kirche (ca. 25 Minuten) Metaplanarbeit: <ul style="list-style-type: none"> ◆ Was sollte die Kirche Neues machen? ◆ Was sollte die Kirche auf keinen Fall mehr machen? ◆ Was sollte die Kirche weiter machen wie bisher?
<i>Pause</i>	
4.	Kreativaufgabe (ca. 70 Minuten) Collage: "Die Kirche der Zukunft - wie ich sie mir wünsche!" <ul style="list-style-type: none"> ◆ Herstellung und Interpretation
5.	Feedback <ul style="list-style-type: none"> ◆ Rückmeldung der Teilnehmer an die Moderatoren
6.	Sozialstatistischer Fragebogen

6.2.2. Das Programm der 'Gruppenwerkstatt' und Praxisbeispiele

Bei der Konzipierung des Programms wurde angestrebt, eine alltagsnahe und somit authentische Kommunikation zu ermöglichen. Der Ablauf sah vor, daß die Bearbeitung des Themas im Laufe der Zeit immer mehr vertieft wurde. Die Teilnehmer sollten dazu behutsam hingeführt werden. Deshalb wurde bei der Planung auf die atmosphärische Gestaltung Wert gelegt.²³⁰ Wenn alle Teilnehmer eingetroffen waren, begann die Veranstaltung mit der Begrüßung, einführenden Erläuterungen zur Untersuchung und des 'Versuchsaufbaus' sowie der Vorstellung des Programms.

²³⁰

Dazu zählten die Auswahl der Räumlichkeiten, ein die Diskussionsatmosphäre unterstützender Aufbau von Tischen und Stühlen, das Decken des Tisches (Getränke, Gebäck usw.), die zurückhaltende Platzierung der Videokamera, ein Begrüßungsplakat mit einem freundlichen 'Herzlich Willkommen' und die persönliche Begrüßung der nach und nach eintreffenden Teilnehmer.

Beispiel für 'Warming-up': Modernes Arbeitnehmersmilieu (Auszug, insg. sechs Teilnehmer, paraphrasierendes Transkript)

Per-son/ Zeit	in welchen privaten Verhältnissen lebe ich	welche beruflichen Verhältnisse habe ich	was mache ich gern in meiner Freizeit	was beschäftigt mich im Moment am meisten	zu Kirche fällt mir als erstes ein
F. L. 0:11:58- 0:19:10	37 J., verheiratet, zwei Kinder (3 und 1); im Nov. Reihenhaus in L. gekauft, finanziell günstig, Wohnng. in der Stadt wurde zu klein Fachabitur, Erzieherin, Soz.Päd P: Abitur, Architekt V: Hauptsch.Krafffahrer M: Arbeiterin GV: Landwirt GM: Hausfrauen ²³¹	Erzieherin- und Heilpädagogikausbildung, anschließend Studium Sozpäd., bis die Kinder kamen im Jugendamt gearbeitet, z.Zt. nicht in ihrem Beruf tätig, "ich hab so einen kleinen Bürojob, einfach, um aus meinem Familien-, Kindergewusel mal rauszukommen, und mal was anderes denken kann, muß;" Möchte in ein bis zwei Jahren gern wieder arbeiten.	"zur Zeit bleibt eigentlich wenig Freizeit, oder es vermischt sich so, find ich;" Geht z.Zt. gern raus, würde gern mehr reisen, "würde gern mehr lesen, fahre auch gern Fahrrad. Im Prinzip ist das, was ich jetzt als Freizeit empfinde, mit 'ner Nach-barin zwei, dreimal die Woche laufen gehen, das find ich auch ganz schön, tut mir auch gut."	spontan die Tochter, die im Moment sehr fordernd sei, "die ihre Grenzen sucht, die richtig aufmüppig wird, die aber ganz einfach auch unruhig ist, wann sie endlich, endlich in den Kindergarten gehen darf." Der andere Punkt, der sie immer wieder sehr beschäftigt ist: "Mein Leben hier in L." [Neubausiedlung]. Fühlte sich bislang nicht sehr glücklich. "Es ist mir alles zu groß und zu voll."... "Ich kauf auch nicht gern in Kaufhäusern, das ist auch was Großes mit vielen Angeboten, wo es wuselig ist"...	Sei ein zweischneidiges Schwert, ist katholischen Glaubens, kath. verheiratet, Kinder auch kath. getauft, aber viel in der evangelischen Kirche engagiert gewesen; (Kinder-Go.di.) In der katholischen Gemeinde vor Ort fühle sie sich nicht wohl, "Ich weiß manchmal nicht ganz genau, wo ich hingehöre, und ob ich mich überhaupt noch zur kath. Kirche zählen kann. Ich hänge aber immer noch so'n bisschen am Katholischen, da merkt man halt, man ist damit groß geworden, man hat da ganz sentimentale Erinnerungen"...
F. N. 0:19:25- 0:25:45	fast 40 J. alt, verheiratet, zwei Kinder (7, 3); Eigenheim mit Garten in L. Fachabitur, Gross-und Einzelhandelskauffrau, Dipl. Verwaltungswirtin P: Abitur, Kriminalbeamter V: Hauptsch., Malermeister M: Hauptsch., Hausfrau GV: Arbeiter, Malermeister GM: Arbeiterin, Sekretärin	Dipl. Verwaltungswirtin, Studium FH für Verwaltung-u.Rechtspflege, 15 Jahre in öffentlicher Verwaltung (Bereich Personal u. Ausbildung); Erziehungsurlaub haben beide Elternteile in Anspruch genommen, orientiert sich gerade um, demnächst Wiedereinstieg in berufliche Tätigkeit, "was ganz anderes", übernimmt Geschäftsleitung in einem Akreditierungsbüro, "und da bin ich auch schon ganz aufgeregt, was da auf mich zukommt", hat auch während des Erziehungsurlaubs die Ausbildung in der Bezirksregierung betreut, "ich war nie ganz raus, immer nochmal so dran am Ball", Erziehungsurlaub aus Überzeugung, war gern zu Haus	früher sehr viel gereist, "ganz viele Fernreisen gemacht", Ehemann hat Verwandete in Kanada, Australien u. New York, durch Kinder und Haus stark eingeschränkt, "jetzt ist es eher so, dass wir Deutschland mal erkunden, wenn wir die Gelegenheit haben, eben auch mit dem Zelt". Liest sehr gern, begeistert englische Krimis, fährt gern Fahrrad, "ich gehe <u>gern</u> in den Garten, meine Hände in die Erde stecken und dreckige Fingernägel kriegen, da hab ich mich richtig drauf gefreut", Singt im Chor	die neue Arbeitsstelle, das von den anderen beschriebene 'L-syndrom' [neue Siedlung] hatte sie im Winter, "ich war schon fast depressiv, ich fand das furchtbar, diesen Matsch und diese Bagger, der Garten war nichts, immer nur dieser Dreck", seit dem Frühjahr beginnt sie sich wohlzufühlen.	"das, was allen dazu einfällt, daß man ein zwiespältiges Verhältnis dazu hat", bis die Kinder kamen, überhaupt nichts mit Kirche am Hut, vielleicht mal Weihnachten hingegangen, "um in Stimmung zu kommen, und das war's". Durch die Kinder, Tochter war im evangelischen Kindergarten und Kinderchor, engen Kontakt mit der sehr aktiven Kirchengemeinde bekommen. Hoffte, dass es in L. ähnlich wird, "daß sich so'n schöner Kreis, sich so zusammen findet."

231

Die soziodemographischen Angaben sind aus dem Sozialdatenbogen entnommen. Abkürzungen: P=Partner, V=Vater, M=Mutter, GV/M=Großvater/-mutter.

6.2.2.1. 'warming-up'

Die Vorstellungsrunde ('warming-up') diente *zum einen* dazu, erste Vertrautheit herzustellen, anfängliche Unsicherheiten abzubauen und die Atmosphäre aufzulockern.²³² Die Künstlichkeit und damit einhergehende 'Verkrampfung' der Erhebungssituation sollte entspannt werden.²³³

Zum anderen wurde das 'warming-up' so gestaltet, daß es zusätzliche Informationen über den Alltag und damit zum Milieuhintergrund der Teilnehmer lieferte (siehe Kasten).²³⁴

Wichtig war beim 'warming-up', daß die Moderatoren selbst sich mit an der Vorstellung beteiligten. Um diesen Programmteil gleich zu Beginn in die gewünschte Richtung zu steuern, begann einer der Moderatoren mit der Vorstellung und lieferte damit praktisch die Vorgabe für die anderen. Damit sollte der Gefahr vorgebeugt werden, daß die Vorstellung zu knapp ausfiel. Es ging hier darum, etwas Persönliches von den Teilnehmern zu erfahren, was wichtig war für das Ziel der ergänzenden Milieueinschätzung und der 'vertrauten' Atmosphäre.

6.2.2.2. Gruppendiskussion

Nach der Vorstellung wurde die Diskussion durch einen Grundreiz angeregt, mit dem in das Thema eingeführt wurde.²³⁵ Die Diskussion dauerte etwa eine Stunde, wurde je nach Situation aber auch verlängert, bis sie sich wirklich erschöpft hatte. Für das nachfolgende Programm mußte dann improvisiert werden, um Zeit wieder einzusparen.

Grundreiz

In allen Veranstaltungen der Untersuchung kam der gleiche Grundreiz zum Einsatz.²³⁶ Das wird bekanntlich unterschiedlich gehandhabt. In der Untersuchung des Frankfurter Instituts für Sozialforschung (Pollock 1955) war beispielsweise immer der gleiche Grundreiz verwendet worden (ebenso in den jüngeren Studien von Meuser 1998, Behnke 1997, Loos 1999), in der großen Studie zur Erwachsenenbildung von Strzelewicz u.a. (1973 [1966]) war der Grundreiz je nach Diskussionsgruppe variiert worden.

Die Entscheidung darüber muß vor dem Hintergrund der Fragestellung getroffen werden. Bei unserer Studie stand im Mittelpunkt, das Verhältnis der Milieus zur Kirche zu explorieren, also die Klassifikationsschemata aufzudecken, hinter denen sich die spezifischen Erwartungen, Motive, Barrieren usw. verbergen. Insofern muß der Grundreiz darauf zielen, die Akteure in der ihnen angemessenen Weise dazu zum Sprechen zu bringen. Der ausgewählte Stimulus eignete sich in dieser Studie deshalb für alle Gruppen, weil darin ganz unterschiedliche Phänomene genannt werden, die die 'Krise' der Kirche ausmachen (Kirchenaustritte, Christ

²³² Die Teilnehmer der Werkstattgruppen waren sich z.T. bekannt, z.T. unbekannt.

²³³ Zudem waren damit auch zurückhaltende Teilnehmer (potentielle 'Schweiger') schon zu Wort gekommen und konnten an Sicherheit gewinnen.

²³⁴ Die letzte Frage ("Zur Kirche fällt mir als Erstes ein...") wurde nachträglich ins 'warming-up' aufgenommen, nachdem wir die Erfahrung gemacht hatten, daß vielen Teilnehmern in Sachen Kirche etwas 'auf den Nägeln brannte', was sie gleich zu Beginn loswerden wollten.

²³⁵ Es handelte sich um einen kurzen Textausschnitt aus einem Aufsatz des Religionssoziologen Micheal N. Ebertz (1996), in dem sehr pointiert einige aktuelle Probleme der Kirche benannt werden (siehe unten).

²³⁶ Abgesehen von geringfügigen 'Glättungen' in der Formulierung und Gestaltung.

sein ohne Kirche, geringe Zustimmung zu religiösen Glaubensfragen, hohe Bedeutung der Rituale, große Distanz der jungen Leute usw.). Insofern sahen wir die Möglichkeit, daß jede Diskussionsgruppe 'ihr' Problem mit der Kirche in dem kurzen Text wiederfinden würde. Die dramatisierende Frage am Schluß hat zudem auffordernden Charakter.

**Projekt 'Kirche und Milieu' - Mehrstufige Explorationswerkstatt ('Gruppenwerkstatt'):
Grundreiz zur Gruppendiskussion²³⁷**

"Kirche: nein!" - "Religion: Ja!"

... sagen heute viele Leute, obwohl in Westdeutschland die meisten von ihnen Mitglieder der beiden großen christlichen Kirchen sind.

Man könne auch ohne Kirche Christ sein, meint inzwischen eine deutliche Mehrheit auch der Kirchenmitglieder, sonntags morgens zum Beispiel beim Spaziergang im Wald beten und Gott begegnen; woraufhin die Geistlichen der beiden Kirchen zu entgegenn neigen, daß man sich dann auch - bitte schön - vom Förster beerdigen lassen möge.

Besonders jüngere Leute scheinen heute zunehmend auf Distanz zur Kirche zu gehen. In der letzten kirchlichen Umfrage gab mehr als ein Drittel von ihnen an: *"Ich bin Mitglied der Kirche, weil ich auf kirchliche Trauung oder Beerdigung nicht verzichten möchte"*.

Ist die Kirche eine Kirche der Toten, nicht der Lebendigen - eine Kirche der Gestrigen, nicht der Heutigen, eine Kirche der Vergangenheit, nicht der Zukunft?

Einstieg in die Gruppendiskussion: Drei Beispiele anhand von Protokollen

‘Alltagschristen’ (Traditionelles und Leistungsorientiertes Arbeitsmilieu):

Handeln

Spr.	Text	Meta-Ebene	Zeit
M1	Verlesen des Grundreizes	R. möchte schon eingreifen, als im Reiztext der Förster erwähnt wird; [ist selbst Förster]	1:06:40
R.	aus eigener Erfahrung und Bekanntenkreis sehr verbreitet: "ich geh' sonntags morgens in Wald in die Natur, und bin da Gott näher und brauch nicht in die Kirche zu gehen"; "das begegnet einem sehr sehr oft"; kein Zeichen von Ungläubigkeit; betont Unterschied Glaube und Gottesdienstbesuch; "man kann Gott zu anderen Zeiten und Gelegenheiten besuchen, und nicht am Sonntag um viertel nach zehn";	Zustimmung aus der Runde	1:07:50
Lo.	"wenn sonntags morgens so'n schönes Wetter ist wie heute, denn setz' ich mich morgens um sechs auf mein Fahrrad und fahr raus und genieße die Natur, die Schöpfung und dann geh' ich in mich und hab' meine Ruhe damit"; "da kann man dermaßen abschalten und über Probleme nachdenken..."; war vor kurzem im Gottesdienst überrascht, daß ca. 40 bis 50 Leute da waren; hätte mit noch weniger gerechnet;	breite Zustimmung in der Runde	1:09:30
Li.	bestätigt Lo.; in der Natur kann man die Kirche erleben; "es zeichnet nicht unbedingt einen Christen aus, daß er jeden Tag oder jeden Sonntag in der Kirche sitzt und während der anderen sechs Tage in der Woche nicht danach lebt"; stimmt ausdrücklich zu; "wenn ich sonntags in die Kirche gehe und montags meinen Kunden da übers Ohr haue"; betont das Handeln: "Wenn ich immer ordentlich abrechne und so, dann hab' ich doch auch irgendwas Ordentliches getan. Wenn alle Leute so wären, dann wärs doch prima";	Heiterkeit und Zustimmung	1:10:55

‘Anspruchsvolle’ (Modernes Arbeitsmilieu):

Selbstbestimmung, Kritik an 'veralteter Männerkirche'

Spr.	Text	Meta-Ebene	Zeit
M1	Verlesen des Grundreizes. Frage: "Finden Sie sich in diesem Text wieder, oder sind Sie ganz anderer Meinung?"		40:44:25
F. N.	"Ja, absolut, wobei ich nicht mal die Schwierigkeiten hätte, mich vom Förster beerdigen zu lassen, weil ich denke mal, dieses Kirche nein, Religion ja, das ist genau das Problem, was so viele ebend haben. Die Insitution Kirche, da hat man doch unheimlich viel dran zu kritisieren. Da ist doch unwahrscheinlich viel so <u>alt</u> , so noch im Mittelalter stehengeblieben, find ich. Und ich denke auch, wenn ich Gott begegenen will, dann tu ich das nicht unbedingt in der Kirche. In der Kirche acht ich mehr darauf, dass meine Kinder still sind, und äh, wenn ich dem Gott begegnen möchte, den ich mir so vorstelle, dann mach ich das eher in der Stille, als in der Kirche."	nickt heftig F. S. schmunzelt	
M1	"Sie haben auch so genickt F. K."		
F. K.	"Ja, also das trifft für mich auch, wenn ich's hätte so ausdrücken können, hätt' ich's so aufgeschrieben. Wobei, womit ich nicht übereinstimme ist: Ich bin Mitglied der Kirche, weil ich auf kirchliche Trauung oder Beerdigung nicht verzichten möchte. Also das seh ich so wie F. N. Mich kann auch der Förster beerdigen, das ist auch ok, das macht nichts, wenn er'n paar nette Worte findet (lächelnd) für meine Angehörigen. Ich weiss gar nicht genau, objektiv weiss ich gar nicht mehr, warum ich Mitglied der Kirche bin. Ich glaube, ich bin es aus so'nem Über-Ich heraus, was so meine Oma ist, die mich ganz kirchlich erzogen hat. Ich war auch sehr aktiv in der Kirche als Kind, als Jugendliche. Als Konfirmandin war ich die, die am meisten in der Kirche war. Da gab's ein Buch vom Pastor mit Widmung. Hab auch Kinder-Gottesdienst gemacht und sowas. Ich glaub das ist so'ne Gewissensfrage, aus sowas tritt man doch nicht aus, das schickt sich nicht. Ich finde, wenn ich ganz ehrlich bin, gar nicht so viel Gründe. Ich kann an Gott glauben auch ohne der Kirche anzugehören, ne. Religion heisst nicht gleich Kirchensteuer bezahlen, gleich Mitglied in dem Verein zu sein. Und Kirche, da fällt mir jetzt so ein, obwohl ja sehr viel Frauen jetzt mittlerweile aktiv werden, und ich nette, weltoffene Pastoren getroffen habe, mittlerweile. Aber ich sehe da ganz viele schwarz gekleidete Herren in Anzügen, feinen Zwirn mit Aktenköfferchen, die moralischer sind als die Moral selbst..."	hebt die Arme dabei nach oben Lachen, stolz ausdrückend	40:45:09

**'Humanisten' (Liberal-Intellektuelles Milieu):
Reflektieren , Kritik an Kirchenpolitik, Toleranz**

Spr.	Text	Meta-Ebene	Zeit
M1	Verlesen des Grundreizes		25:00
H.K.	Wir reden hier alle ganz selbstverständlich von Kirche und nehmen vielleicht an, daß wir alle in irgendner Weise das Gleiche meinen. Äh, da bin ich mir gar nicht so sicher, weil bei mir also zwei Einschätzungen ziemlich weit auseinandergehen. Ich würde also gerne 'n Unterschied machen zwischen Kirche, wie sie sich bei uns also hier in Niedersachsen als Landeskirche gibt mit Verlautbarungen aller möglichen Art, häufig auch unmöglichen Art, und also Kirche wie ich sie praktisch und täglich erleben kann hier im Gemeindeleben. Und diese beiden Dinge laufen für mich in meiner Einschätzung also keineswegs immer parallel. Ich hab' in der persönlich erfahrenen Kirche andere Erfahrungen gemacht als mit dem, was die Amtskirche manchmal von sich gibt. Und ich weiß nicht, ob man das so ohne weiteres in einen Pott schmeißen kann, wenn wir jetzt hier über Kirche reden. Was meinen Sie, meinen Sie die Kirche, wie wir sie hier in M. erleben, oder wollen Sie unsere Stellungnahme zur Kirche auch anders wissen?		27:10
M1	Das ist ja beides für uns interessant. Gerade wenn Sie sagen, daß Sie äh bei der Amtskirche, also das hört sich ja ziemlich distanziert an, was Sie da sagen. Vielleicht können Sie mal sagen, was meinen Sie denn da?		
H.K.	Ja, Amtskirche äußert sich ja häufig zu allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungen und das sind häufig Meinungen, die ich nicht teile. Man hat auch wenig Einfluß drauf, wie eben diese Amts- und Würdenträger da installiert werden. Die sind dann auf einmal da und geben diese Sachen von sich. Und das ging also ziemlich früh schon los mit Kommentaren oder auch Nicht-Komentaren zu allgemeinen gesellschaftlichen Sachen wie seinerzeit Raketenstationierungen oder sonst. Jetzt gibt es Probleme also mit gleichgeschlechtlichen Paaren, Pastoren, die so etwas sind und es vielleicht nicht werden können. Alles Sachen, die allgemein gesellschaftlich interessant sind und wo die Kirche dann häufig Positionen bezieht, mit denen ich nicht immer einverstanden bin.	Pause	29:00
M1	Also das bezieht sich eher auf so politische äh, so den politischen Bereich.		
H.K.	Ja ja, auf solche Sachen.		
M1	Ja ähm, meinen Sie dann, um das aufzunehmen, was ist denn Ihre Einschätzung, warum hat die Kirche Probleme? Meinen Sie, daß das vielen so geht wie Ihnen?		
F.P.	Also ich würde ihn in der Beziehung unterstützen. ...		

Die drei ausgewählten Protokollbeispiele zeigen, wie die Gruppen gleich zu Beginn unterschiedlich auf den Grundreiz einsteigen (M1 = Moderator; beim ersten Beispiel handelt es sich um ein paraphrasieren-des Transkript, Unterstreichungen kennzeichnen Betonungen).

Die Teilnehmer (allesamt Männer) aus dem Traditionellen und Leistungsorientierten Arbeitnehmersmilieu (zwischen 40 und 60 Jahre alt, in handwerklich-praktischen Berufen, in Vereinen am Ort aktiv, verheiratet und Familie) betonen entsprechend ihrer Mentalität ein Verständnis von Christ-Sein, das sich im Handeln in der Welt, also praktisch, ausdrückt. Zwischen Wort und Tat muß eine Einheit bestehen.

Weltlich orientiert sind auch die Teilnehmerinnen (überwiegend Frauen) aus dem Modernen Arbeitnehmersmilieu (alle sind zwischen 30 und 40 Jahre, in qualifizierten technischen und sozialen Berufen, verheiratet und kleine Kinder, zur Zeit nicht voll berufstätig). Selbstbewußt drücken sie aber gleich zu Beginn aus, daß sie ihre eigenen Vorstellungen von ethischer Lebensführung haben, für die sie nicht unbedingt den Segen der Kirche brauchen. Die 'Männer in Schwarz' sind eher ein 'rotes Tuch', in der Kritik an der 'moralischen Moral' deutet sich schon eine Reibfläche an, die im weiteren sehr wichtig wurde.

Für die Teilnehmer (Männer und Frauen) aus dem Liberal-Intellektuellen Milieu (zwischen 35 und 50, überwiegend in pädagogischen, sozial-medizinischen und Bildungsberufen tätig, verheiratet, ausgeprägte kulturelle Interessen) ist typisch, gleich zu Beginn über die 'Aufgabenstellung' zu reflektieren. In der Unterscheidung 'Kirchengemeinde - Amtskirche' drückt sich bereits der 'basisdemokratische' Anspruch nach Mitgestalten und Mitbestimmen-Wollen aus, für den man in der 'Amtskirche' keine Umsetzungsmöglichkeit sieht. Inhaltlich kommt schon der Toleranzgedanke zum Vorschein, denn gefordert wird ein anderer Umgang mit gleichgeschlechtlichen Paaren.²³⁸

Diskussionsverlauf und Moderation

Mit der Diskussion sollte nicht nur das Thema 'Kirche', sondern das gesamte Themenspektrum 'Kirche und Religion' geöffnet werden. Erst im weiteren Verlauf wurde der Fokus immer stärker auf 'Kirche' gerichtet. Zwar war ein Diskussionsleitfaden mit verschiedenen Themen und Reizargumenten konzipiert worden (siehe Anhang), allerdings wurde die Diskussion sehr zurückhaltend moderiert.²³⁹ Den Teilnehmern sollte Gelegenheit gegeben werden, selbst Schwerpunkte zu setzen und 'ihr' Thema zu finden. Es zeigte sich tatsächlich, daß der gleiche Grundreiz unterschiedliche Diskussionsverläufe und -schwerpunktsetzungen auslöste:

- für die 'Humanisten' standen *Toleranz* und *Kritik an Kirchenpolitik* im Mittelpunkt
- für die 'Idealisten' *Toleranz* und *Abgrenzung*
- für die 'Traditionellen Kirchenchristen' die *rituelle Stabilisierung*
- für die 'Modernen Kirchenchristen' der Wunsch nach *gemäßigter Modernität* und *Familienfreundlichkeit*
- für die 'Anspruchsvollen' das *zwiespältige Verhältnis*, das Reiben an einer *autoritären (Männer-) Kirche*
- für die 'Wohlwollend Distanzierten' die *Passageriten* und eine *nüchterne Distanz*
- für die 'Alltagschristen' *Taten statt Worte* und eine *weltliche Kirche*
- für die 'Rebellen' der *fehlende Zugang* und die *Verschlüsselung*

Die Frage des Moderationsstils ist häufig Thema in der Methodendebatte zur Gruppendiskussion. Es gibt dafür keine einheitliche Lösung oder, wie Lamnek schreibt, "Patentrezepte für das optimal-funktionale Verhalten" (Lamnek 1998, S. 129). Kategorien wie 'direktiv' - 'nondirektiv' markieren dabei eher Pole, zwischen denen sich die Diskussionsleitung bewegen muß (vgl. Lamnek 1998, S. 129). Flick unterscheidet drei Formen der Leitung: die *formale Leitung* beschränkt sich auf das Führen einer Rednerliste u.ä., die *thematische Steuerung* bringt bewußt bestimmte Themen ein bzw. vertieft diese, bei der *Steuerung der Dynamik* wird darüberhinaus der Gruppenprozeß in geeigneter Weise stimuliert (vgl. Flick 1995, S. 135). Der Verlauf einer Gruppendiskussion kann es erforderlich machen, daß der Moderator je nach Situation auf alle drei Formen zurückgreifen muß.

Da uns daran lag, daß die Gruppe in der Diskussion zunächst selbst ihr Thema bestimmt, hielten wir uns anfangs bei der Moderierung zurück (eher 'formale Leitung'). Erst im Laufe der Diskussion wurden zunehmend auch bestimmte Aspekte zur Vertiefung aufgegriffen und gegen Ende auch Themen eingebracht, die bisher nicht angesprochen waren, die wir aber explorieren wollten (thematische Steuerung). Dabei wurden bisweilen auch Teilnehmer direkt angesprochen, die sich bisher wenig an der Diskussion beteiligt hatten (Steuerung der Dynamik).

Wichtig für die Moderation ist das Beachten des Gruppenprozesses, für den die nötige Sensibi-

239

Es gab nur einige Punkte, die im Laufe der Diskussion auf jeden Fall angesprochen werden sollten (z.B. sollte exploriert werden, welches Verständnis von Religion die Gruppe hat; die Frage, was die Kirche denn eigentlich falsch mache angesichts dessen, daß sie an Zulauf einbüße, wurde immer dann gestellt, wenn die Diskussion zu sehr abschweifte und dieses zentrale Problem aus dem Blick geriet).

lität entwickelt werden muß. Bei Spöhring (1989) z.B. heißt es, ein Moderator "muß alle Anforderungen erfüllen, die an einen qualitativen Interviewer zu stellen sind, und darüber hinaus besonderes Geschick im Umgang mit sozialen Gruppen aufweisen" (ebd., S. 224). Da der Gruppenprozeß nicht vorhersehbar ist und man mit "unangenehmen oder unerwarteten Wendungen" (Dammer/Szymkowiak 1998, S. 55) rechnen muß, sind vor allem Flexibilität und ein Gespür für die Situation gefragt.²⁴⁰

Dazu noch zwei Beispiele aus der Studie: Die (ausschließlich männlichen) Teilnehmer der Werkstattgruppe aus dem Leistungsorientierten und dem Traditionellen Arbeitnehmermilieu, die später den Typus der 'Alltagschristen' bildeten, waren, wie sich am Rande herausstellte, ehrenamtlich in verschiedenen politischen bzw. Verbandsgremien auf lokaler Ebene engagiert. Während die Diskussion zunehmend lebhafter wurde und sich die Teilnehmer dabei gegenseitig ins Wort fielen, wurde dem Moderator nonverbal signalisiert, auf das Einhalten einer Rednerliste zu achten. Dabei wurde offensichtlich, daß man vom Diskussionsleiter erwartete, für das Einhalten einer geordneten 'Diskussionskultur' nach dem Vorbild etwa des Gemeinderates zu sorgen. Obwohl eine solche formale Leitung der Dynamik der Diskussion nicht immer angemessen ist, schien sie an dieser Stelle angebracht, um den bestehenden Erwartungen der Teilnehmer an die Diskussionsleitung Rechnung zu tragen.

Eine ganz andere Herausforderung bot eine Diskussion mit Jugendlichen zwischen 13 und 17 Jahren (später Typus 'Scheinbare Rebellen'). Sie fand im Gruppenraum eines kommunalen Jugendzentrums statt. Direkt nach der Vorstellungsrunde begann eine vehemente Diskussion zum Thema, ohne daß der Grundreiz vorgelesen worden war. Situativ entschieden wir uns dafür, es dabei zu belassen und in die lebhafteste Diskussion nicht durch das nachträgliche Verlesen des Grundreizes intervenierend einzugreifen. Auch im weiteren Verlauf kam es häufig zu kleinen oder großen 'Störungen' bzw. Abweichungen von einer 'disziplinierten Diskussionskultur' (lautes Durcheinanderreden, vereinzelt Verlassen des Raumes zum Rauchen, kurze 'Besuche' von anderen Gästen des Jugendzentrums usw.), so daß die Moderation ständig die Balance wahren mußte, einerseits die alltagsnahe Kommunikation zuzulassen, andererseits die Gruppenwerkstatt entsprechend der Forschungsfragen strukturiert durchzuführen. In der späteren Auswertung erwies sich diese Veranstaltung als sehr fruchtbar; was teilweise 'chaotisch' gewirkt hatte, entpuppte sich im Nachhinein als eine jugendtypische Art, das Thema Kirche zu bearbeiten.

6.2.2.3. Vertiefung/Ergänzung

An dieser Stelle wäre nach dem herkömmlichen Konzept die Gruppendiskussion beendet worden. Unser Programm sah hier den Übergang zu einer anderen Arbeitsform vor. Die Teilnehmer wurden aufgefordert, zu drei Fragen Kritik, Wünsche und Zufriedenheit an der Kirche schlagwortartig auf Metaplankärtchen zu schreiben. Vorgesehen war, daß die Teilnehmer diese Kärtchen an den Metaplanwänden anbrachten und kurz erläuterten.²⁴¹ Diesen Teil hatten wir 'Vertiefung' genannt. Waren 'warming-up' und die vorangegangene Diskussion länger geworden als vorgesehen, mußte hier gekürzt werden.²⁴² Diese verkürzte Form nannten

²⁴⁰ Für die Schulung des Moderationsstils und die Reflexion des Moderationsverhaltens war die Betrachtung des Videobandes hilfreich. Als sehr sinnvoll erwies sich die Durchführung mit einer Co-Moderation - einerseits, um sich unterstützen und abwechseln zu können, andererseits, um sich ein gegenseitiges Feedback geben zu können.

²⁴¹ Um die Möglichkeit zu haben, die Kärtchen während der Auswertung wieder den 'Absendern' zuzuordnen zu können, baten wir zusätzlich darum, die Initialen dazu zu schreiben.

²⁴² Wir ließen dann vor der Pause nur die Kärtchen anbringen. Das Moderatorenteam nutzte die

wir 'Ergänzung'.

Die Arbeit mit der Metaplantechnik gehört seit geraumer Zeit bereits zum gängigen Repertoire der Gruppenmoderation, hat in das Gruppendiskussionsverfahren bisher aber kaum Eingang gefunden. Eingesetzt wird sie, um die Teilnehmer einer Gruppe stärker zu aktivieren und zu beteiligen. Für die Gruppendiskussion liegt ein weiterer Vorteil darin, daß durch die körperliche Aktivität der Teilnehmer (Schreiben, Aufstehen, zur Tafel gehen, Anpinnen und Präsentieren der Karten) eventuelle 'Verkrampfungen' gelockert werden können. Davon abgesehen kann zum Teil besser zum Ausdruck kommen, was in der Gruppe zum Thema 'in den Köpfen' ist und durch den Grundreiz nicht hervorgebracht wurde. Möglich ist auch der Einsatz der Methode als assoziative Kartenabfrage, wie wir das in der Studie zum Bildungsurlaub teilweise gemacht haben.

Mit dieser Arbeitsform hatten wir mehrere Dinge im Blick. *Zum einen* sollten die Teilnehmer nach der offenen Diskussion noch einmal allein und reflektierter über das Thema nachdenken. Ausdrücklich wurden sie aufgefordert, ob in der Diskussion alles gesagt wurde, was sie als wichtig für das Thema ansahen. Damit wurde darauf gezielt, das durch den eigendynamischen Diskussionsverlauf eventuell begrenzte Themenspektrum nun zu erweitern, indem Themen ins Spiel gebracht wurden, die bisher im Hintergrund gestanden hatten. Jedes Kärtchen konnte zudem wieder der Stimulus für weitere Diskurse sein, indem die Teilnehmer gegenseitig auf die Karten und Impulse reagierten.

Zum anderen kamen nun dadurch, daß jeder Teilnehmer seine Karten selbst erläutern sollte, auch diejenigen zu Wort, die während der Diskussion, aus welchen Gründen auch immer, zurückhaltender gewesen waren.²⁴³

Schließlich wurden die Antwortkarten gemeinsam betrachtet und im Hinblick auf sich abzeichnende Themenbereiche verdichtet. Wünsche und Kritik bezogen sich häufig auf die gleichen Bereiche (zum Beispiel Wunsch nach 'mehr Toleranz' und Kritik an 'kirchlichen Dogmen'). Es ergab sich dadurch ein Gesamtbild von Kritik, Zustimmung und Zufriedenheit mit der Kirche, das eine Art Gruppenkonsens bildete. Mit der Vorgabe, sich auf Karten zu diesen drei Fragen zu äußern, zielten wir demnach darauf, zu einer Bündelung von Kritik und Wünschen zu kommen.²⁴⁴

Pause dazu, sich einen Überblick über das Themenspektrum zu verschaffen und entsprechend zu sortieren. Nach der Pause wurden die Kärtchen inhaltlich von den Moderatoren zusammengefaßt und kurz zur Diskussion gestellt (etwa in dem Sinne: "Haben wir Sie da richtig zugeordnet?"). Dabei wurden alle Karten noch einmal vorgelesen.

²⁴³ In der Gruppe mit den Jugendlichen zum Beispiel war deutlich zu bemerken, wie sich einige dadurch, daß sie vor den anderen standen um ihre Karten zu präsentieren, regelrecht aufgewertet fühlten. Sie 'genossen' geradezu ihren Auftritt vor der Gruppe und die ihnen entgegengebrachte Aufmerksamkeit.

²⁴⁴ Auch der Bereich 'Zufriedenheit' ("was sollte die Kirche weiter machen, wie bisher?") erwies sich dabei als wertvoll. Häufig kommen in der Diskussion vor allem die Themen zur Sprache, die emotional aufgeladen sind, an denen sich Kritik und Wünsche entzünden. Wir zielten hier darauf, eine mögliche 'stillschweigende Zustimmung' zu manchen Teilbereichen zu entdecken, die in der 'hitzigen' Debatte nicht zum Ausdruck kommen konnte, aber einen Zugang zur Kirche bedeuten kann. Sehr häufig wurde in dieser Spalte die Diakonie, das soziale Engagement der Kirche, gelobt.

Es zeigte sich zudem, daß in nahezu jeder Veranstaltung durch diese Metaplaneinheit *zusätzliche Aspekte* thematisiert wurden, die während der Gruppendiskussion vorher keine oder kaum eine Rolle gespielt hatten.

Dazu zwei Beispiele: Bei den 'Humanisten' kam zusätzlich zum Toleranzgedanken und der Kritik an der Kirchenpolitik die Forderung nach Stärkung der Gemeindestrukturen hinzu ('Basis'). Das Bild wurde dadurch abgerundet: Der offiziellen Kirchenpolitik ('Amtskirche'), die als 'dogmatisch', 'intolerant', 'politisch einseitig' kritisiert wird, wird entgegengesetzt, die Vorstellungen einer 'toleranten Kirche' durch Stärkung der gemeindlichen Strukturen 'basisdemokratisch' zu verwirklichen (vgl. Bremer u.a. 1999, S. 206ff).

Bei den 'Alltagschristen' wurde neben der Forderung 'Taten statt Worte' und dem Wunsch nach 'weltlicher Kirche' der Aspekt hervorgehoben, daß die Kirche (besonders die Pastoren) 'auf die Leute zugehen' solle. 'Weltliche Kirche' heißt für die Gruppe also, daß sie sich nicht nur öffnet für die Welt, sondern selbst aktiv in die Welt *geht*. Dieser Aspekt hat wesentlich zum Gesamtverständnis dieses Typus beigetragen: Indem die Kirche sich auf die Welt der 'christlichen Nicht-Kirchgänger' zubewegt, fühlen diese sich in ihrer weltlichen Auslegung des Christ-Seins anerkannt (vgl. Bremer u.a. 1999, S. 221ff).

Außerdem mußte dieser Teil der Erhebung in geeigneter Weise zur Collagenarbeit überleiten. Mit den drei vorgegebenen Fragen führten wir die Teilnehmer dabei schon innerlich zum Thema der Collage hin.²⁴⁵ Indem sie sich mit negativer und positiver Kritik und Wünschen an und für die Kirche beschäftigten, entwarfen sie 'im Geiste' bereits ihre Zukunftsvorstellung von der Kirche. Diese 'aktualisierten' wir dann nach der Pause, indem wir sie zu einer Visualisierung aufforderten.

6.2.2.4 Pause

Die ca. 20minütige Pause war für die Teilnehmer eine Möglichkeit für zwanglose weitere Gespräche und, sofern sie sich nicht bereits kannten, des besseren Kennenlernens sowie des Vertiefens in das Thema (auch das Moderatorenteam beteiligte sich zeitweise an diesen Pausengesprächen). Für die anschließende Collagenarbeit war diese weitere Auflockerung der Atmosphäre wichtig.

²⁴⁵

Die Teilnehmer wußten zu diesem Zeitpunkt weder von der Collagenarbeit noch vom genauen Thema des Programms nach der Pause (siehe unten).

Beispiel für Metaplanwand:²⁴⁶

'Humanisten' - Plädoyer für die Stärkung der Gemeinde

Was sollte die Kirche Neues machen?	Was sollte die Kirche auf keinen Fall mehr machen?	Was sollte die Kirche weiter machen wie bisher?
Die Basis mehr zur Kenntnis nehmen und wenn Hilfe nötig, auch gewähren	Kein Versetzen von Pastoren gegen den Willen der Gemeinde	Gelder für die Arbeit vor Ort in den Gemeinden zur Verfügung stellen
Mehr Entscheidungsbefugnis für die Basis	Pastoren/ Pastorinnen mit privaten Problemen zwangsversetzen	Den Personalbestand in den Gemeinden
" Demokratie " von unten	PastorInnen vertreiben	Sozio-kulturelle Aufgaben übernehmen (z.B. Kindergärten, Altenbetreuung)
Ein Ohr für die Basis	Selbstherrlichkeit	"Das" natürliche Zentrum eines Ortsteils sein
Mehr auf die Basis hören	Selbstzweck	Alte Kirchen erhalten
Die Landeskirche sollte sich der Basis mehr öffnen, mehr Demokratie wagen und den einzelnen Gemeinden mehr Mitbestimmung einräumen	Die Landeskirche sollte den Institutionscharakter aufgeben und aufhören, die sozialen Bereiche zu beschneiden	
Verwaltungsapparat kürzen und auf Effektivität prüfen	Sie sollte aufhören, zu moralisieren.	
Verwaltung/Finanzierung	Finanzverwaltung sollte den Gemeinden übergeben werden (mehr Selbstbestimmung)	
Sich gesellschaftlich bemerkbar machen	Waffen segnen	
Entwicklungen der Gesellschaft aufnehmen		
Neue gesellschaftliche Strömungen eher aufnehmen		
Stärker auf Ausländer in Deutschland zugehen (unabhängig von deren Konfession)		

246

aus Bremer u.a. 1999, S. 213.

Beispiel für Metaplanwand:²⁴⁷
‘Die Alltagschristen’ - Kirche und Pastoren auf die Leute zugehen

was sollte die Kirche Neues machen?	was sollte die Kirche auf keinen Fall mehr machen?	was sollte die Kirche weiter machen wie bisher?
Noch stärker auf Leute zugehen	<i>Im alten Trott weiterfahren</i>	<i>Kindergärten</i>
Sich mit den Bürgern mehr unterhalten	<i>Im alten Trott weitermachen</i>	<i>Arbeit mit Kindern</i>
Sich mehr um die Gemeindemitglieder kümmern	<i>Auf die Bibel verlassen</i>	<i>Soziales Engagement</i>
Noch mehr auf die Menschen zugehen	<i>Nicht nur beten</i>	Nicht nur auf der Kanzel, sondern im täglichen Leben
Mehr auf die Gläubigen zugehen	<i>Sollte die Politik außen lassen</i>	<i>Kirchenbesitz</i>
Den Dialog suchen	<i>Einseitiges Verhalten gegenüber gesellschaftlichen Gruppen oder politischen Richtungen</i>	<i>Die Bibel nach wie vor als Grundlage benutzen</i>
Nicht warten, selber ansprechen	<i>Sich aus der Politik raushalten</i>	
<i>Gottesdienst öffnen</i>	<i>Stellenkürzungen</i>	
<i>Veränderung der Gottesdienste</i>		
<i>Erneuerung der Gottesdienste</i>		
<i>Flexibler werden</i>		
<i>Neuen Sprachschatz, nicht nur Altes übersetzen</i>		
<i>Pastorenauswahl</i>		
<i>Zeugnisse verwenden</i>		

Für das Moderatorenteam bot die Pause zudem die Möglichkeit, die bisherige Diskussion zu bilanzieren. Gemeinsam wurden die wichtigsten Themen und Schwerpunkte zusammengefaßt und der Gesamteindruck reflektiert. Dies wurde der Gruppe nach der Pause kurz zurückgespiegelt. War die Metaplaneinheit aus Zeitgründen verkürzt worden, wurden nun die Karten betrachtet, zu Themenblöcken ‘geklumpt’ und nach der Pause zur Diskussion gestellt.

Außerdem diente die Pause dazu, die folgende Collagenarbeit vorzubereiten. Zu überlegen war jeweils die Zusammensetzung der beiden kleineren Gruppen, die die Collagen gestalten sollten.

²⁴⁷ aus Bremer u.a. 1999, S. 227.

Überlegt wurde, wer nach den Eindrücken der Diskussion gut zusammenpassen könnte und wer nicht. Allerdings wollten wir bei der Gruppenbildung auch keine Widerstände bei den Teilnehmern durch zu direkte Vorgaben hervorrufen. Wir mußten ohnehin von Hemmschwellen bei der Collagenarbeit ausgehen, die wir nicht noch verstärken wollten. In der Praxis kamen dann drei Modelle der Kleingruppenbildung zur Anwendung: (1) die Teilnehmer finden sich selbst nach persönlichem Geschmack (2) Vorschlag der Zusammenstellung nach Geschlecht (3) Vorschlag, die Gruppen durch einfaches Teilen der Großgruppe nach der Sitzanordnung zu bilden.

6.2.2.5. Collagenarbeit: *“Die Kirche der Zukunft, wie ich sie mir wünsche”*

Aufgabe

Die Teilnehmer sollten nun in zwei kleineren Gruppen eine Collage zu dem vorgebenen Thema herstellen.²⁴⁸ Als Material stand ein Repertoire von etwa 50-70 Zeitschriften zur Verfügung, die das Genrespektrum weitgehend abdeckten.²⁴⁹ Möglich war auch das Verwenden von Stiften, um Dinge hervorzuheben oder etwas dazu zu schreiben. Die Collagen wurden auf große Wandzeitungen geklebt und nebeneinander aufgehängt. Anschließend wurde jede Gruppe aufgefordert, ihre Collage vorzustellen. Dabei bestand für die Moderatoren ebenso wie für die anderen Teilnehmer ausreichend Gelegenheit zur Nachfrage, wenn die Bedeutung einzelner Elemente oder der Arbeit insgesamt noch nicht klar war. Die Präsentationen gingen über in eine Abschlußdiskussion, bei der die Kleingruppen auch gegenseitig zu den Collagen Stellung nehmen konnten. Exploriert wurde nun auch noch, wie die Teilnehmer die Möglichkeit der Verwirklichung ihrer Zukunftsvision einschätzten.

Verlauf

Das Vorstellen der Collagenaufgabe war insofern immer mit Spannung verbunden, da nicht genau eingeschätzt werden konnte, wie die Teilnehmergruppe darauf reagieren würde.²⁵⁰

Da von Hemmschwellen gegenüber einer solchen Arbeitsform auszugehen war, hatten wir diesen Teil bei der Vorstellung des Programms zu Beginn der Veranstaltung nur vage mit

²⁴⁸ Wir hielten für die Bearbeitung des Themas in dieser Form die Bildung kleinerer Gruppen für angemessener. Im Idealfall bestand jede Kleingruppe aus vier Teilnehmern; bestand die Werkstattgruppe insgesamt aus weniger als sechs Teilnehmern (was dreimal der Fall war), so ließen wir nur eine Collage herstellen.

²⁴⁹ Zunächst hielten wir für jede Gruppe genau die gleichen Zeitschriften bereit. Im Laufe der Untersuchung mußten wir das Spektrum erweitern, da auch Teilmilieus in die Stichprobe aufgenommen wurden, die wir vorher weniger im Blick hatten und deren ‘Zeitschriftenvorlieben’ noch nicht ausreichend berücksichtigt waren. Entscheidend war, daß die Gruppen in den Zeitschriften in ausreichender Weise Material fanden, um ihre Dispositionen visualisieren zu können. Das geringfügig variierende Spektrum der zur Verfügung stehenden Zeitschriften hat darauf nach unserer Auffassung keinen Einfluß gehabt.

²⁵⁰ Die Überleitung sah etwa folgendermaßen aus: “Es ging ja bisher eher darum, wie die Kirche heute ist, wo Sie die Probleme sehen und was Sie sich erwarten. Da wollen wir jetzt ansetzen. Wir haben ja angekündigt, daß es nach der Pause um die Kirche der Zukunft gehen soll. Wir möchten Sie jetzt auffordern, einmal ein Bild der Kirche der Zukunft zu entwerfen. Und das mit dem Bild meinen wir ganz wörtlich, wir möchten Sie nämlich bitten, eine Collage zu entwerfen mit dem Thema ‘Die Kirche der Zukunft, wie ich sie mir wünsche!’” [es folgten Hinweise zur Arbeitsweise, dann abschließend:] “Können Sie sich das vorstellen?”

'Kirche der Zukunft' umschrieben; erläuternd war hinzugefügt worden, daß man sich dann dem Thema auf eine etwas andere Art nähern wollte. Gerade zu Beginn sollten etwaige Vorbehalte nicht durch vermeintlich 'suspekte' Methoden verstärkt werden; vielmehr sollten die Teilnehmer durch die zunehmende Intensität der Themenbearbeitung behutsam an diesen Teil herangeführt und dadurch eine mögliche 'Scheu' vor einer solchen vertiefenden Arbeitsform abgebaut werden.

Die erste Reaktion auf das Vorstellen der Aufgabe war recht unterschiedlich. Häufig gab es zuerst eine kleine Pause, in der bisweilen 'ungläubiges Staunen' oder 'eisiges Schweigen' herrschte. Jüngeren Leuten schien diese Form schon eher vertraut zu sein; Frauen standen der Aufgabe generell aufgeschlossener gegenüber als Männer, bei denen offenbar eine gewisse Skepsis gegenüber dieser Arbeitsform bestand. Artikuliert wurde das aber kaum. So waren es zumeist die Frauen, die sich ans Werk machten und die anderen dadurch mitzogen.²⁵¹

Mit gewissen Widerständen hatten wir durchaus gerechnet, da mit dieser Aufgabe bei den Teilnehmern eine andere Ebene angesprochen wurde, die weniger kognitiv gesteuert und kontrolliert ist; mit dem 'Schnippeln' und 'Kleben' kann zudem etwas 'Kindisches' verbunden werden. Die Teilnehmer spüren dementsprechend, daß sie in gewisser Weise 'mehr' oder 'anderes' von sich preisgeben, als das in einer Diskussion zu Forschungszwecken eigentlich erwartbar wäre. Durch den Aufbau des Programms, das von Beginn an auf das Herstellen einer vertrauten Atmosphäre und das weitgehende Vergessen der Künstlichkeit der Befragungssituation gerichtet war (auch die Moderatoren selbst hatten sich aus diesem Prozeß nicht ausgeklinkt) sowie die inzwischen fortgeschrittene Vertiefung in das Thema hielten sich die Widerstände nun aber sehr in Grenzen. Alles zusammen trug vermutlich dazu bei, daß die Werkstattgruppen sich ausnahmslos auf diese Arbeit einließen.

²⁵¹

Die Männergruppe aus dem Traditionellen Arbeitermilieu und dem Leistungsorientierten Milieu (später Typus 'Alltagschristen') konnte sich zu Beginn nicht vorstellen, auf diese Weise etwas zum Thema ausdrücken und beitragen zu können. Sie fragten häufiger nach, was denn jetzt genau zu tun sei. Als sie ihre Collage dann fertiggestellt und präsentiert hatten, wandten sie sich nochmals an uns mit den Worten: "Nun sagen Sie uns doch mal, was unsere Collage bedeuten soll!" Es war allerdings das einzige Mal, daß eine Gruppe nur bedingt einen Zugang zu dieser Ausdrucksform bekam. Dennoch drückten auch sie mit der Collage durchaus etwas Milieutypisches zum Thema aus. So hatten sie einige Symbole aus dem Sportbereich in die Collage integriert und äußerten dazu, daß die Kirche durch Sportangebote beispielsweise junge Leute besser erreichen könnte. Zugleich drückten sie damit implizit aus, daß kirchlich-religiöse Angelegenheiten nicht nur geistige Angelegenheiten sind, sondern daß auch körperliche (materielle) Aspekte wichtig sind. Typisch darin ist, daß ihnen selbst als körperlich-handarbeitend Tätige ein solch praktischer Zugang näher ist (sie waren z.B. stolz darauf, für die Konfirmanden der Kirchengemeinde Floße gebaut zu haben).

“Die Kirche der Zukunft, wie ich sie mir wünsche!”

Kurzinterpretation einer Collage von Jugendlichen aus dem Hedonistischen Milieu

“Fremdes Terrain macht unsicher, außer man kann sich sofort anpassen”



Die Jugendlichen aus dem Hedonistischen Milieu arbeiteten in ihrer Collage überwiegend mit Motiven der jugendlichen Alltagskultur, mit denen sie direkt und ohne große Umschweife ihre Anliegen auf den Punkt brachten und ausführlich erläuterten. Die Forderungen nach ‘besserer’ und modernerer Musik (*“nicht so langweiliges Gedudel!”*), weniger strenge Kleidungsgepflogenheiten (*“daß man so dahingehen kann, ohne sich extra umziehen zu müssen, einfach so wie man halt Lust hat”*) bis hin zum Rauchen in der Kirche stehen dafür, daß sie sich in der Regel in der Kirche nicht angenommen und willkommen fühlen. Das Motiv der Maske symbolisiert die Empfindung des ‘Sich-Verstellen-Müssens’ im traditionellen Gottesdienst (*“Keine Maske aufziehen, daß man da so hingehet, man soll so sein, wie man ist, seine eigene Meinung sagen, nicht von allen Leuten ‘was einreden lassen, sich nicht zu verstellen braucht”*). In getrennten Gottesdiensten für jung und alt sehen sie eine Alternative (*“wär’ angebracht, weil wie schon gesagt, die gucken einen immer gleich so komisch an, wenn man ‘reinkommt”*).

Die Jugendlichen selbst stellten die Collage unter das Motto: *“Fremdes Terrain macht unsicher, außer man kann sich sofort anpassen”*. Damit wollten sie, wie sie betonten, vor allem ihre Verunsicherung und Beklemmung ausdrücken, die Kirche bzw. Gottesdienstbesuch bei Ihnen auslöst (*“daß, wenn man keinen kennt, man trotzdem keine Angst zu haben braucht, daß man ausgelacht wird oder so”*). Daß die Kirche auch Ansprechpartner bei Sorgen und Problemen sein soll (*“auch Einzelgespräche”*) ist ein Hinweis darauf, daß dieser Lebensabschnitt für Jugendliche häufig auch kritische Momente birgt, in denen Vertrauenspersonen außerhalb der Familie gefragt sind. Andere Bildsymbole stehen am Rand, verdeutlichen aber, daß die Jugendlichen über die persönlichen Bereiche hinaus auch andere Felder im Blick haben (‘arm und reich’), für die die Kirche ein Auge und Ohr haben sollte: *“Auf keinen Fall Handys, sind gefährlich für Menschen mit Herzschrittmacher”* - liebevoll und gleichzeitig ein versteckter Hinweis darauf, daß die Kirche aus ihrer Sicht von alten Leuten dominiert wird.

Erstaunlich war, was diese Collagenarbeit im weiteren auslöste. Bereits während des Herstellens zeigte sich, daß die Teilnehmer zunehmend Spaß daran fanden. Das Zusammenstellen der Bild- und Textsymbole zu einem Bild war in der Regel von angeregten Diskussionen und Gelächter begleitet. Beim Aufhängen und Präsentieren zeigten sich auch die vorher skeptischen Teilnehmer überrascht und erfreut über dieses Arbeiten an sich und das Ergebnis. Durch die eher spielerische Art, sich mit dem Thema zu beschäftigen, waren anfängliche Bedenken verfliegen.²⁵²

Ein Teilnehmer aus dem Kleinbürgerlichen Milieu der 'Traditionellen Kirchenchristen' hatte sich bspw. einen Überblick über die zur Verfügung stehenden Zeitschriften gemacht und Zweifel daran geäußert, daß mit diesem Material etwas zum Thema Kirche ausgedrückt werden könne. Offensichtlich war er der Meinung, daß darin zu wenig zur Kirche passende Symbole und Bilder zu finden sein würden. Schließlich war er selbst über das Ergebnis überrascht: *"Ich bin da sehr skeptisch rangegangen, als ich die Art der Zeitschriften gesehen habe. Ich hätte nicht gedacht, daß sich das mit der kirchlichen Fragestellung verbinden ließe. Ich find's ganz toll, ich bin jetzt ganz positiv überrascht, was man doch gefunden hat."*

Ein anderes Beispiel kommt aus einer Diskussionsgruppe mit der Bildungsfraktion im Liberal-Intellektuellen Milieu (später Typus 'Humanisten'). Hier waren vorab einige skeptische Reaktionen in Bezug auf die Möglichkeiten der nun von ihnen geforderten nonverbal-bildlichen Ausdrucksweise zu bemerken. Um so auffälliger war, wie die Teilnehmer von sich selbst überrascht und erfreut waren über die Ausdruckskraft ihrer Collagen. Typisch für das Milieu reflektierten sie dabei sofort, was soeben mit ihnen geschehen war: *"Für mich war am Anfang methodisch das Problem, daß man theoretisch eigentlich, wenn man mit Kopfarbeit daran geht, sich über die Ziele klar werden muß. Aber im Grunde haben wir das eher intuitiv gemacht. Ein richtig schöner kleiner gruppendynamischer Prozeß, und zwar nonverbal, das paßte einfach so."*

Die Vorstellung der Collagen war häufig ein 'Stimmungshöhepunkt'; lebhaftes Diskussionen und bisweilen ausschweifendes Gelächter begleiteten zumeist die humorvolle Präsentation der Bilder. Nicht selten hatten die Teilnehmer selbst dabei die Zeit vergessen. Wie oben bereits beschrieben, ging die Präsentation über in eine abschließende Diskussion, bei der es u.a. um die Einschätzung nach der Verwirklichung der 'Visionen' ging.

Reflexion: Warum Collagen?

Zur Collagentechnik als Forschungsmethode finden sich Hinweise, die wesentlich über eine deskriptive Erwähnung innerhalb des Technikenspektrums hinausgehen, überwiegend in Veröffentlichungen der psychologischen und der Marktforschung. Das Verfahren kann zu den 'projektiven Verfahren'²⁵³ gerechnet werden, angelehnt an Kepper (1996) präziser zu den sog. 'expressiven Techniken', die sich "in ganz besonderem Maße zur Erfassung emotionsgeladene-

²⁵² Das Herstellen der Collagen in der Kleingruppe wurde nicht auf Video aufgezeichnet; ich beziehe mich hierbei auf Beobachtungen. Auch dieser Gruppenprozeß kann natürlich weitere Aufschlüsse bringen, stand aber nicht im Mittelpunkt unserer Erhebung.

²⁵³ Mit projektiven Techniken arbeiteten auch Adorno u.a. (1973), um "verborgene Wünsche, Konflikte und Verteidigungsmechanismen aufzudecken" (ebd., S. 24). Häufig werden solche Verfahren in der Psychologie eingesetzt, z.B. wenn es um Persönlichkeitsdiagnosen geht; für einen knappen Überblick vgl. Spitznagel 1995.

ner, komplexer und damit nur schwer verbalisierbarer Sachverhalte" eignen (ebd., 1996, S. 108). Sie bieten also eine Möglichkeit, Zugang zu einer weniger reflektierten nichtverbalen Ausdrucksebene zu bekommen. Zugespielt heißt es bei Salcher: "Menschen denken in Worten und fühlen in Bildern" (Salcher 1995, S. 63).

In der Marktforschung kommen eine ganze Reihe verschiedener 'kreativer' Techniken und Tests zur Anwendung, die zumeist aus der Psychologie übernommen wurden. Grob unterschieden werden zwei Kategorien:

Bei *assoziativen Verfahren* geht es darum, spontan und unreflektiert gedankliche Verknüpfungen und Wortketten zu einem Problem oder Thema hervorzuholen (vgl. Abschnitt 5.1.2).²⁵⁴

Bei *projektiven Verfahren* geht es darum, unter Umgehung von Rationalisierungen Befragte zum Projizieren von inneren Haltungen, Einstellungen, Erwartungen, Meinungen usw. auf einen Gegenstand zu bewegen. Es sollen demnach Dinge offengelegt werden, die die Befragten sich sonst gewissermaßen selbst verbieten würden. Angelehnt an psychologische Tests sind diese Techniken von der Marktforschung adaptiert worden.²⁵⁵

In der Marktforschung erhofft man sich gerade von der Collagentechnik das Kennenlernen von "inneren Bildern". Es wird davon ausgegangen, daß diese "einen höheren und vor allem nicht kontrollierten Anteil an Emotionalität" haben als "kognitive Verarbeitungsprozesse" (Salcher 1995, S. 63). Man versucht dabei, sich diese 'inneren Bilder' möglichst direkt zugänglich zu machen, d.h. ohne auf verbal-kognitive 'Übersetzungen' zurückzugreifen. Dazu können eben Collagen geeignet sein; die Befragten sollen in Zeitschriften Entsprechungen zu ihren 'inneren Bildern' finden.²⁵⁶

Innerhalb des 'Werkstattverfahrens' sollte mit Hilfe einer geeigneten Arbeitsform Zugang zu einer weniger bewußten und reflektierten Ebene erreicht werden, die mit der herkömmlichen Interview- und Diskussionsform nicht angesprochen wird. Für das Verhältnis zu Kirche und Religion spielten, so die Hypothese, auch latente, unterschwellige Einstellungen und emotionale Färbungen eine Rolle. Es ging also darum, solche verborgenen habituellen Wahrnehmungs- und Denkschemata der Akteure offenzulegen. Mit der Collagentechnik schien das möglich, da die Verwendung von Bildsymbolen eher assoziativ und 'spielerisch' erfolgt, gewissermaßen durch das Wiedererkennen von gefühlten oder gedachten 'inneren Bildern'. Insofern kann für die Collagentechnik das gelten, was Kepper zusammenfassend den projekti-

²⁵⁴ Vgl. Kepper 1996, S. 109f; Salcher 1995, S. 67ff.

²⁵⁵ Die verschiedenen Techniken sollen hier nicht im einzelnen erläutert werden; vgl. dazu z.B. Kepper 1996 (S. 96ff), Salcher 1995 (S. 56ff); Kepper differenziert noch weiter in Ergänzungsverfahren (z.B. Satzergänzungstest, Geschichtenergänzungstest), Konstruktionstechniken (z.B. Drittpersonentechnik, Ballontest, Bildererzähltest), Expressive Verfahren (z.B. Psychodrawing, Rollenspiel); zum Rollenspiel vgl. auch Weiß 1999.

²⁵⁶ Salcher (1995) weist allerdings auf noch offene Fragen der sog. 'Imagery-Forschung' hin, die sich vor allem mit dem Zugang zu diesen 'inneren Bildern' befaßt.

ven Techniken insgesamt zuschreibt; sie sind "in der Lage, verborgene Meinungen und Einstellungen hervorzulocken, Antwortwiderstände zu umgehen und schwer verbalisierbare Sachverhalte zu erfassen" (Kepper, 1996, S. 165). Dieser bildlich-assoziative Teil wird von den Teilnehmern zunächst in Einzelarbeit angegangen, da jeder für sich mit der Aufgabe 'im Kopf' die Zeitschriften durchblättert und nach Symbolen sucht. Durch das Zusammenfügen der einzelnen Symbole zu einer Collage dagegen wird ein interaktiver Prozeß eingeleitet, bei dem sich die Kleingruppenmitglieder gegenseitig stimulieren. Die gemeinsam zu lösende Aufgabe fordert zur Aktivierung kreativer Potentiale heraus, durch die besonders stark die verborgenen Habitusschemata angesprochen werden.

Die bei solchen Techniken zu erwartenden Hemmschwellen (vgl. auch Kepper ebd., S. 108) sahen wir bei Collagen noch als relativ gering an (im Unterschied etwa zu Maltechniken - sog. 'Psychodrawing' - , zu Rollenspielen o.ä.), nicht zuletzt deshalb, weil die Arbeit mit Collagen in bestimmten Bereichen durchaus Verbreitung gefunden und somit einen gewissen Bekanntheitsgrad hat.

Eine Steigerung der Wirkung erhofften wir uns dadurch, daß die Methode in Kombination mit der Frage nach Zukunftswünschen eingesetzt wurde. Die Kirche wurde dabei als Projektionsfläche für vielfältige Wünsche und Erwartungen angeboten; die Teilnehmer sollten die 'Vision' ohne rationale 'Schranke im Kopf' entwickeln. Bei der Auswertung durch die Forschungsgruppe gilt es dann, die 'Projektionen' nicht 'face value' zu nehmen, sondern sie zu *interpretieren* und in einen realistischen Kontext einzuordnen. Ebenso wie bei jedem gesprochenen Text ist auch bei den Collagen als visualisiertem Text von einer manifesten und einer latenten Sinnebene auszugehen. Der erste Schritt, zu dieser latenten Sinnebene Zugang zu erhalten, war die Aufforderung an die Teilnehmer, ihre Collagen *selbst vorzustellen und zu interpretieren*, die Bilder also nicht für sich selbst sprechen zu lassen. Ohne die Kommentierung durch die Teilnehmer hätten die Collagen nicht ausgewertet werden können, da die Forschungsgruppe sofort ihre eigenen Wahrnehmungs- und Denkschemata darauf angewandt oder die Symbole möglicherweise mißverstanden hätten.²⁵⁷ Es ging darum, in der Collage als Ganzes, aber auch in einzelnen Symbolen, den subjektiv gemeinten Sinn der Teilnehmer zu verstehen. Insofern sahen wir als Forschungsgruppe unsere Rolle in diesem Zusammenhang als die von 'Mäeuteten', also einer Art Geburtshelfer, die die Akteure zum Sprechen bringen und versuchen, "die vergrabenen Dinge" ans Tageslicht zu befördern (Bourdieu u.a. 1997, S. 796).

Wie die Arbeit mit den Metaplankarten trug auch dieser Teil dazu bei, daß die Erkenntnisse aus der Gruppendiskussion wesentlich ergänzt werden konnten. Die Bedeutung emotionaler

²⁵⁷

Ein einfaches Beispiel dafür kommt aus der Diskussionsgruppe mit Männern aus dem Leistungsorientierten und dem Traditionellen Arbeitnehmermilieu. Diese hatten in der Collage das Bild eines mißmutig dreinschauenden Politikers eingefügt und mit einem Stift durchkreuzt. Das Symbol schien zu einer Passage aus der vorangegangenen Gruppendiskussion zu passen, als es darum ging, ob Politik aus der Kirche herausgehalten werden solle. Auf Nachfrage erläuterten die Teilnehmer nun allerdings, daß das Bild für den Wunsch nach mehr Lebensfreude in der Kirche stehe: "Nicht immer dieses verbiesterte Gucken in der Kirche, es sollte auch mal fröhlicher zugehen".

Aspekte in Bezug auf die Kirche kam in vielen Veranstaltungen jetzt erst richtig zur Sprache. Vielfach wurde die sehr gedrückte Stimmung beklagt, die mit der Kirche verbunden wird. Sehr häufig wurde am Beispiel von Gospelgottesdiensten bzw. -konzerten deutlich gemacht, daß in der Kirche mehr Platz für Lebensfreude sein müsse. Vielfach wurden, insbesondere von Frauen, provokante Bilder und Symbole verwendet, die Sinnlichkeit, Körperlichkeit, Genuß, Ausgelassenheit usw. ausdrücken. Die Collagen wirkten dann oft geradezu wie Gegenbilder dazu, wie die Teilnehmer die Kirche gegenwärtig empfinden.

Zwei Beispiele aus der Präsentation von Collagen

Eine Kleingruppe aus dem Modernen Arbeitsmilieu hatte ihre Collage in die Umrissform eines Kirchengebäudes geklebt. Auf die Kirchturmspitze war bewußt ein Hahn statt eines Kreuzes gesetzt worden. Bei der Präsentation entwickelte sich daraus eine lebhafte Diskussion. Es zeigte sich, daß der Wunsch nach mehr 'Lebensfreude' in der Kirche, der vorher bereits Thema der Diskussion war, keinesfalls für 'Hedonismus' stand, sondern wesentlich tieferliegend begründet ist. Mit dem Kreuz ist für dieses Milieu das Thema Schuld, Sünde und 'schlechtes Gewissen' verbunden. Als Menschen, die relativ hohe ethische Werte und dementsprechend hohe Ansprüche an sich selbst stellen, wehren sie sich gegen von außen zusätzlich herangetragene Schuldgefühle, die als *Zumutung* empfunden werden. Dahinter steckt letztlich ein Autoritätskonflikt; man macht das mit sich selbst aus, ohne 'Einmischung' von außen. - Das Beispiel zeigt, wie wichtig es ist, die Teilnehmer selbst darstellen zu lassen, welche Bedeutung sie ihren Symbolen geben, da der Hahn z.B. je nach Kontext sehr viel bedeuten kann.

Ein anderes Beispiel stammt aus einer Diskussion mit jungen Facharbeiterinnen und Facharbeitern (zwischen 30 und 40 Jahren) aus dem Leistungsorientierten Arbeitsmilieu. Hier war die Gruppendiskussion relativ zäh und schleppend verlaufen. Die eher 'triste' und 'graue' Atmosphäre, die sie ihrer Kirchengemeinde zuschrieben, illustriert mit Adjektiven wie 'alt', 'unbeweglich', 'starr' schien geradezu auf die Stimmung in der Gruppe abzufärben. Durch die Collagenarbeit hatte sich das schon verändert; die Teilnehmer wirkten nun offener, entspannter, 'gelockert'. Mit ihrer Collage präsentierten sie in gewisser Weise ein Gegenbild zu der empfundenen 'Tristesse' der realen Gemeinde. Sie war voll von farbigen, dynamischen, jungen, sinnlichen Symbolen und wurde auch entsprechend beschrieben. Die Teilnehmer waren sichtlich zufrieden mit ihrer Arbeit. Auf die Frage, was wohl der Kirchenvorstand zu diesem Zukunftsbild sagen würde, kam die Reaktion: "Würd' ich mich nicht reintrauen, die würden mich rausschmeißen." - "Das glaub' ich, der eine, den kenn' ich, der würde den Rohrstock rausholen." - Das Beispiel zeigt, wie die Collagenarbeit bei den Teilnehmern Haltungen, Einstellungen und Wünsche freigesetzt hat, die momentan in der Kirche nicht untergebracht werden können und zu einem distanzierteren Verhältnis beitragen.

Dabei zeigen solche 'Gegenbilder' zunächst nur, daß die Teilnehmer Schwierigkeiten damit haben, bestimmte 'Lebensdimensionen' in der Kirche *unterzubringen*. Ohne hier auf milieutypische Unterschiede eingehen zu wollen,²⁵⁸ läßt sich sagen, daß hier wichtige Barrieren zu kirchlichem Engagement liegen können, die ohne diese Explorationsform nicht in dieser Deutlichkeit verbalisiert worden wären. Die Collagen hatten dabei die Funktion eines Katalysa-

²⁵⁸

Vgl. hierzu Bremer u.a. 1999, insbesondere der von Christel Teiwes-Kügler aus dem Modernen Arbeitsmilieu entwickelte Typus der 'Anspruchsvollen' (S. 235ff), bei dem u.a. mit diesem Punkt die im Verhältnis dieses Milieus zur Kirche wichtige Frage des 'schlechten Gewissens' und der 'Schuld' deutlich wurde.

tors, durch den Themen an die Oberfläche geholt werden, die ansonsten nicht zur Sprache kommen.

Wichtig war bei dieser Arbeitsform vor allem, das Problem der 'Verkennung' zu reflektieren, d.h. das Kontrollieren der eigenen Klassifikationsschemata bei der Auswertung und Deutung der Collagen.

Die ästhetische Dimension in der Collagenarbeit

Schließlich war natürlich davon auszugehen, daß sich in den Collagen auch eine milieutypische Ästhetik ausdrückt. Allerdings galt der ästhetischen Dimension nicht unser Hauptinteresse, da es uns nicht um Stilanalysen, sondern um *Typenstrukturen* ging, die wir mit Hilfe der Collagen-technik besser offenzulegen hofften. Vermieden werden sollte deshalb, die Collagen 'für sich' als ästhetische bzw. stilistische Produkte zu betrachten. In erster Linie sollten über die assoziative Verwendung von Bildern die Teilnehmer zum Sprechen über Themen gebracht werden, die wir auf der rein verbalen und kognitiven Ebene nicht an die Oberfläche geholt hätten. Dennoch stehen die in die Collage eingegangenen milieutypischen Dispositionen auch in Zusammenhang mit der *Form*, in der dies zum Ausdruck gebracht wird. Dazu gibt es bisher nur relativ pauschale Einschätzungen, wie an den zwei eingefügten Collagenbeispielen gezeigt wird.

6.2.2.6. Feed-Back und sozialstatistischer Fragebogen

An die Präsentation der Collagen schloß sich ein Feedback an. Aufgrund des besonderen Charakters der Erhebung, in deren Verlauf sich der Befragungscharakter zunehmend in den einer Arbeitsgruppe verwandelt hatte,²⁵⁹ schien uns dies eine angemessene Form zum Beenden der Erhebung zu sein. Dabei ging es hauptsächlich darum, den Teilnehmern noch einmal Gelegenheit zu einer Rückmeldung zu geben; daneben konnten wir Hinweise auf weniger gelungene bzw. problematische Passagen der 'Werkstatt' erhalten.

Das Echo, das wir bekamen, war überwiegend sehr positiv; wir hatten auch selbst den Eindruck gewonnen, daß es den Teilnehmern Spaß gemacht hatte. Einige äußerten gar, 'die Kirche' sollte solche Veranstaltungen, in denen man ausführlich und ganz offen reden könne, häufiger organisieren. Viele zeigten sich interessiert am weiteren Fortgang der Untersuchung und erkundigten sich nach Möglichkeiten, sich über Ergebnisse zu informieren. Allerdings fiel das Feedback angesichts der fortgeschrittenen Zeit häufig relativ kurz aus. Wir erhielten nicht von allen eine Rückmeldung; möglich, daß es auch kritische Meinungen gab, die aber nicht geäußert wurden.

Den Abschluß der Erhebung bildete das Verteilen des Fragebogens mit Angaben zu den Sozialdaten der Teilnehmer (siehe Anhang), mit denen das Profil von den Teilnehmern abgerundet wird. Neben den beruflichen Tätigkeiten sind dabei die Angaben zur sozialen Herkunft für uns von besonderem Interesse; sie geben uns weitere Hinweise auf das Milieu der Teilnehmer.

²⁵⁹ Die Teilnehmer hatten das Gefühl, selbst etwas erarbeitet zu haben. Zum Teil waren sie nun richtiggehend 'aktiviert' worden und überlegten, jetzt in der Kirchengemeinde etwas 'anzuschließen'.

**“Die Kirche der Zukunft, wie ich sie mir wünsche!”
Eine ‘abstrakte’ Form, Toleranz auszudrücken**

“Mit der richtigen Lektüre können sie nicht ganz so tief sinken”



Diese Collage stammt von Männern und Frauen aus der Bildungsfraktion des ‘Liberal-Intellektuellen Milieus’. In der Mitte der Tisch, an dem alle sitzen: “Die Idee war, alle Menschen an einen Tisch zu holen. Jung, alt, egal wie skurril oder welches Ideengut sie haben.” Toleranz steht also im Mittelpunkt. Dieser idealistische Anspruch wird durch die Verbindungslinien unterstrichen: “Wir gehören zusammen, haben alle miteinander etwas zu tun, die Ideen werden gemeinsam vertreten.” Typisch für das Milieu ist auch die Reflexion darüber, daß mit kommerziellen Symbolen der Werbung für eine nicht-kommerzielle Institution geworben wird. Das sei eigentlich ein Widerspruch (“Scheiß-Werbung”) und “steht auf der Kippe zwischen Provozierendem und Ernstgemeintem”.

Die Collage ist ziemlich systematisch aufgebaut. Die Bilder sind eher klein, auch viele Textsymbole sind verwendet worden. Zusammen mit den Linien ergibt sich der Eindruck einer ‘asketischen’ Collage mit abstrakter Ästhetik. Toleranz wird vor allem auf Ideen, also auf das Denken bezogen (auch der Hinweis auf die Bedeutung der “richtigen Lektüre” unterstreicht das). Das alles entspricht durchaus dem Habitus der Bildungselite - einschließlich der Reflexion zum ‘Kommerz’.

“Die Kirche der Zukunft, wie ich sie mir wünsche!”
Eine ‘praktische’ Form, Toleranz auszudrücken

“Liebe Deine Nächste!”



Ganz anders dagegen die Collage, die von Frauen aus dem ‘Modernen Arbeitsmilieu’ stammt. Sie spricht geradezu von Lebendigkeit und ‘Wildheit’; unterstrichen wird dies noch dadurch, daß die Teilnehmerinnen die Ränder der Collage nicht gerade und ‘geordnet’ lassen wollten. Die Frauen hatten diesen ‘unangepaßten’ Eindruck auch in der Diskussion schon vermittelt. Die engagierten und kritischen Kommentare vermittelten den Eindruck, als hätten sie mit der Kirche ‘noch eine Rechnung’ offen.

Ebenso wird auch in der Collage kein Blatt vor den Mund genommen, es wird ‘Tacheles’ geredet. Auch ‘heikle’ Themen (“Liebe Deine Nächste” - Hinweis auf gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften) werden nicht umgangen oder schön geredet. Die Symbole sind deutlich, kräftig und farbig, sinnlich, zum Teil provokant. Hierzu wurde das “knöcherne” und “veraltete” Moralsystem der Kirche verurteilt. **Mordsstimmung** herrschte im übrigen auch bei der Vorstellung der Collage.

Auch diese Teilnehmerinnen wollten mit ihrer Collage Toleranz ausdrücken, aber sie zeigt sich in einer weniger ‘verkopften’ Ästhetik, sondern eher in ‘Praxis’, indem einfach Menschen in ihrer Verschiedenheit nebeneinander gestellt werden. Wenn die erste Collage als ‘asketisch-abstrakt’ bezeichnet werden kann, so sind bei dieser idealistische Themen mit hedonistisch-lustvoller Ästhetik kombiniert.

Zwar war dieser Fragebogen zu Beginn angekündigt worden. Dennoch bedeutete das Ausfüllen nun einen Bruch, denn schlagartig wurde damit die 'vergessene' Befragungssituation wieder präsent. Nachdem eine Diskussionsgruppe an dieser Stelle sehr kritisch reagiert hatte, bemühten wir uns in der Folge, diesen Teil behutsamer einzuleiten. Wir erläuterten dann, daß wir um den Bruch an dieser Stelle wußten, warben aber zugleich um Verständnis, da wir solche Angaben bräuchten, um Aussagen auch verallgemeinern zu können. Das wurde dann von den Teilnehmern besser verstanden.

Dieser sensible Punkt berührt bereits das Thema des nächsten Abschnitts, in dem das Erhebungsverfahren als Ganzes methodologisch eingeordnet und reflektiert werden soll.

6.3. Die Gruppenwerkstatt im Methodendiskurs

Eingangs dieses Abschnitts zur 'Werkstattmethode' wurde bereits darauf hingewiesen, daß es bei dem hier vorgestellten Verfahren nicht darum ging, Methoden aus der Markt-, Meinungs- und der psychologischen Forschung unreflektiert in die akademische empirische Sozialforschung zu übertragen. Ähnliche Verfahren kommen in den genannten Bereichen unter verschiedenen Bezeichnungen mehr oder weniger häufig zur Anwendung.²⁶⁰ Im anglo-amerikanischen Raum sind mit 'focus-group' solche Modelle in der Regel mit gemeint (vgl. Greenbaum 1998). Üblich ist dort - zunehmend auch bei uns - der Einsatz im Rahmen der Politikberatung.²⁶¹ Immer geht es um Gruppenerhebungen, bei denen neben oder statt Diskussionen mit unterschiedlichsten Methoden und Techniken gearbeitet wird, meist um neben der kognitiv-rationalen auch andere Seiten der Wahrnehmung und des Ausdrucks anzusprechen. Uns war bekannt, daß mit dem Einsatz solcher Techniken das Problem der Verkennung in besonderer Weise verbunden sein kann, da die offengelegten vorreflexiven, verborgenen Schemata der Akteure auch durch vorreflexive und weniger bewußte Schemata der Forschenden klassifiziert werden. Zudem haftet solchen 'von innen' kommenden Schemata noch stärker der Charakter der 'Natürlichkeit' an, so daß es besonders zu beachten galt, die *Doxa* (Bourdieu) zu reflektieren (Bekanntes *neu* sehen).

Die hier vorgestellte Methodenentwicklung und -reflexion nahm ihren Ausgang bei einem länger eingeführten Verfahren der empirischen Sozialforschung, das um verschiedene Elemente *ergänzt* wurde. Dabei ging es darum, die Leistungsfähigkeit des Gruppendiskussionsverfahrens zu erhöhen, um die Tiefendimensionen des Habitus besser analysieren und

²⁶⁰ Salcher (1995) spricht von "kreativer Gruppenexploration", Kepper (1996) nennt als Sammelbegriff "gelenkte" oder "moderierete Kreativgruppe", Bortz/Döring (1995) bevorzugen "Moderationsmethode", das Modell des SINUS-Institutes heißt "Extensive Creative Groups" (vgl. Flaig u.a. 1993, S. 197), eine andere Bezeichnung ist der schon erwähnte "Creative Workshop" des Darmstädter 'Instituts für Zielgruppenmarketing und Kommunikation' (Becker 1998).

²⁶¹ Eine besondere Form ist im übrigen das sogenannte "Sensitivity-panel" (Kepper 1996, S. 84f), bei der die gleiche Gruppe zu verschiedenen Themen immer wieder zusammengeholt wird. Dies wird nicht zuletzt deshalb gerne gemacht, weil die Gruppen zum einen relativ schnell rekrutiert werden können, zum anderen mit der Arbeitsweise schon vertraut sind. Zu fragen ist allerdings, inwieweit die Authentizität bei einer solchen Gruppe gewährleistet bleibt.

miteinbeziehen zu können. Der Gesprächsexploration sind insofern Grenzen gesetzt, als daß damit immer nur ein Teil der *gesamten inneren und äußeren Haltung*, also des Habitus, der Akteure erreicht werden kann. Hier bietet die Gruppendiskussion gegenüber dem Interview schon Vorteile, weil sie die Ebene der dynamischen Interaktion mit berücksichtigt, durch die die nach der Habitusstheorie *latenten* milieuspezifischen Wahrnehmungs- und Denkschemata besser aufgedeckt werden können. Durch das Erweitern der Gruppendiskussion um Elemente, die Zugang zu verborgenen und 'tieferen Schichten' verschaffen konnten, sollte eine bessere Exploration des Habitus und somit die Erhöhung der Validität möglich werden.

Problematisiert werden muß in diesem Zusammenhang die stärkere Strukturierung, die mit dieser Erweiterung verbunden ist. So liegt die Offenheit der Gruppendiskussion gerade "in dem gewollten Abgeben von Kontrolle über den Gesprächsverlauf" (Kepper 1996, S. 76), der nur durch einen Grundreiz (und mehr oder weniger dosiert eingestreuten weiteren Stimuli) gesteuert wird. Die genannten verschiedenen Techniken oder 'Tests' sind dagegen Eingriffe in den offenen Ablauf, d.h., sie konfrontieren die Teilnehmer bewußt mit Problemen, die für sie vielleicht gar keine sind. Die Diskussion erfährt "eine deutliche Lenkung bzw. Problemfokussierung" (ebd., S. 80). Es bestehe deshalb, so Kepper, die Gefahr, daß durch die Integration solcher Techniken "der eigentliche Charakter von Gruppendiskussionen verlorengehen kann" (ebd., S. 79f).

Mit der Methodenentwicklung und -reflexion sollte geprüft werden, inwieweit solche Verfahren für die Methodologie zur typenbildenden Mentalitätsanalyse *adaptiert*, also angepasst werden können. Dabei muß letztlich eine Abwägung getroffen werden zwischen der Offenheit und "Selbstläufigkeit" (Bohnsack) einer Gruppendiskussion und den erweiterten Explorationsmöglichkeiten durch das Eingreifen in diesen Prozeß. Bei dem hier vorgestellten Verfahren wurde Wert darauf gelegt, die Gruppendiskussion als solche unangetastet zu lassen²⁶² und zusätzlich Elemente anzufügen (daher zunächst unser Terminus 'erweiterte Gruppendiskussion'). Das Konzept leitete dadurch *stufenweise* von der Gruppendiskussion zur Arbeitsgruppe und 'Werkstatt' über, wobei mit jedem Element eine andere Ausdrucks- und Kommunikationsebene angestoßen wurde. Mit diesem behutsamen Vorgehen und dem dosierten Einsatz neuer Techniken sollte der Gefahr vorbeugt werden, eine vierstündige Gruppenerhebung zu machen, in der "ganze Batterien von einzelnen, teilweise sehr eindrucksvollen Interventionen und Verfahren auf Teilnehmer abgefeuert werden", wie Dammer/Szymkowiak (1998, S. 75) das in der Marktforschung bisweilen vermuten. Durch diesen Aufbau bildeten die intervenierenden Techniken einen eigenen erweiternden Teil, der die Gruppendiskussion als solche nicht 'stört'.

Jedoch haben auch wir die Erfahrung gemacht, daß sich der Charakter der Erhebung im Verlauf ändert. Die Teilnehmer werden von Befragten zu 'arbeitenden Experten'. Allerdings wird durch das Verteilen der Sozialdatenbögen am Schluß der Veranstaltung dieser Prozeß

262

Beispielsweise hatten wir bereits in der Studie zum Bildungurlaub, als wir mit Variationen des Konzepts begannen, die Erfahrung gemacht, daß die Diskussion eine bestimmte Dauer haben mußte, da es häufig eine gewisse Zeit braucht, bis sich die Gruppe 'warm' diskutiert hat und sich die prägnanten Punkte herauschälen.

schlagartig wieder rückgängig gemacht. Dieses Problem läßt sich bei solchen Veranstaltungen nicht vermeiden, höchstens mildern. Es tritt in ähnlicher, wenngleich etwas abgeschwächter Form, bei jeder Methode der qualitativen (selbst bei der quantitativen) Befragung auf, da es mit der besonderen sozialen Beziehung des Interviews zusammenhängt, in der der Befragte zugleich (Gesprächs-) Subjekt und (Forschungs-) Objekt ist.

Wenn wir schließlich trotzdem ein positives Fazit ziehen und dafür plädieren, die Integration von ergänzenden Elementen in das Gruppendiskussionsverfahren zu prüfen, so deshalb, weil die Befundbreite und -dichte damit erheblich gesteigert werden kann. Da der Habitus sich nicht nur kognitiv und reflexiv ausdrückt, sondern ein breites Spektrum von latenten und manifesten, bewußten und vorbewußten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata und sogar die körperliche Hexis umfaßt, muß die Habitusanalyse auch auf diese Ebenen abgestimmt sein. Mit dem Vokabular der empirischen Forschung gesprochen erhöht es also die Validität der Habitusanalyse, wenn man den Habitus auf den Ebenen anspricht, auf denen er sich ausdrückt.

Einen anderen sehr interessanten Weg für eine solche erweiterte Form der Habitusanalyse hat dabei Weiß (1999) beschritten. Zur Untersuchung von rassistischen Effekten bei antirassistischen Gruppen hat sie mit Mitgliedern von Anti-Rassismusgruppen Ganztagesveranstaltungen durchgeführt. Ausgehend von einer Gruppendiskussion haben die Teilnehmer sich dem Thema anschließend mit einem 'improvisierenden Rollenspiel' genähert. In der Analyse kann Weiß zeigen, daß sich die in der Gruppendiskussion auf der Ebene der Ideologie formulierten Vorstellungen von Rassismus und Antirassismus auf der Ebene des Habitus zu distinktiven Abgrenzungen gegenüber 'ungebildeten' Milieus der Volksklassen eignen. Empirisch wird dieser theoretische Zusammenhang am deutlichsten an der Improvisation von Rollenspielen sichtbar, in der die Gruppen die Distinktionsmöglichkeiten des eigenen Milieus "wie 'unter der Lupe'" (Weiß 1999, S. 125) darstellen. "In Rollenspielen kann eine Gruppe die soziale Welt so inszenieren, wie sie gemäß ihrer klassenspezifischen Perspektive beschaffen ist und sein sollte. Daher zeigt das [improvisierende; H. B.] Rollenspiel in erster Linie, wo die darstellende Klasse die Stärken ihres Kapitalbesitzes sieht und wie sie diese in verschiedenen Situationen einsetzt" (Weiß 1999, S. 132).

Noch etwas anders gelagert ist das Vorgehen von Volmerg u.a. (1986). Sie führten Wochenendveranstaltungen (sog. 'Forschungsseminare') mit Arbeiterinnen und Arbeitern durch, in denen diese sich auf verschiedenen Ebenen mit ihrem Arbeitsalltag auseinandersetzten (neben Gruppendiskussionen u.a. Herstellen von Wandzeitungen, Malen von Bildern, Fotodeutungen). Das sehr reichhaltige Material wird allerdings nicht habitushermeneutisch interpretiert. Zudem waren mit den Veranstaltungen auch "Selbstaufklärungsprozesse" (Volmerg u.a. 1986, S. 23) intendiert, so daß eine Nähe zur Aktionsforschung besteht.

Weiterhin konnte festgestellt werden, daß durch die gezielte Auswahl der Teilnehmer und die vertiefende Analyse möglich wird, die Fallzahl für die Typenbildung zu reduzieren. Durch eine ca. achtköpfige milieuhomogene Diskussionsgruppe kann, wie wir z.T. schon bei der Arbeit mit Gruppendiskussionen festgestellt hatten, das Spektrum bereits so weit ausgeleuchtet, daß durch weitere Erhebungen kaum neue Aspekte hinzutreten. Die intensive Explorationsform führt dazu, daß die verschiedenen Habitusdimensionen besser offengelegt und 'verstanden' werden können. Wenn die Stichprobe durch das spezielle milieuspezifische Scouting das Spektrum gut abdeckt, können weitere Erhebungen im selben (Teil-)Milieu eher verzichtbar

werden. Dies kann durch die Durchführung von Kontrollgruppen überprüft werden.

So haben wir beispielsweise gegen Ende eine Werkstattgruppe ganz bewußt milieuheterogen zusammengesetzt (Liberal-Intellektuelles Milieu, Modernes und Leistungsorientiertes Arbeitnehmersmilieu, Modernes Bürgerliches Milieu). Dabei wurden die bisherigen Erkenntnisse und die Konturen der Profile, die sich abgezeichnet hatten, bestätigt. Die Teilnehmer brachten genau die Themen in die Veranstaltung ein, die sich bereits vorher als milieutypisch herausgestellt hatten, z.B.:

- *Liberal-Intellektuelles Milieu* ('Humanisten'): Ideelle Auseinandersetzung, Austausch über 'Sinnfragen'
- *Modernes Arbeitnehmersmilieu* ('Anspruchsvolle'): emotional aufgeladenes 'zwiespältiges Verhältnis', Auseinandersetzung mit kirchlicher Autorität in 'Moralfragen'
- *Leistungsorientiertes Arbeitnehmersmilieu* ('Wohlwollend Distanzierte'): nüchternsachliches Verhältnis, kirchliche Bindung über die Passageriten

Zugleich zeigte diese 'Kontrollgruppe' auch die (von uns vorher vermuteten) Grenzen der milieuheterogenen Zusammensetzung. Die Teilnehmer finden nicht immer eine gemeinsame Wellenlänge für die gegenseitige Stimulation, die für das Offenlegen latenter Schemata wichtig ist. Eine Teilnehmerin aus dem Modernen Bürgerlichen Milieu z.B. fand im Laufe der Diskussion immer weniger Anknüpfungspunkte, weil die anderen Teilnehmer auf ihre Beiträge wenig reagierten. Sie zog sich deshalb im Verlauf der Veranstaltung mehr und mehr zurück

6.4. Auswertungs- und Präsentationskonzept

Auswertungs- und Präsentationskonzept sollen hier zusammen dargestellt werden, weil die Ergebnisse bereits frühzeitig vor dem Hintergrund ihrer Präsentation in der kircheninternen Öffentlichkeit betrachtet wurden. Das Projekt war so angelegt, daß die Ergebnisse in kirchliche Arbeitsformen umgesetzt werden können. Das setzt voraus, sie in geeigneter Weise zu transportieren und zu kommunizieren. Dieser Schritt schloß sich direkt an die Auswertung an, denn es bedeutete, die Forschungsergebnisse noch einmal zu reflektieren.

Die Auswertung ist zum einen Teil 'handwerkliche Arbeit', zum anderen Deutungsarbeit. Die handwerkliche Arbeit umfaßt eher die 'technische Seite' der Auswertung; als solche ist sie 'nachlesbar'. Die Deutungsarbeit dagegen ist Auslegung; sie muß eher 'nachvollziehbar' oder plausibel sein. Die im folgenden vorgestellten Etappen unseres Auswertungskonzeptes sollen vor allem die Schritte transparent machen, die zu den Deutungen geführt haben. Hintergrund der Deutungsarbeit ist das in den Abschnitten 3. und 4. vorgestellte Konzept der typenbildenden Mentalitätsanalyse und der auf habitushermeneutische Prinzipien gerichteten Auswertung.

Die Werkstattveranstaltungen wurden durch Videoaufnahmen protokolliert und verschriftet. Einen ersten Überblick über die Erhebungen gab das Simultanprotokoll, das der Co-Moderator verfaßt hatte (zu diesem gehörte beispielsweise bereits eine Abschrift der Metaplankarten). Die Collagen wurden abfotografiert, die Fotos so weit vergrößert, daß alle Bild- und Textsymbole darauf erkennbar waren. Aufgrund dieser ersten Einschätzungen wurden die ersten 'Werk-

stätten' für die Feinauswertung ausgewählt. Dabei wurden die Fälle zur Weiterbearbeitung an einzelne Mitarbeiter der Forschungsgruppe verteilt. Die Feinauswertung begann mit einer PC-gestützten Sichtung des Videobandes. Diese war von einer annähernd kompletten Verschriftung begleitet,²⁶³ über die zugleich eine sehr intensive inhaltliche Auseinandersetzung stattfand.

6.4.1. Von der Transkription zum Typus

Verschriftung

Die Verschriftung erfaßte durch ein bestimmtes Schema neben Sprecher und Text auch Besonderheiten in der Art des Sprechens (z.B.: 'sehr erregt'), besondere Eindrücke aus der Gruppendynamik (anhand der Videoaufzeichnung), eine Zeitleiste (um bestimmte Stellen später schnell wiederfinden zu können) und eine Spalte, in der später analytische Kommentare eingefügt werden konnten. Bei der Transkription des 'warming-ups' wurde eine Art Synopse angefertigt, so daß man 'auf einen Blick' einen guten Überblick über die Teilnehmer bekam. In der Diskussion der Collage wurden die Bild- und Textsymbole, auf die sich die Teilnehmer bezogen, in Fettschrift gekennzeichnet, um den Kontext deutlich zu machen.²⁶⁴

Diskussion des Falles

Zweiter Schritt der Auswertung war die gemeinsame Diskussion und Interpretation des Falles. Hier ging es darum, die Milieuzugehörigkeit der Teilnehmer zu analysieren (gegebenenfalls 'Subgruppen' zu identifizieren), die wichtigsten Themen der Gruppe zu reflektieren und zugleich nach (zunächst groben) Habitusdimensionen zu interpretieren.

Dazu zogen wir die Elementarkategorien zur Habitushermeneutik heran, die wir überprüften und zugleich modifizierten (Tabelle 5). Weiterentwicklungen im Vergleich zu den vor allem aus lebensgeschichtlichen Interviews herausgearbeiteten Kategorien in Tabelle 1 bilden beispielsweise die Pole 'individuell-gemeinschaftlich', 'ästhetisch-funktional' und (in Teilen) 'hierarchisch-egalitär'. Diese Neuerungen bzw. Ergänzungen ergaben sich durch die Bedingungen des spezifischen Feldes, durch die bestimmte Dimensionen mehr in den Vordergrund traten als andere. Explorationen in anderen sozialen Feldern werden vermutlich andere Betonungen ergeben.

²⁶³ Nach bestimmten Transkriptionsregeln wurden dabei auch Pausen, Betonungen, Stocken usw. berücksichtigt.

²⁶⁴ Beispiele für die Form der Verschriftung sind oben dokumentiert; nur die Spalte, die für handschriftliche Analysekommentare vorgesehen war, ist aus Platzgründen nicht mit abgedruckt.

Tabelle 5: Analytische Elementarkategorien zur Habitushermeneutik Heuristisch entwickelte Synopse zur Interpretation von Explorationswerkstätten ²⁶⁵	
<p>asketisch</p> <p>methodisch; planend; Pflicht; (Trieb-) Verzicht steht vor Lust und Genuß; diszipliniert; Selbstbeherrschung;</p>	<p>hedonistisch</p> <p>spontan; ungeplant; ungerregelt; lustbetont; Spaß; Lust und Genuß statt Pflicht und Verzicht;</p>
<p>ideell</p> <p>spirituell; metaphysisch; Neigung zur Abstrahierung von der dinglichen Realität; vergeistigt; intellektuell; idealistisch; Betonen des Anspruchs auf 'Authentizität';</p>	<p>materiell</p> <p>körperbetont; 'weltlich'; praktisch; Orientierung am konkret Faßbaren; verdinglicht; realistisch; Pragmatismus: Orientierung an Machbarkeit und Notwendigkeit;</p>
<p>hierarchisch</p> <p>autoritätsorientiert bis autoritär; Statusdenken; positive Bewertung von Ordnung und Unterordnung; häufig: Ressentiments;</p>	<p>egalitär</p> <p>partnerschaftlich; gleichberechtigt; Anspruch auf Partizipation und Mitgestaltung; "leben und leben lassen";</p>
<p>individuell</p> <p>Vorrang des Selbst vor der Gemeinschaft; Autonomie: Anspruch auf Unabhängigkeit und Selbstbestimmung ('jeder ist für sich selbst verantwortlich'); häufig Streben nach Selbstverwirklichung und Persönlichkeitsentfaltung; Neigung zu Egozentrik; abgrenzen von der 'Masse', Betonung von 'Einzigartigkeit';</p>	<p>gemeinschaftlich</p> <p>Gemeinschaft steht vor individuellen Ansprüchen; Rücksichtnahme auf Konventionen; Bereitschaft zu Kompromissen; teilweise Anpassung und Konformismus; Geselligkeit, Sicherheit, und Geborgenheit; bisweilen Anlehnung an bzw. Entlastung durch die Gemeinschaft;</p>
<p>ästhetisch</p> <p>Form steht vor Inhalt; Vorrang der Ästhetik vor Funktionalität; Distanzierung von unmittelbaren und direkten Ausdrucksformen; Stilisierung von Praktiken; Betonung des 'Schönen' und Stilvollen gegenüber Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit; Feingeschmack;</p>	<p>funktional</p> <p>Inhalt wichtiger als Form; Orientierung an Funktionalität; Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit stehen im Vordergrund; unmittelbare und direkte Ausdrucksformen herrschen vor; Notwendigkeits- oder Grobgeschmack;</p>

Zum Beispiel zeigte sich hier bei der akademischen Bildungselite schnell ein bestimmtes Muster auf der Dimension 'Ideell - Materiell' ("Konfirmation nur wegen der Geschenke, das ist doch verlogen"). Das Abwerten alles Nicht-Ideellen entspricht dem typischen Distinktionshabitus dieser Gruppen (Abgrenzen vom vermeintlichen 'Materialismus' der 'Masse'). Hinzu trat häufig eine hohe Bewertung der eigenen 'geistigen' Übereinstimmung ("Zur Kirche muß man sich positiv bekennen: 'Ja, ich will', und nicht einfach hineingeboren werden" - 'individuelle Authentizität' - Dimension 'individuell-gemeinschaftlich'). Bei der Gruppe mit den Männern des Leistungsorientierten Arbeitnehmersmilieus zeigte sich schnell das Motto

265

Entwickelt im Forschungsprojekt 'Kirche und Milieu' 1999.

'Taten statt Worte' ("Es zeichnet nicht den Christen aus, daß er jeden Sonntag in die Kirche geht, sondern wie er das Leben lebt, seinen Mitmenschen gegenüber, das ist das Entscheidende dabei"). Auch dieses Muster kann auf die Dimension 'Ideell-Materiell' bezogen werden. Für materiell stehen hier die 'Taten', also die Praxis. 'Ideelles' wird nicht ausgeklammert, sondern anders gewichtet: Das Ideelle ('der Christ') muß in den Taten (in der Praxis) sichtbar sein: 'man ist Christ, indem man lebt wie ein Christ' (und nicht nur redet wie ein Christ). Zugleich wird die Gemeinschaft betont ("seinen Mitmenschen gegenüber"). Wie sich zeigte, wird Kirche von diesen Leuten als eine Art 'Solidargemeinschaft' gesehen, der man sich verpflichtet fühlt und aus der man auch dann nicht gleich austritt, wenn man "mit dem lieben Gott manchmal so seine Probleme hat" (Dimension 'individuell-gemeinschaftlich').

Solche ersten hier nur verkürzt wiedergegebenen Grundmuster wurden zunächst in der gemeinsamen Diskussion herausgearbeitet. Anschließend übernahm ein Mitarbeiter die weitere Bearbeitung, wobei es galt, auf der Grundlage der gemeinsamen Diskussion die sich abzeichnenden Habitusmuster weiter zu entwickeln und systematisch herauszuarbeiten.

Fallanalyse

Die Fallanalyse umfaßte sechs Punkte:

- (1) *Warum diese Gruppe?* - kurze Erläuterung der konkreten Fragestellung an diese Gruppe
- (2) *Milieutypik* - auf Grundlage unserer Milieuuntersuchungen, die durch Angaben aus den Sozialdatenbögen und des 'warming-ups' spezifiziert wurden, Beschreibung der Teilnehmergruppe im Hinblick auf Milieu bzw. Milieuschwerpunkte
- (3) *Manifeste Ebene/Deskriptiver Teil* - Paraphrasierung des Transkriptes; Benennen der angesprochen Themen und der Kritikpunkte/Barrieren sowie Nähe/Motive zur Kirche?; Auflisten sich abzeichnender Möglichkeiten der Ansprache; Zitieren zentraler Aussagen
- (4) *Latente Ebene/Analytischer Teil* - Interpretation: zentrale Motive und Barrieren zu Kirche/Religion; Bezug von manifester Ebene zu Habitusebene; Heranziehen der analytischen Elementarkategorien als Deutungshintergrund; Milieuhintergrund mit einbeziehen; jede Deutung mit Zitat(en) belegen;
- (4a) *Sequenzanalytische Interpretation ausgewählter Passagen* - besonders markante oder schwierige Passagen wurden in der gesamten Projektgruppe bzw. in einer Interpretationsgruppe interpretiert
- (5) *Historische Traditionslinie* - welche Bezüge zu Alltagsmentalität, religiöser Orientierung und Kirchenbindung lassen sich zu historischen sozialen Gruppen finden²⁶⁶
- (6) *Verortung im sozialen Raum*

²⁶⁶

Grundlage hierfür waren Texte von Weber (1972, S. 245-314), Bourdieu (1971a,b) und von Bismarck (1957), in denen wir Vorläufer der von uns gefundenen Mentalitätstypen fanden und somit spezifischen Traditionslinien (Vester u.a. 2001) zuordnen konnten.

Sinn der Fallanalyse war es, zur inneren Logik des Einstellungssyndroms der Gruppe zu kommen. Die hier aufgeführten Teile lassen sich als Stufen des Prozesses verstehen, sich diesem Syndrom des Falles zu nähern. Der nächste Schritt war, von der Fallanalyse zum Typus zu gelangen.

Typus

Für die Typenbildung wurden dann andere Gruppen bzw. Teilgruppen hinzugezogen, bei denen wir aufgrund des Simultanprotokolls strukturelle oder phänomenologische Ähnlichkeiten der Habitusmuster festgestellt hatten. Dies wurde nun feinanalytisch geprüft und in die Fallanalyse mit einbezogen. Dadurch wurde der Typus um Facetten und Varianten ergänzt.

Für den Typus der Humanisten z.B. wurde relativ schnell folgendes Muster deutlich: *‘(geistige) Toleranz - Interesse an der Lösung von Lebens- und ‘Sinnfragen’²⁶⁷ - Individualität - partnerschaftlicher Dialog - Schätzen der Kirche als Trägerin der abendländischen Kultur - Distanz zu/Abwertung von nicht-ideeller kirchlich-religiöser Orientierung’*. Hinter diesem Syndrom kirchlich-religiöser Orientierung steht, wie schon erwähnt, der typische Distinktionshabitus der Bildungselite im Liberal-Intellektuellen und Konservativ-Technokratischen Milieu. Dieses Grundmuster wurde dann ergänzt durch eine Gruppe von ‘Humanisten’, die - im Gegensatz zu anderen in der Stichprobe - in einer Kirchengemeinde durch milieuentsprechende Angebote mobilisiert worden war. Für diese Gruppe spielte die Einbindung in Gemeinschaften eine wichtige Rolle, die mit der Mobilisierung für verschiedene kirchliche Arbeits- und Diskussionsformen verbunden war. Diese auch emotional hohe Bewertung gemeinschaftlicher Erfahrungen deuteten wir habitushermeneutisch so, daß die Bildungselite zu den konventionellen Vergemeinschaftungsformen der ‘Volksklassen’ (Feuerwehr, Schützenverein, Sportvereine, Heimatverein usw.) häufig insofern distanziert ist, als daß dies für sie natürlich nicht die geeigneten Foren zur Diskussion von ‘Sinnfragen’ sind. Die unter dem Dach der Kirche entstandenen Gesprächs- und Arbeitsformen (konkret waren das: Theatergruppe, Gesprächsforum zu ‘Lebensfragen’, Gruppe ‘experimenteller Gottesdienst’, offener Kreis zur reflektierenden Diskussion der Predigten, Redaktion des - sehr professionell gestalteten - Gemeindebriefs usw.) wurden für sie echte Gemeinschaften für den ‘geistigen und kulturellen Austausch’, die sie ansonsten häufig vermissen und die deswegen hoch bewertet wurden (Bismarck: “der vereinsamte Intellektuelle”, 1957, S. 25). Die Facette ‘Gemeinschaft’ erweiterte also das Syndrom der Bildungselite im kirchlich-religiösen Feld, die wir aber zugleich als Variante des gleichen Habitus interpretieren konnten.

Die Typenbildung erfolgte also aufgrund ähnlicher Habitusmuster bzw. Mentalitätssyndrome, die wir möglichst stringent aus dem empirischen Material zu entwickeln versuchten.²⁶⁸ Aus den 13 Werkstattveranstaltungen konnten wir schließlich acht Typen entwickeln, durch die nicht der gesamter Raum der sozialen Milieus abgedeckt, aber doch ein wichtiger Teil des kirchlichen Klientelfeldes überblickt werden kann. Der nächste Schritt war nun, vom Typus zur Typologie

²⁶⁷ Dies entspricht dem schon von Max Weber den Intellektuellen zugeschriebenen religiösen Bedürfnis der ‘Erlösung aus innerer Not’ (Weber 1972, S. 304).

²⁶⁸ Während Bohnsack (1997) vermutet, daß Bourdieus Habitusanalysen sich “primär (negativ) im Medium der *Distinktion*” bewegen und somit Unterscheidung und nicht Gemeinsamkeit in den Vordergrund rücken würden, wird der Habitus hier im Sinne Bourdieus als Klassenhabitus verstanden, der somit auch immer auf einer, wie wiederum Bohnsack es ausdrückt, “habituellen Übereinstimmung” (ebd., S. 208) basiert, also auf ähnlichen Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata.

zu gelangen.

6.4.2. *Typologie: Die innere Logik und die Logik des Feldes - Profile kirchlicher Zielgruppen in historischen Traditionslinien*

Wie schon erwähnt, dienten die Fallanalysen dazu, sich der inneren Logik des Falles bzw. des Typus systematisch zu nähern, indem wir z.B. die Potentiale von Nähe, Distanz, Kritik, Ansprechbarkeit usw. aus dem Material herausarbeiteten. Dieses 'technische' Vorgehen war auch insofern gerechtfertigt, als daß es darum ging, das Material erst einmal zu *durchdringen*. Zugleich wurde aber klar, daß jeder Typus seine eigene innere Logik hat, die sich nur bedingt durch ein schematisches Vorgehen erschließt. Das Syndrom ist nicht nur ein 'zufälliges' Zusammentreffen bestimmter Merkmale, das sich durch das Auflisten von 'Nähe', 'Kritik', 'Möglichkeiten der Ansprache' ausdrücken läßt. Zum 'Leben erweckt' wird das Syndrom erst, wenn man den Typus *entlang der inneren Logik* entwickelt. Wir stellten fest, daß jeder Typus zentrale milieutypische 'Reibeflächen' im Verhältnis zur Kirche hat, um die herum sich die anderen 'Merkmale' logisch aufbauen. Das soll an fünf Beispielen aus unserer Typologie ausführlicher entwickelt werden.²⁶⁹

<i>Humanisten</i>	<i>Auseinandersetzen mit den 'alten Geistlichen' - 'Toleranz, Dialog'</i>
<i>Anspruchsvolle</i>	<i>Eigenverantwortung und christliche Ethik - 'zweispältiges Verhältnis'</i>
<i>Alltagschristen</i>	<i>Distanz zur reinen Geistlichkeit - 'Kirche soll auf uns zugehen'</i>
<i>Kirchenchristen</i>	<i>äußere Stabilisierung - 'wir wollen sonntags das Wort Gottes hören'</i>
<i>Rebellen</i>	<i>lebensphasentypische Verunsicherung - 'das ist alles so verschlüsselt'</i>

Dazu wird an einigen Stellen an Max Webers 'Typen religiöser Vergemeinschaftung' angeknüpft (vgl. Abschnitt 2.3.1.), um die *historischen Traditionslinien der sozialen Gruppen* (Vester u.a. 2001) nachzuzeichnen, in denen die in der Studie 'Kirche und Milieu' herausgearbeiteten Typen stehen.²⁷⁰ Die sozialen Milieus befinden sich, damals wie heute, in einer bestimmten Konstellation, die sich aus der dynamischen Auseinandersetzung auf den drei Dimensionen (Herrschaft, Differenzierung, Zeit) des sozialen Raumes ergibt. Die innere Logik der sozialen Milieus steht in Zusammenhang mit der Logik des sozialen Gesamttraumes. Die Kirche als religiöse Institution ist in diesem plaziert. Da die von uns ermittelten Typen die *feldspezifische Ausprägung* der Alltagsmentalitäten der sozialen Milieus sind, steht die innere Logik der Typen in Zusammenhang mit der Logik des kirchlich-religiösen Feldes; die Milieus setzen sich mit dem zur Zeit existierenden Kräfteverhältnissen des Feldes auseinander und richten sich, entsprechend der ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen und Dispositionen, *daran und darauf aus*.

²⁶⁹ Eine ausführlichere Diskussion und Darstellung der Typologie befindet sich in Bremer u.a. 1999. Sie ist dort noch nicht für alle Typen abschließend dargestellt. Die vollständige und ausführliche Ausarbeitung ist in Vorbereitung.

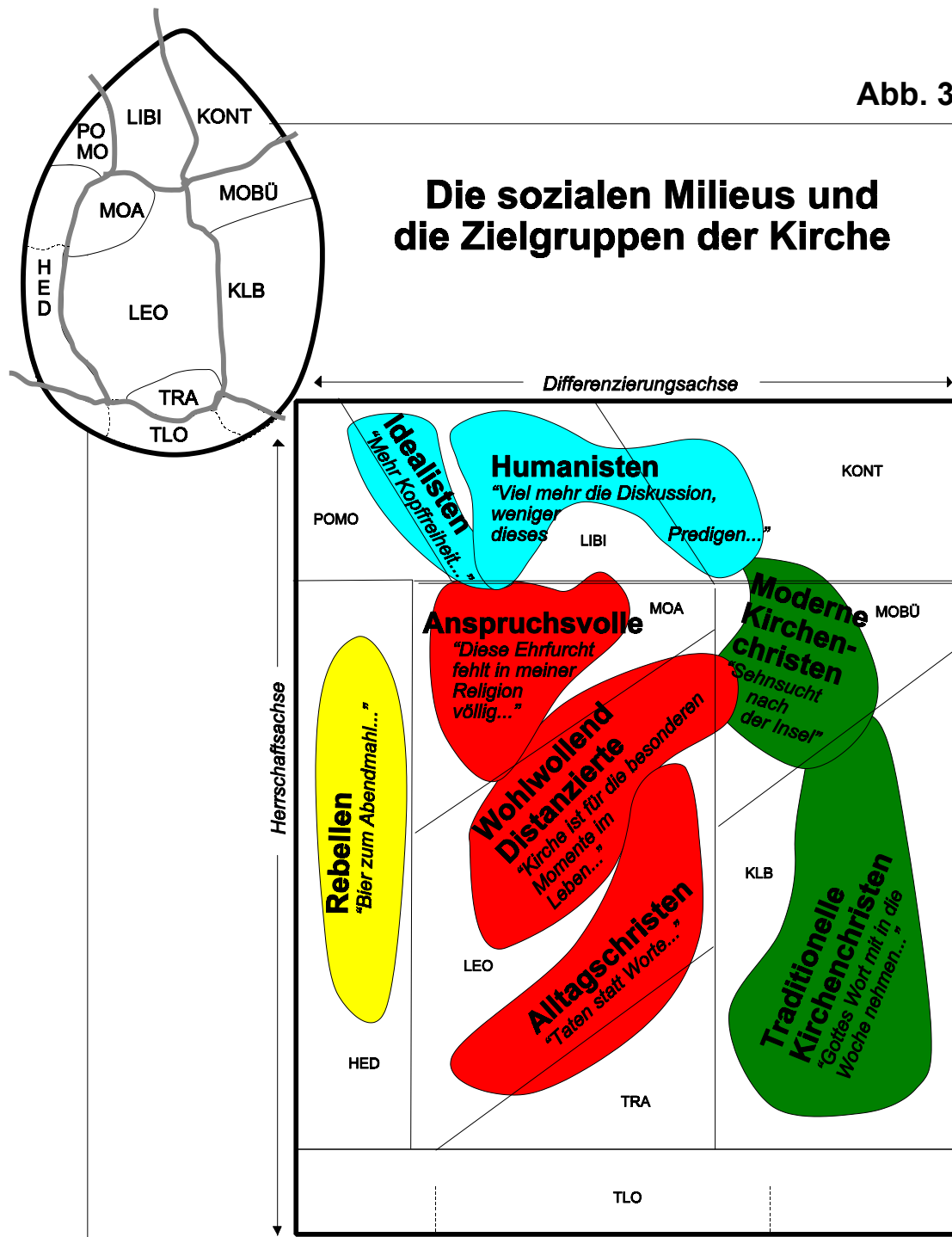
²⁷⁰ Die vollständige Darstellung dieser Traditionslinien findet sich in der in Vorbereitung befindlichen Veröffentlichung zur Studie 'Kirche und Milieu'.

- ◆ Hinter der Auseinandersetzung zwischen *Humanisten* und Kirche steht die Auseinandersetzung um *legitime Formen von Religion*, was Bourdieu bereits für die Zeit der ausgehenden 1970er Jahre mit der Konkurrenz von 'neuen Geistlichen' - er zählt dazu vor allem die "Professionellen der psychosomatischen Heilung", Ärzte, Lehrer für Gymnastik, Ausdruck und fernöstliche Sportarten, Psychologen und Psychoanalytiker - mit "dem Geistlichen alten Schlags" beschrieben hat (vgl. Bourdieu 1992c, S. 235; vgl. Abschnitt 2.3.2. dieses Beitrags). Es ist vor allem eine Auseinandersetzung innerhalb der sozialen Milieus der Oberklasse. Inwieweit die Forderung nach Toleranz und Dialog dabei tatsächlich für eine umfassend stärker eigenverantwortliche Auslegung gegenüber einer stärker autoritären steht, müßte noch überprüft werden. Nach unten zumindest grenzen sich diese Gruppen durch die Betonung des 'Geistigen' und das Ausblenden, die Distanz oder auch die Abwertung nichtgeistiger kirchlich-religiöser Orientierungen ab (konventionelle, gesellige, materielle usw.).
Das religiöse Bedürfnis der Intellektuellen sah Max Weber in der "Erlösung von innerer Not", dem Leben und Kosmos einen einheitlichen Sinn geben zu wollen (Weber 1972, S. 307f). Bestimmten Teilen der Bildungsschichten sagte Weber die Nähe zu einer "Erleuchtungs-Mystik" nach. Ihre "Lebensführung des Nichts-als-Intellektuellen" geht einher mit der starken "Deklassierung des Naturhaften, Körperlichen, Sinnlichen, als (...) einer Versuchung der Ablenkung von diesem spezifischen Heilsweg" (Weber 1972, S. 307).
Der Gegensatz 'ideell-materiell' kann dabei zum weichen oder harten Herrschaftsmittel werden. Aussagen wie "moderne Kirchenlieder sind so *oberflächlich*", "Konfirmation nur wegen der Geschenke, das ist *verlogen*", "Weihnachten rennen dann alle hin, das ist *scheinheilig*" usw. vermitteln nach unten vor allem: *Es gibt Dinge, die haben in der Kirche (eigentlich) nichts zu suchen.*
- ◆ Bei den Milieus der Mitte sind geistig-ideelle und materiell-praktische Orientierungen seit jeher in verschiedener Weise miteinander vermischt. Die *Alltagschristen* beispielsweise spüren, daß ihre weltlich-praktische Interpretation von Christ-Sein (die im Grunde ur-evangelisch ist) nicht oder nur bedingt als legitime Form von Christlichkeit akzeptiert wird (in Titulierungen wie 'Taufscheinchristen' bspw. schwingt latent eine solche Abwertung als 'Christen zweiter Klasse' mit). Sie distanzieren sich auf ihre Weise von der 'reinen' Geistlichkeit (sinngemäß: 'Reden kann man viel, es kommt drauf an, was man tut'), die ihrer Mentalität nicht entspricht. Zugleich erwarten sie aber eine Anerkennung ihrer 'Frömmigkeitsform' (vgl. Daiber/Lukatis 1991) durch die Geistlichkeit: der Pastor soll eben "nicht nur von der Kanzel predigen" und warten, daß die Leute zu ihm bzw. zur Kirche kommen, sondern muß selbst "auf die Leute zugehen". Gegenüber den 'Kirchenchristen' grenzen sie sich ab durch ihre stärker intrinsische, also verinnerlichte und daher eigenverantwortlichere Orientierung an christlichen Werten, die der ständigen rituellen Bestärkung durch Gottesdienstbesuche weniger bedarf. Besonders kritisch sehen sie Formen von Christlichkeit, die ihrer Vorstellung von Authentizität ("Wenn ich immer ordentlich abrechne, dann hab' ich doch auch was Ordentliches getan" - Einheit von Wort und Tat) nicht entsprechen: "Sonntags in die Kirche gehen und montags die Kunden übers Ohr hauen".

- ♦ Die *Anspruchsvollen* vertreten ihre Vorstellung von Christlichkeit in selbstbewußter Form. Zwischen Körperlichkeit und Geistigkeit sehen sie keinen Widerspruch (“Dualismus von ‘Fleisch’ und ‘Geist’”, Weber 1972, S. 310). Sie arbeiten sich aber vor allem am Autoritätsanspruch der Kirche ab. Der legitimen Religion setzen sie ihre eigenen Interpretationen entgegen, die sie sich nicht verbieten lassen wollen (“Kirche kommt mir immer so vor, daß man diese Respektsperson sehen muß, und diese Ehrfurcht, die fehlt in meiner Religion völlig”, “der Gott, den ich mir vorstelle...”). Zugleich schätzen sie aber die christlichen Werte, für die die Kirche ebenfalls steht. Diese ambivalente Beziehung macht ihr Verhältnis zur Kirche häufig so “zwiespältig”. Sie verkörpern einen modernen Typus von *Laienintellektualität* und in gewisser Weise auch von *Laienreligiosität*, den schon Max Weber in seiner Religionssoziologie herausgearbeitet hat (1972, 308ff). Er hat damit, wie in Abschnitt 2.3.1. beschrieben, schon sehr früh darauf hingewiesen, daß es schon immer in den Volksklassen (kleinbürgerliche und plebejische) intellektuelle und religiöse Orientierungen gab, die sich abseits der Gelehrtenschulen quasi ‘autodidaktisch’ ihren eigenen Reim auf die Welt machten.²⁷¹ Dieser ‘Laienintellektualismus’, ist von den Vertretern des professionellen Intellektualismus der “sozial und ökonomisch versorgten Klassen” (Weber 1972, S. 308) zumeist als ‘illegitim’ (‘Halbbildung’) abgewertet, bisweilen sogar bekämpft worden: “Wie kann der Bauer, der Schmied, der Töpfer die ‘Weisheit’ haben, die nur Muße zum Nachdenken und zur Hingabe an das Studium zu erschließen vermag” (Weber 1972, S. 309). Ein ähnliches Muster von Auseinandersetzung und Abgrenzung ist auch hier bei den ‘Anspruchsvollen’ zu erkennen. Das Moderne Arbeitnehmersmilieu, dem dieser Typus zuzuordnen sind, hat von den Bildungsöffnungen profitiert und dadurch gewissermaßen den Laienintellektualismus auf eine neue Stufe gebracht. Zur reinen ‘Vergeistigung’ der klassischen Intellektuellen besteht dabei nach wie vor Distanz (vgl. Teiwes-Kügler in Bremer u.a. 1999, S. 235-249).

271

“Die am Rande des Existenzminimums stehenden, meist nur mit einer subaltern geltenden Bildung ausgerüsteten **kleinen Beamten und Kleinpründer** aller Zeiten, die **nicht zu den privilegierten Schichten gehörigen Schriftkundigen**, in Zeiten, wo das Schreiben ein Spezialberuf war, die **Elementarlehrer aller Art**, die wandernden **Sänger, Vorleser, Rezitatoren** und **ähnliche freie proletarische Berufe** gehören dazu. Vor allem aber: **die autodidaktische Intelligenz der negativ privilegierten Schichten**, wie sie in der Gegenwart in Europa im Osten am klassischsten die **russische proletarische Bauernintelligenz**, außerdem im Westen die **sozialistische und anarchistische Proletarierintelligenz** repräsentiert, zu deren Beispiel aber (...) auch die berühmte Bibelfestigkeit der **holländischen Bauern** (...), diejenige der **kleinbürgerlichen Puritaner Englands**, ebenso aber diejenige der **religiös interessierten Handwerksgesellen** aller Zeiten und Völker, vor allem und wiederum in ganz klassischer Art die **jüdischen Frommen** (...) gehören” (Weber 1972, S. 308, Hervorhebungen H.B.).



Legende (Westdeutschland/Zahlen von 1995):

- | | |
|--|---|
| LIBI: Liberal-Intellektuelles Milieu (10%) | HED: Hedonistisches Milieu (11%) |
| KONT: Konservativ-Technokr. Milieu (10%) | LEO: Leistungsorient. Arbeitnehmersmilieu (18%) |
| POMO: Postmodernes Milieu (5%) | KLB: Kleinbürgerliches Milieu (15%) |
| MOA: Modernes Arbeitnehmersmilieu (7%) | TRA: Traditionelles Arbeitnehmersmilieu (5%) |
| MOBÜ: Modernes Bürgerliches Milieu (8%) | TLO: Traditionsloses Arbeitnehmersmilieu (11%) |

Alltagschristen und *Anspruchsvolle* gehören einem Milieustammbaum an, der vom Christentum vertretene ethische Werte verinnerlicht hat, diesen Werten oder Idealen aber nicht alles unterordnet. Auch Lebensgenuß, Spontaneität, Ausgelassenheit, Konsum, Körperlichkeit usw. haben im Leben ihren Platz und ihre Zeit (Realitätsprinzip), ohne daß dem ein Makel von 'Sünde' anhaften muß. "Ich kreide der Kirche das schlechte Gewissen an. Wenn man etwas tut, was vielleicht nicht ganz richtig ist, muß man sich sofort schuldig fühlen, das wird doch gepredigt, und das nehm' ich der Kirche übel", äußerte in diesem Sinne eine Frau aus dem Modernen Arbeitnehmermilieu. Man kann also sagen, daß diese Gruppen mit der 'Strenge' der protestantischen Ethik (Weber 1988) alltags-taugliche Kompromisse gemacht haben. Insofern handelt es sich um *Varianten* der protestantischen Ethik (vgl. Bremer u.a. 1999, S. 73f). Für die Zügelung des Lebensgenusses benötigen sie aber keinen äußeren Druck, da sie auf ihre innere Stimme hören.

- ♦ Die *Kirchenchristen* sind am ehesten für die hierarchische Ordnung, wie sie vor allem von der alten Geistlichkeit verkörpert wird, empfänglich. Sie erwarten von der Kirche eine Stärkung ihrer ethischen Werte von außen ("man geht in die Kirche, um Orientierung für seinen Glauben zu bekommen, daß man was mit nach Hause nehmen kann, wovon man die ganze Woche wieder leben kann"). Das entlastet auch davon, selber für alle Geschicke des Lebens verantwortlich zu sein. Das Leben ist für diese Menschen (wie für alle anderen) auch gekennzeichnet von unverständlichen, ungerechten, sinnlosen und widersprüchlichen Dingen, bei deren Bewältigung sie nicht alleine gelassen sein wollen ("damit komme ich nicht zurecht"). Sie vertrauen darauf, daß die Kirche ihnen dabei hilft und *Sinn stiftet*, wo sie selbst keinen sehen können (Theodizee). Neuere Entwicklungen in der Geistlichkeit, etwa wenn es zu 'Liberalisierungen' vor dem Hintergrund der oben beschriebenen Konkurrenz zwischen 'neuen' und 'alten' Geistlichen kommt, stehen sie dann skeptisch gegenüber, wenn die 'Toleranz' (z.B. die Auffassung 'moderner' Pastoren, das geschriebene Wort in der Bibel stärker symbolisch zu verstehen) dazu führt, daß sie sich allein gelassen fühlen ("da hilft es, daß da eben auch Gottes Wort ist, und da erhofft man sich natürlich als Laie, daß das am Sonntag in der Kirche zu hören ist"). Für Modernisierungen und Liberalisierungen sind sie nur begrenzt offen. Eine zu stark pluralisierte Kirche, in der jeder sich selbst seine Religion 'bastelt', ist für sie deshalb kaum vorstellbar und löst Verunsicherungen aus.

Historisch ist dieser Typus der Teil des Kleinbürgertums (im Sinne Webers) gewesen, der seit jeher sehr stark auf den kleinbürgerlichen Intellektualismus orientiert war. Im Gegensatz zum 'plebejischen' Intellektualismus war dieser eher in eine hierarchische Ordnung eingebunden. Er entstand besonders rund um schriftgelehrte Mönche und Priester bzw. "mönchsartig organisierte Kreise" (Weber 1972, S. 304), die nicht zu den versorgten Bildungsschichten gehörten und Kontakt zu den 'ungebildeten' Volksklassen hatten. Als 'Lehrende' predigten sie eine Art 'buchstabentreue' Bibelauslegung und "ethisch-rigoristische" (Weber 1972, S. 308) Lebensführung. Auf Resonanz stieß diese Form bei allen Gruppen, die stark in hierarchisch-patriarchalischen Strukturen lebten; die Befolgung religiöser Normen wird darin von außen als gottgefällig sanktioniert (vgl. auch Weber 1972, S. 341f).

- ♦ Die *'scheinbaren Rebellen'* schließlich sind altersentsprechend in einer Phase, in der sie sich von allen Autoritäten ('fremde Sinnstiftungen') abnabeln und ihren eigenen Weg finden wollen und müssen. Dazu gehört, daß sie vieles Althergebrachte in Frage stellen und Erklärungen fordern. Die Kirche erleben sie häufig als ein 'Buch mit sieben Siegeln' ("alles so verschlüsselt"). Sie rebellieren und provozieren ("Bier zum Abendmahl"), wenn sie das Gefühl haben, daß von ihnen vor allem äußerliche Anpassungsleistungen erwartet und sie reglementiert werden, während sie mit ihren Fragen nicht ernst genommen werden ("Fremdes Terrain mach unsicher, außer, man kann sich sofort anpassen").

Für diesen 'Lebensphasentypus' gibt es kein direktes historisches Vorbild, weil dieses Milieu erst mit der enormen Ausdehnung der adoleszenten und postadolszenten Übergangsphase in den vergangenen Jahrzehnten entstanden ist. Die Enge der Lebensverhältnisse hat in früheren Zeiten stärkere Zwänge ausgeübt, denen sich die jungen Leute kaum entziehen konnten. Heute müssen die Mentalitäten auf die veränderten gesellschaftlichen Bedingungen eingestellt werden. Die jungen Leute müssen dabei die eigenen Dispositionen - ihre 'Stärken' und 'Schwächen', das was ihnen 'liegt' - erst noch entdecken. Das war früher in den Zeiten stärkerer Zwänge gar nicht gefragt. Dieses 'Entdecken' birgt Chancen und Risiken, 'Hochgefühle' und Enttäuschungen wechseln sich ab - insgesamt eine sehr schwierige Lebensphase mit widersprüchlichen Erfahrungen. In diese Dynamik der Lebensbedingungen junger Leute muß die Kirche sich plazieren, z.B. indem sie die jungen Leute partnerschaftlich begleitet. Diese gemeinsame Erfahrung der "Generationenlagerung" (Mannheim) bringt Jugendliche aus unterschiedlichen sozialen Milieus in *homologe Situationen*, so daß soziale Differenzen in dieser Zeit bisweilen stark überlagert werden.

Diese Feldzusammenhänge wurden uns erst allmählich klar. Je mehr die Fallanalysen und Typen vergleichend und vor dem Hintergrund des sozialen Raumes betrachtet wurden, desto stärker bekamen wir den Eindruck, daß sich der ganze 'Sinn des Spiels' (Bourdieu) erst offenbarte, wenn das Feld - zuerst implizit, dann explizit - mitgedacht wurde. Dieser Teil der Auswertung ließ sich auch nicht durch ein vorher konstruiertes Schema vollständig bestimmen, sondern es war Ergebnis eines (Diskussions-) Prozesses. Für das *Verstehen und Erklären* war die Reflexion der eigenen Perspektiven wichtig, um der Gefahr der Verkennung vorzubeugen. Das Korrektiv der Forschungsgruppe ermöglichte eine kontrollierte Hermeneutik. Die Feld- oder Objektkonstruktion erledigt sich, so auch Bourdieu, weder "mit einem Schlag, mit einer Art theoretischem Inauguralakt", noch dadurch, daß man das empirische Programm wie einen vorab entworfenen "Plan" abarbeitet: "Sie ist eine langwierige Arbeit, die allmählich vonstatten geht" (Bourdieu/Wacquant 1996, S. 261).²⁷² Je mehr sich dabei die Strukturen des Feldes für uns abzeichneten, desto leichter fiel uns die Typenbildung.

272

Zur Konstruktion des Feldes, die wir hier ansatzweise begannen, bemerkt Bourdieu an anderer Stelle: "Um das Feld zu konstruieren, muß man die Formen des spezifischen Kapitals bestimmen, die in ihm wirksam sind, und um diese Formen des spezifischen Kapitals zu konstruieren, muß man die spezifische Logik des Feldes kennen. Im Forschungsprozeß selber bedeutet das ein ständiges, schwieriges und langwieriges Hin und Her" (Bourdieu/Wacquant 1996, S. 139).

6.4.3. Das Verkennungsproblem und der 'zweite Blick'

Die oben skizzierten Überlegungen standen dann implizit im Hintergrund, als eine geeignete Präsentations- und Darstellungsform für die Ergebnisse entwickelt werden mußte. Wir verwendeten für die Darstellung der Mentalitätstypen des qualitativen Projektteils den Terminus 'Profile'.²⁷³ Jedes Profil war formal relativ gleich aufgebaut (Milieucharakteristik, Fragestellung für die 'Auftraggeber', das Profil selbst, Zusammenfassung, spiegelstrichartige Merkmalsauflistung strukturiert nach Milieu, Beziehung zur Kirche, Anspruchsmöglichkeiten). Das wesentliche war allerdings der inhaltliche Faden, der sich durch das Profil zieht.

Problematisch kann bei der Darstellung sein, daß viele Aussagen aus den Erhebungen nicht originär neu sind. Ähnliche oder gleiche Kommentare zur Kirche fallen ständig; viele Kirchenvertreter haben die meisten Kommentare in irgendeinem Kontext schon einmal gehört.²⁷⁴ Es geht also im Grunde darum, darzustellen, was das *Neue an einer bekannten Sache ist*.

Neu ist in diesem Sinne, daß die Aussagen und Kommentare von uns in einen anderen Kontext gestellt werden, in die Logik eines Mentalitäts- oder Habitusyndroms. Es wurde Wert darauf gelegt, die innere Logik eines Typus zu *transportieren*, warum seine (möglicherweise bekannte) Beziehung zur Kirche so ist, wie sie ist, und daß sie so, wie sie ist, aus der subjektiven Sicht der Milieus auch 'in Ordnung' ist. Denn ebenso, wie die Frage nach "richtigen" oder "falschen" Mentalitäten "logisch unerlaubt" ist (Geiger 1987 [1932], S. 78), gibt es aus der mentalitätssoziologischen Perspektive auch keine 'richtigen' oder 'falschen' kirchlich-religiösen Orientierungen. Die milieutypischen Orientierungen im kirchlich-religiösen Feld sollten verstehbar werden (etwa nach dem Motto: "Ich kenne diese Leute - aber so habe ich die noch nie gesehen"). Da die herausgearbeiteten Orientierungen, die Erwartungen, Motive und Barrieren, nicht an der Oberfläche, sondern in den Mentalitäten verwurzelt sind, sollte die Kirche nicht dazu verleitet werden, die Milieus 'rezeptartig' (im Sinne von Marketingrezepten oder Werbestrategien) als Zielgruppen anzusprechen, sondern sie sollte ermuntert werden, mit ihnen auf der Basis ihrer spezifischen Beziehung bzw. Disposition zur Kirche zu arbeiten und *sich neu zu arrangieren*.

In der Außendarstellung wurde deshalb unter dem Motto 'Bekanntes neu sehen' mit der Metapher des 'ersten' und 'zweiten Blicks' gearbeitet. Wir zielten damit darauf, die Reflexion eingefahrener binnenkirchlicher Perspektiven auf soziale Gruppen, die immer mit der eigenen Position im sozialen Raum zu tun haben, zu fördern. Praktisch bedeutete das, die Auswertungsergebnisse so darzustellen, daß dem Leser, um mit Bourdieu zu sprechen, "eine verstehende Lektüre" ermöglicht wird, die es ihm erlaubt, "den Äußerungen, die er lesen wird, jenen Blick entgegenzubringen, der dem Befragten gerecht wird" (Bourdieu u.a. 1997, S. 800f). Darauf wird im abschließenden Abschnitt 7. noch einmal resümierend geblickt.

²⁷³ Bei den feiner differenzierten Submilieus des von Gisela Wiebke bearbeiteten quantitativen Projektteils, die eher die allgemeine kirchliche Orientierung der sozialen Milieus beschrieben, sprachen wir dann von 'Steckbriefen' (vgl. Bremer u.a. 1999, S. 46ff).

²⁷⁴ Häufig ist dann bei Präsentationen die Frage nach dem, was an den Befunden neu sei.

7. Zusammenfassung:

Verstehen und Erklären und die Leistungsfähigkeit der Verfahren

Ausgangspunkt dieses Beitrags waren zwei Studien, die an den Mobilisierungsproblemen großer gesellschaftlicher Institutionen ansetzten. Orientierung und Handeln der Akteure im Feld der gewerkschaftlichen Erwachsenenbildung und im kirchlich-religiösen Feld konnten durch bisherige Forschungen nicht mehr hinreichend beschrieben und erklärt werden. Unklar war vor allem, welchen Regeln das Handeln der Akteure folgte. Zumeist wurde den Akteuren aufgrund ihrer sozialen oder ökonomischen Position eine bestimmte 'angemessene' Orientierung zugeschrieben oder man ging davon aus, daß der Zugang zum Feld mehr oder weniger 'frei' von den Akteuren 'gewählt' wird. Zunehmend war es damit schwieriger geworden, zu befriedigenden und plausiblen Prognosen über das Handeln der Akteure zu kommen.

Verstehen und Erklären

Die von uns durchgeführten und hier näher reflektierten Untersuchungen haben dieses Problem auf neuartige Weise untersucht. Sie gingen davon aus, daß alle Akteure über erworbene und auf gesellschaftliche Teilungsprinzipien zurückgehende komplexe Verhaltensrepertoires verfügen, mit denen sie die Anforderungen des Alltags gewohnheitsmäßig bewältigen (Habitus bzw. Mentalität). Das Handeln bzw. die Ausrichtung in einem bestimmten sozialen Feld ist eng mit dieser alltäglichen Lebensführung verbunden. Habitus und Mentalität lassen sich nach diesem Ansatz nicht aus *einer* Dimension (wie berufliche Stellung oder ökonomische Situation) herleiten, sondern beruhen auf einer umfassenden Einbindung der Akteure in soziale, ökonomische und gesellschaftliche Zusammenhänge, die sich als soziales Milieu verstehen lassen.

Die nach diesem Konzept gebildeten feldspezifischen Typen schwingen auf der gleichen 'Wellenlänge'. Sie sind durch eine ähnliche Mentalität miteinander verbunden und finden sich aufgrund der damit verbundenen ähnlichen moralischen und geschmacklichen Neigungen, die "nur höchst bruchstückhaft dem Bewußtsein zugänglich sind" (Bourdieu 1982, S. 283), in sozialen Zusammenhängen. Soziale Praxisfelder wie 'Bildung' oder 'Kirche' sind gesellschaftliche Orte, die Treffpunkte für solche sozialen Zusammenhänge sein können.

Ziel der Studien war es, dem Postulat von Weber (1972, S. 9) entsprechend, zu *Typenbildungen* zu kommen, die die vieldimensionalen Muster der alltäglichen Lebensführung, also der Mentalität bzw. des Habitus, mit einbeziehen; dadurch sollten die Regeln des Handelns der Akteure im Feld aufgedeckt werden. Ein Vorbild für eine überzeugende Typenbildung hat Weber selbst für das religiöse Feld geliefert, die wiederum von Bourdieu interpretiert und mit einem theoretischen Boden versehen wurde. Mit diesem Ansatz gelang es schließlich bei beiden Studien, die Probleme des Bindungsverlustes in ein anderes Licht zu stellen, indem das Verhältnis der Akteure zu den Institutionen und deren Angeboten und Arbeitsformen aus der Perspektive ihrer Alltagspraxis beleuchtet wurde. Dadurch gelangt man zu Einschätzungen, die den Akteuren insgesamt besser gerecht werden. Die 'Ideale' oder Normen, an denen sie zumeist gemessen werden, lassen sich mit dieser Vorgehensweise ebenfalls auf bestimmte soziale Gruppen beziehen. Indem sie im sozialen Raum lokalisiert werden können, verlieren sie

ihren scheinbar 'freischwebenden' und universalistischen Charakter.²⁷⁵ Es handelt sich demnach um nicht genügend reflektierte Kulturschranken, die beispielsweise zwischen Elitemilieus und den praktischen Milieus bestehen und die darauf beruhen, daß die soziale Wahrnehmung immer von einem bestimmten Ort im sozialen Raum aus erfolgt. Insofern sind die Perspektiven der Milieus aufeinander und auf ihre Praxis in den spezifischen sozialen Feldern systematisch verzerrt. Diese Verzerrungen führen leicht zu Verkennungen, d.h., daß die Praxis der Akteure mit den spontanen und alltäglichen Schemata wahrgenommen und darin nur das 'erkannt' wird, was vom eigenen sozialen Ort aus zu sehen ist und plausibel erscheint. Auf diese Weise werden - wie bei einer 'self fulfilling prophecy' - zumeist die bekannten Bilder von den Akteuren bestätigt. Durch einen systematischen Wechsel der Perspektiven können diese Verzerrungen zwar nicht ausgeschaltet, aber besser reflektiert und dadurch relativiert werden,²⁷⁶ so daß *Bekanntes neu gesehen* werden kann.²⁷⁷

In den Studien mußten die Verzerrungen und Verkennungen auf mehreren Ebenen beachtet werden: bei den vorbereitenden Feldexplorationen (Expertengespräche), bei der Durchführung und Interpretation der Gruppenwerkstätten (Transkripte, Videobänder, Collagen), bei der Vermittlung der Ergebnisse an Vertreter der Institutionen. Dieser Prozeß ließ sich *zum einen* nicht individuell bewältigen, sondern erforderte das Zusammenarbeiten in einer Gruppe, so daß individuelle Verkennungen relativiert werden konnten. *Zum anderen* erforderte es hohe Anforderungen an die Qualifikation der Mitarbeitenden in der Forschungsgruppe, die bereits über eine gute Kenntnis milieutypischer Verkennungsformen verfügen und von den eigenen Wahrnehmungen und Verkennungen abstrahieren mußten. Diese *kontrollierte Reflexion* des Forschungsprozesses sollte dazu führen, vom 'Verkennen' zum 'Erkennen' und somit zum *Verstehen und Erklären* zu gelangen.

Methodologische Entwicklung

Die neuartige theoretische Herangehensweise erforderte auch ein spezielles empirisches Vorgehen, d.h. die Entwicklung geeigneter Verfahren und gesicherter Methoden. Dieser Weg wurde in diesem Beitrag nachgezeichnet und näher expliziert. Umfassende Untersuchungen zu Habitus- und Milieuanalyse (wie z.B. Bourdieu 1982 oder Vester u.a. 1993/2001) liefern

²⁷⁵ So fordert Bourdieu eine "radikal historizistische" Beantwortung der Frage nach "der Vernunft bzw. der Normen", wenn er fragt: "Wer hat Interesse am Universellen? (...) Welche gesellschaftlichen Bedingungen müssen erfüllt sein, damit bestimmte Akteure sich fürs Universelle interessieren? Wie bilden sich spezifische Felder, 'Spiele', dergestalt, daß Akteure in Verfolgung ureigenster Interessen zur Schaffung von Universellem beitragen (Beispiel Wissenschaftsfeld)? Oder Felder, innerhalb deren sich Akteure aufgerufen fühlen, als Hüter und Verteidiger des universellen aufzutreten (...)? Kurz und bündig: In bestimmten Feldern, zu einem bestimmten historischen Moment und für eine bestimmte Dauer (...) finden sich Akteure mit einem Interesse am Universellen" (Bourdieu 1992e, S. 43f). Vgl. auch Vester u.a. 1993, S. 82ff.

²⁷⁶ Der Habitus kann, wie Bourdieu sagt, "unter Kontrolle gebracht" werden (Bourdieu 1989, S. 407).

²⁷⁷ Bourdieu drückt das oft mit den Begriffen Doxa (der "gewohnheitsmäßigen Verwurzelung mit der alltäglichen Ordnung des Ungefragten und Selbstverständlichen", 1982, S. 668), Allodoxia (den "Formen trügerischen Erkennens" (ebd., S. 722) und Orthodoxie aus und spricht vom "Bruch der Doxa" (1982, S. 668).

einen Überblick über die 'Grundtypen' von Habitus- bzw. Mentalitätsgruppen, aus denen aber die Orientierung in einem spezifischen sozialen Feld zu einer bestimmten historischen Situation nicht abgeleitet werden kann. Diese muß *neu* und deshalb mit qualitativen Methoden untersucht werden, weil nur damit die Mentalitätstypen im Feld *gefunden* werden können. Aufgrund der komplexen und vieldimensionalen Struktur des Habitus sind solche Methoden mit relativ großem Aufwand verbunden und erfordern große Ressourcen, so daß sie oft auf Einzelfälle beschränkt bleiben. Für die Typenbildung in den beiden Untersuchungen, auf die hier Bezug genommen wurde, mußte aber eine gewisse Fallzahl erreicht werden, um einen Typus finden, hinreichend beschreiben und den historischen Traditionslinien zuordnen zu können. Als Erfahrungsregel galt hier eine Zahl von 20 bis 30 Fällen pro Typus.

Um diese Fallzahlen innerhalb der knapp kalkulierten Forschungsprojekte zu erreichen wurde von Interviewverfahren auf Gruppenverfahren umgestellt. War der Anlaß für diesen Wechsel zunächst vor allem von solchen forschungspragmatischen Gründen geleitet, so zeigte sich im weiteren, daß die Ermittlung habitustypischer Feldorientierungen durch Gruppenverfahren gegenüber den Einzelexplorationen sogar Vorteile hat.

Der Habitus drückt sich nicht nur auf einer offenkundigen, bewußten und kognitiv gesteuerten Ebene aus, sondern umfaßt ein komplexes Repertoire von gedanklichen, gefühlten, geschmacklichen, verbalen/nonverbalen und weiteren Klassifizierungsdimensionen und -ebenen bis hin zur Ebene der körperlichen Hexis. In der gesamten Haltung der Akteure finden sich explizite und implizite Klassifizierungen, die auf gesellschaftlichen Teilungsprinzipien basieren und *entschlüsselt* werden müssen. Diese unterschiedlichen 'Mentalitätsschichten' sind mit der Interviewform nur eingeschränkt zu explorieren; vornehmlich können damit die manifesten Seiten der Mentalität, durch narrative Stimuli auch Teile der verdeckten Schemata offengelegt werden. Durch die Integration weiterer spezieller Techniken wie Assoziationen kann dieses Spektrum zwar erweitert werden. Gruppenverfahren haben demgegenüber allerdings einen weiteren Vorteil.

Durch die interpersonelle Interaktion und Kommunikation stimulieren sich die Akteure gegenseitig und bringen damit die verdeckten Schichten des Habitus, d.h. die latenten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata besser zur Aufdeckung. Während das Interview auf die Dynamik von Befragtem und Interviewer fixiert ist (wodurch der Effekt des Antwortens nach sozialer Erwünschtheit immer zu beachten ist), entfaltet sich in der Gruppe eine eigene Dynamik unter den Teilnehmern, die der Alltagskommunikation der Akteure näher ist als die Interviewsituation (vgl. Pollock 1955). Zudem lassen sich diese Effekte durch das Integrieren weiterer gezielter Reize und Techniken, wie ich in Tabelle 6 darstelle, erheblich erweitern und dabei auf Einzel-, Gruppen- und Teilgruppenebene ausrichten.²⁷⁸

²⁷⁸

So wird beispielsweise mit der Collagenarbeit ein ganzes Bündel von Bearbeitungs- und Ausdrucksweisen angesprochen: Einzel-, Kleingruppen-, Großgruppenarbeit; bildlich, verbal, ästhetisch, assoziativ, reflektiert usw; durch das Agieren der Teilnehmer wird sogar die körperliche Hexis bedingt mit einbezogen.

Tabelle 6: Ausdrucks- und Explorationsebenen des Habitus

Habitusdimensionen - bzw. 'Schichten' (Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata)	Explorationsebene bzw. -technik	empirisches Verfahren
<i>offenkundig</i> (rational, kognitiv, reflexiv, bewußt, verbal...)	<ul style="list-style-type: none"> ● Interview ● Diskussion ● Metaplan-Technik 	<ul style="list-style-type: none"> ● Lebensgeschichtliches Interview ● Themenzentriertes Interview ● Gruppendiskussion ● Werkstatt
<i>verborgen</i> (emotional, vorreflexiv, vor- bewußt, intuitiv, non- verbal...)	<ul style="list-style-type: none"> ● narrative Stimuli ● interaktive Stimulation ● Gruppendynamik ● projektive, expressive und kreative Techniken (Assoziationen, Collagen, Rollenspiel...) 	<ul style="list-style-type: none"> ● Interviews (narrative Stimuli, projektive Techniken nur sehr eingeschränkt) ● Gruppendiskussion (vor allem: Interaktion, Gruppendynamik) ● Werkstatt
<i>körperlich (Hexis)</i> (Haltung, Mimik, Gestik...)	<ul style="list-style-type: none"> ● Assoziationen ● Metaplan-Technik (körperliche Bewegung) ● Videoanalyse ● Rollenspiel²⁷⁹ 	<ul style="list-style-type: none"> ● Gruppendiskussion und Interviews nur bedingt ● Werkstatt

In der Übersicht sind Habitusdimensionen (offenkundige und verborgene Schichten werden auch durch die Mentalität umfaßt, die allerdings nicht das Körperliche - die äußere Haltung - mit umschließt) und die Möglichkeiten, diese gezielt anzusprechen, unterschieden. Die Körperhaltung kann durch die Videodokumentation mit einbezogen werden, durch bestimmte Reize auch zusätzlich angesprochen werden. Die rechte Spalte zeigt, wie sich die verschiedenen Explorationstechniken in empirische Verfahren einbinden lassen. Das Werkstattverfahren bietet dabei Vorteile, weil es durch seine ausgedehnte und mehrstufige Anlage die Möglichkeit bietet, ein relativ breites Spektrum an Explorationsformen zu integrieren (zu den Grenzen dieser Einbindung verschiedener Techniken vgl. Abschnitt 6.3.). Die Einschränkungen für Interviewverfahren liegen vor allem darin, daß durch sie die für den Feldzugang wichtige Interaktion nicht berücksichtigt werden kann.

Die 'ganzheitliche' Konzeption des Habitus ermöglicht bzw. *erzwingt* zudem, im Zugang der Akteure zu einem spezifischen sozialen Feld einen mit der alltäglichen Lebensführung zusammenhängenden Ausschnitt aus dem *gesamten* Verhaltensrepertoire zu sehen. Wie jemand zur gewerkschaftlichen Erwachsenenbildung bzw. zu Kirche und Religion steht, ist also eng verknüpft mit seiner praktischen Alltagsbewältigung. Eine genaue habitushermeneutische Interpretation ermöglicht es, in den Zugängen zu sozialen Feldern die *typische Form* zu sehen,

279

Vgl. Weiß 1999.

in denen sich ein bestimmter Habitus in diesem Feld ausdrückt und entfaltet.²⁸⁰ Da uns die Grundtypen der Habitusformen (Bourdieu 1982, Vester u.a. 1993/2001; vgl. Abbildung 1) bekannt sind, können wir somit in Gruppenverfahren Feldzugänge den sozialen Milieus und ihren Traditionslinien zuordnen (vgl. Abbildungen 2 und 3), ohne die milieutypische Alltagspraxis explizit zu explorieren.

Die Akteure bringen also im Interview bzw. in einer Diskussion die *Dispositionen* ihres Habitus zum Feld zur Entfaltung. In dem Maße, wie die Teilnehmer einer Gruppenerhebung zum selben sozialen Milieu gehören, desto mehr lassen sich ihre Beiträge als die *verschiedenen Facetten desselben Zugangs* zum Feld sehen. Dabei führt die Interaktion dazu, daß die Akteure sich gegenseitig stimulieren und somit in der Gruppenexploration *selbst* auf die entscheidenden 'Knackpunkte' ihrer Beziehung zum Feld zusteuern. Die Konturen der milieutypischen Feldbeziehung werden somit schneller, d.h. durch weniger Fälle sichtbar. Durch die Erweiterung auf andere, gezielt angesprochene Schichten des Habitus, werden diese zentralen Punkte auf verschiedenen Ebenen ermittelt; sie ergänzen sich also zu einem Gesamtbild, das ein tieferes und umfassenderes Verständnis der habitustypischen Orientierung im Feld ermöglicht. Während wir im Projekt 'Bildungsurlaub' aus einer Stichprobe von 102 Fällen vier Typen (plus einen Untertyp) bilden konnten, gelang es uns im Projekt 'Kirche und Milieu', aus einer Stichprobe von 92 Fällen acht Typen zu finden (die allerdings unterschiedlich dicht exploriert wurden). Möglich war dies durch ein gezieltes Milieusscouting sowie die vertiefte Erhebungsform.

Leistungsfähigkeit der Verfahren

Die einzelnen in diesem Beitrag vorgestellten Verfahren der Mentalitätsanalyse können nun auf ihre Leistungsfähigkeit hin betrachtet und verglichen werden.

Mit dem Lebensgeschichtlichen Interview läßt sich das gesamte Mentalitätssyndrom in der Breite und in seiner Genese gut analysieren; damit verbunden ist zugleich vertiefte theoretische Arbeit. Der Zugang zu den Feldern wird dabei nur ausschnittshaft, in dem Maße, wie er im Verlauf der Biographie Bedeutung erlangt, exploriert. Durch die narrative Gesprächsform kommen implizite Klassifizierungen zum Ausdruck, so daß neben den offenkundigen auch Teile der verdeckten Habitus-schemata eingefangen werden können. Durch den ergänzenden Einsatz bestimmter weiterer Techniken (von denen sich allerdings nicht alle für das Verfahren eignen), bestehen Möglichkeiten der Erweiterung. Durch den umfangreichen Erhebungs-(ca. 90 bis 120 Minuten) und Auswertungsumfang (mehrere Wochen pro Interview) lassen sich zumeist aber nur relativ geringe Fallzahlen erreichen, so daß auch den Möglichkeiten der Typenbildung Grenzen gesetzt sind.

²⁸⁰

In Zusammenhang mit dem Wandel des Habitus formuliert Bourdieu dazu: "Der Habitus realisiert, aktualisiert sich lediglich *in der Beziehung* zu einem Feld" (Bourdieu 1989, S. 406, Hervorhebung im Original).

Tabelle 7: Methoden der Mentalitätsanalyse und ihre Leistungsfähigkeit

Instrument	Leistungsfähigkeit für die Analyse von Habitusyndrom sowie Orientierung und Handeln im Feld	Leistungsfähigkeit für die Analyse von Habitus schemata	Leistungsfähigkeit für die Typenbildung
Lebensgeschichtliches Interview	<ul style="list-style-type: none"> ● Analyse des Gesamtsyndroms (theoretische Arbeit) ● Genese des Habitus/der Mentalität ● ausschnitthafte Feldorientierung 	<ul style="list-style-type: none"> ● Aufdecken einfacher Habitusdimensionen ● komplexe Habitusdimensionen begrenzt 	<ul style="list-style-type: none"> ● durch sehr hohen Erhebungs- und Auswertungsaufwand nur bedingt für Typenbildung geeignet (geringe Fallzahlen)
Themenzentriertes Interview	<ul style="list-style-type: none"> ● Analyse zentraler Bereiche der Alltagspraxis (Gesamtsyndrom) ● umfangreiche Feldorientierung 	<ul style="list-style-type: none"> ● überwiegend Aufdecken einfacher Habitusdimensionen ● komplexe Habitusdimensionen nur begrenzt 	<ul style="list-style-type: none"> ● durch gezielte Exploration besser für Typenbildung in Feldern geeignet als Lebensgeschichtliches Interview (höhere Fallzahlen), aber immer noch relativ aufwendig
Gruppendiskussionsverfahren	<ul style="list-style-type: none"> ● umfangreiche Feldorientierung ● da Scouten von Akteuren mit ähnlicher Alltagspraxis (Milieu) Gesamtsyndrom nur als habitustypischer 'Stempel' im Feld 	<ul style="list-style-type: none"> ● Aufdecken einfacher Habitusdimensionen ● durch interpersonelle Interaktion der Akteure erweitertes Aufdecken von Habitusdimensionen 	<ul style="list-style-type: none"> ● durch gezieltes Scouten von Milieus theoretisch vorstrukturierte und vorverlagerte Typenbildung ● durch interpersonelle Interaktion (gegenseitiges Stimulieren führt zu beschleunigtem Aufdecken der Schemata) kann sich die nötige Fallzahl reduzieren ● dadurch rationelle Typenbildung für Felder möglich
Gruppenwerkstatt ('Mehrstufige Explorationswerkstatt')	<ul style="list-style-type: none"> ● umfassende Feldorientierung ● ausschnitthafte Exploration der Alltagspraxis durch 'warming-up' ● ansonsten durch Scouten von Akteuren mit ähnlicher Alltagspraxis (Milieus) Gesamtsyndrom nur als habitustypischer Stempel im Feld 	<ul style="list-style-type: none"> ● Aufdecken einfacher Habitusdimensionen ● durch interpersonelle Interaktion der Akteure erweitertes Aufdecken von Habitusdimensionen ● durch mehrstufige Exploration vertieftes Aufdecken komplexer Habitusdimensionen 	<ul style="list-style-type: none"> ● durch gezieltes Scouten von Milieus theoretisch vorstrukturierte Typenbildung ● durch interpersonelle Interaktion und mehrstufige vertiefte Exploration (Entdecken der typischen Feldorientierungen und -barrieren auf verschiedenen Ebenen) mögliche Reduktion der nötigen Fallzahl ● sehr valide Typenbildung ● durch umfassende Vorbereitung und zeitlichen Umfang relativ aufwendig

In Teilen trifft auf das Themenzentrierte Interview gleiches zu wie auf das Biographische. Statt der gesamten Breite der sozialen Erfahrungen werden allerdings nur die zentralen Bereiche der Alltagsbewältigung exploriert. Daneben kann die Feldorientierung umfangreich untersucht werden. Die narrativen Passagen sowie der begrenzte Einsatz weiterer Explorationsformen wie Assoziationstests ermöglichen ebenfalls neben der Berücksichtigung einfacher auch das begrenzte Miteinbeziehen komplexer Habitusdimensionen. Da die ganze Breite und Genese des Mentalitätssyndroms nicht berücksichtigt werden, fließen in die Mentalitätsanalyse auf der Basis Themenzentrierter Interviews Kenntnisse über Grundmuster und Entstehung von Habitusyndromen ein. Gegenüber dem Lebensgeschichtlichen Interview können aufgrund der komprimierten Erhebung (ca. 60 bis 80 Minuten) deutlich höhere Fallzahlen erreicht werden, so daß die Typenbildung besser möglich ist.

Mit dem Gruppendiskussionsverfahren wird ein anderer Weg eingeschlagen. Die Alltagspraxis selbst, in denen sich die Mentalität der Akteure zeigt, wird gar nicht mehr zum Thema gemacht (allerdings ließe sich ein 'warming-up' wie bei der Werkstattmethode beschrieben integrieren). Durch das Bemühen, Akteure mit ähnlichem Habitus (also ähnlichen Prinzipien der Alltagsbewältigung) für die Diskussionen zu rekrutieren, wird die Milieu- und Mentalitätsanalyse in gewisser Weise nach vorn, vor die Erhebung verlegt, indem die Auswahl der Teilnehmer sehr bewußt und systematisch erfolgt. Zudem zeigen sich die in der Alltagspraxis herausgebildeten Habitusmuster auch im Zugang zum Feld und können durch spezielle abstrahierende Interpretation entschlüsselt werden. In der Gruppendiskussion kann somit die milieutypische bzw. "informelle Gruppenmeinung" (Mangold) ermittelt werden. Durch die Berücksichtigung der kommunikativen Strukturen werden zudem die verborgenen Schemata der Akteure stärker angesprochen und aufgedeckt als das bei Einzelexplorationen der Fall ist (vgl. oben). Die 'Milieunähe' der Teilnehmer unterstützt diesen Prozeß, weil die einzelnen Beiträge bei den anderen Teilnehmern ihre Resonanzböden finden und es zu einer gegenseitigen Stimulierung kommt. Die interaktive Selbststeuerung führt die Akteure zu den für den Feldzugang entscheidenden Motiven und Barrieren, hinter denen sich die momentanen Kraftlinien des Feldes verbergen. Durch diese Konzeption, theoretische Vorüberlegungen und spezielle habitushermeneutische Entschlüsselung, kann die Typenbildung für die Orientierung in Feldern wesentlich rationeller erfolgen. Durch das milieubezogene Scouting ist die Typenbildung bereits vorstrukturiert, da theoretisch begründet ist, daß der Feldzugang nach Milieu und Habitus unterschiedlich ist. Es geht dann 'nur' noch um die milieutypische Ausprägung der Feldorientierung. Allerdings erfordert dieses Vorgehen bereits eine gute Kenntnis und Interpretation der Habitusformen und stellt somit erhöhte Anforderungen an die Qualifikation und Ausbildung der Forschenden.

Mit dem Werkstattverfahren wird dieser eingeschlagene Weg erweitert. In der Untersuchung 'Kirche und Milieu' wurde das Milieuscouting durch stärkere Differenzierung der standardisierten Daten der 'Milieulandkarte' verfeinert und durch intensive Feldrecherchen systematisiert, so daß auch die Typenbildung noch stärker vorstrukturiert war. Durch das speziell konzipierte 'warming-up' konnten zusätzlich Eindrücke vom Milieuhintergrund gewonnen werden. Vor allem aber wurde die Erhebung so erweitert, daß die gezielte Ansprache von Habituschichten möglich wurde, die der Gesprächs- und Diskussionsebene ansonsten verborgen sind. Man

‘vertieft’ sich *stufenweise* gemeinsam immer mehr in das Thema. Dadurch können andere Seiten der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata der Akteure aufgedeckt werden. Die interaktiven Prozesse, die für das Gruppendiskussionsverfahren gelten, treffen also auf das Werkstattverfahren genauso zu und werden zusätzlich auf andere Ausdrucksformen ausgedehnt. Indem man den milieutypischen Zugang zum Feld *mehrstufig*, auf verschiedenen Dimensionen, in den Blick nimmt, wird die Feldorientierung *umfassender* ermittelt. Somit wird auch die Typenbildung besonders *valide*. Milieuhomogene Werkstattgruppen, interaktive Selbststeuerung und mehrstufige Exploration ermöglichen daher eine Typenbildung mit *geringerer Fallzahl*. Allerdings wird der Erhebungs- und Auswertungsaufwand durch diese Erweiterung wieder erhöht. Für die valide und rationale Typenbildung mit diesem Verfahren müssen deshalb Erkenntnisse der Habitus- und der Hermeneutik konsequent angewandt werden.

Zudem müssen, wie in Abschnitt 6.3. diskutiert, Erweiterungen des Gruppendiskussionsverfahrens dahingehend reflektiert werden, inwiefern Strukturierung und Interventionen die Offenheit der Erhebungssituation beeinflussen und somit den typischen und wichtigen Charakter qualitativer Verfahren zunichte machen. Die Teilnehmer sollen die Möglichkeit bekommen, ihre Perspektive auf das Thema zu entwickeln und zu formulieren und nicht zu Statisten (‘Objekten’) im “Moderationsfeuerwerk” (Dammer/Szymkowiak 1998, S. 76) werden. Gefragt ist also eine behutsame und sorgsame Methodenentwicklung und -reflexion. Die Vorzüge der Gruppenverfahren treten dabei vor allem zutage, wenn es um Zugänge und Orientierungen für soziale Praxisfelder geht, für die schon in der Untersuchung des Frankfurter Instituts für Sozialforschung (Pollock 1955) eine größere Alltagsnähe von Gruppenerhebungen zur Meinungsbildung der Akteure gezeigt wurde. Dagegen können durch Einzelexplorationen die spezifischen Balancen der Alltagsbewältigung herausgearbeitet werden.

Die Chancen der erweiterten Methoden wie des mehrstufigen Werkstattverfahrens liegen darin, daß die Schemata des Habitus auf den Ebenen angesprochen und gefunden werden können, auf denen sie sich ausdrücken.

Verzeichnis der Tabellen

Tabelle 1:	Analytische Elementarkategorien zur Habitushermeneutik - Heuristisch entwickelte Synopse zur Interpretation von lebensgeschichtlichen Interviews	56
Tabelle 2:	Stichprobe der Pilotstudie 'Bildungsurlaub'	65
Tabelle 3:	Zusammensetzung der Stichprobe für die Gruppendiskussionen	77
Tabelle 4:	Projekt 'Kirche und Milieu' - Stichprobe des qualitativen Projektteils	93
Tabelle 5:	Analytische Elementarkategorien zur Habitushermeneutik - Heuristisch entwickelte Synopse zur Interpretation von Explorationswerkstätten	122
Tabelle 6:	Ausdrucks- und Explorationsebenen des Habitus	135
Tabelle 7:	Methoden der Mentalitätsanalyse und ihre Leistungsfähigkeit	137

Verzeichnis der Abbildungen

Abbildung 1:	Die Milieus der alltäglichen Lebensführung im sozialen Raum Westdeutschlands 1995	45
Abbildung 2:	Lage der Zielgruppen von 'Arbeit und Leben' und der 'klassischen' Bildungsmilieus im Raum der Sozialen Milieus (Westdeutschland 1995)	86
Abbildung 3:	Die sozialen Milieus und die Zielgruppen der Kirche	128

Literatur

- Adorno, Theodor W./Frenkel-Brunswick, Else/Levinson, Daniel J./Sanford, R. Nevitt 1973[1950]**, Studien zum autoritären Charakter, Frankfurt/M.
- Beck, Ulrich 1986**, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M.
- Beck, Friedrich-Karl/Steckel-Ebert, Karin 1995**, "Es darf auch etwas herauskommen". Moderationsmethode in Konferenzen, Workshops und Unterricht, in: Pädagogik, 6/95, S. 23-25
- Becker, Ulrich 1998**, Creative Workshops - ein sensibles Erhebungs- und Analysekonzept (Ms.), Darmstadt
- Behnke, Cornelia 1997**, "Frauen sind wie andere Planeten". Das Geschlechterverhältnis aus männlicher Sicht, Frankfurt/M.-New York
- Behnke, Cornelia/Meuser, Michael 1999**, Geschlechterforschung und qualitative Methoden, Opladen
- Behnken, Imbke 1984**, Jugendbiographie und Handlungsforschung (Bd. II: Gruppendiskussion als Methode zur Rekonstruktion der Lebenswelt von Lehrlingen), Frankfurt/M.
- Bildungsvereinigung ARBEIT UND LEBEN Niedersachsen e.V. 1995/1996**, Jahresberichte '94 und '95, Hannover
- Bismarck, Klaus von 1957**, Kirche und Gemeinde in soziologischer Sicht, in: Zeitschrift für Evangelische Ethik, 1/1957, S. 17-30
- Bohnsack, Ralf 1999**, Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung (3. Auflage), Opladen
- Bohnsack, Ralf 1998**, Milieu als konjunktiver Erfahrungsraum. Eine dynamische Konzeption von Milieu in empirischer Analyse, in: Matthiesen, Ulf (Hg.) 1998, Die Räume der Milieus. Neue Tendenzen in der sozial- und raumwissenschaftlichen Milieuforschung, in der Stadt- und Raumplanung, Berlin, S. 119-132
- Bohnsack, Ralf 1997**, Dokumentarische Methode, in: Hitzler, Ronald/Honer, Anne (Hg.) 1997, Opladen, S. 191-212
- Bohnsack, Ralf 1989**, Generation, Milieu und Geschlecht. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen, Opladen
- Bortz, Jürgen/Döring, Nicola 1995**, Forschungsmethoden und Evaluation, Berlin/ Heidelberg/New York
- Bourdieu, Pierre 1997 [1985]**, Zur Genese der Begriffe Habitus und Feld, in: ders., Der Tote packt den Lebenden, Hamburg, S. 59-78
- Bourdieu, Pierre 1992a**, Die verborgenen Mechanismus der Macht (herausgegeben von Margareta Steinrücke), Hamburg 1992
- Bourdieu, Pierre 1992b**, Die feinen Unterschiede, in: ders. 1992a, Hamburg, S. 31-48
- Bourdieu, Pierre 1992c**, Die Auflösung des Religiösen, in: ders., Rede und Antwort, Frankfurt/M., S. 231-237
- Bourdieu, Pierre 1992d**, Soziologie des Glaubens und der Glaube des Soziologen, in: ders., Rede und Antwort, Frankfurt/M., S. 224-230
- Bourdieu, Pierre 1992e**, "Fieldwork in Philosophy", in: ders., Rede und Antwort, Frankfurt/M., S. 15-49
- Bourdieu, Pierre 1989**, Antworten auf einige Einwände, in: Eder, Klaus (Hg.) 1989, Frankfurt/M., S. 395-410

- Bourdieu, Pierre 1987**, Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre 1985**, Sozialer Raum und 'Klassen'. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre 1983**, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Kreckel, Reinhard (Hg.), Soziale Ungleichheiten, Göttingen, S. 183-198
- Bourdieu, Pierre 1982** [1979], Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre 1976**, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre 1971a**, Une interprétation de la théorie de la religion selon Max Weber, in: Archives Européennes de Sociologie, XII, S. 3-21 (unveröffentlichtes Manuskript der deutschen Übersetzung, 17 Seiten)
- Bourdieu, Pierre 1971b**, Genese und Struktur des religiösen Feldes, in: Revue française de Sociologie, XII, S. 195-334 (unveröffentlichtes Manuskript der deutschen Übersetzung, 49 Seiten)
- Bourdieu, Pierre 1970**, Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre u.a. 1997**, Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J.D. 1996**, Reflexive Anthropologie, Frankfurt/M.
- Bremer, Helmut 1999a**, Soziale Milieus und Bildungsurlaub. Angebote, Motivationen und Barrieren der Teilnahme am Angebot von 'Arbeit und Leben Niedersachsen e.V.', Hannover (agis Texte Band 22)
- Bremer, Helmut 1999b**, Von der Milieuverengung zu neuen Arrangements. Eine Studie zu den Zielgruppen der Kirche, in: agis-info Nr. 9, Hannover, S. 1-6
- Bremer, Helmut 1995**, Habituszüge im Generationenwandel. Möglichkeiten und Grenzen von Mentalitätsveränderungen am Beispiel eines biographischen Tandeminterviews (Mutter und Tochter) aus dem württembergischen Handwerksmilieu (sozialwissenschaftliche Diplomarbeit, zwei Bände), Hannover
- Bremer, Helmut/Vester, Michael/Teiwes-Kügler, Christel/Wiebke, Gisela 1999**, Das Forschungsprojekt "Kirche und Milieu", in: Vögele, Wolfgang/Vester, Michael (Hg.) 1999, Rehburg-Loccum, S. 36-265
- Bremer, Helmut/Lange, Andrea 1997**, "Inhaltlich muß was rüberkommen" oder "'N Bißchen Bildung ist okay?". Mentalitäten und politische Weiterbildung am Beispiel des Bildungsurlaubs, in: Geiling, Heiko (Hg.) 1997, Hannover
- Brockmann, Gerhard/Schmidt, Hans P./Stoodt, Dieter/Veidt, Gerhard 1975**, Kirche im Übergang von der traditionellen zur Lerngesellschaft, in: Matthes 1975a, S. 223 - 254
- Brödel, Rainer (Hg.) 1997**, Erwachsenenbildung in der Moderne. Diagnosen, Ansätze, Konsequenzen, Opladen
- Clarke, John/Hall, Stuart u.a 1979**, Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen, Frankfurt/M.
- Claußen, Bernhard 1990**, Politisches Lernen angesichts der Veränderungen von System und Lebenswelt, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.), Umbrüche in der Industriegesellschaft. Herausforderungen für die politische Bildung, Bonn (Schriftenreihe Bd. 284)
- Coenen-Marx, Cornelia 1996**, Kirchenmitgliedschaft zwischen Zugehörigkeit und Beteiligung,

in: Pastoraltheologie 85, S. 86 - 101

Cuipke, Paul/Reichling, Norbert 1994, Politische Erwachsenenbildung als Ort öffentlicher Verständigung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B45-46/94, S. 13-21

Dahm, Karl-Wilhelm 1975, Verbundenheit mit der Volkskirche: Verschiedenartige Motive - Eindeutige Konsequenzen?, in: Matthes, Joachim (Hg.) 1975a, S. 113-160

Daiber, Karl-Fritz/Lukatis, Ingrid 1991, Bibelfrömmigkeit als Gestalt gelebter Religion, Bielefeld

Daiber, Karl-Fritz/Luckmann, Thomas (Hg.) 1983, Religion in den Gegenwartsströmungen der deutschen Soziologie, München

Dammer, Ingo/Szymkowiak, Frank 1998, Die Gruppendiskussion in der Marktforschung. Grundlagen - Moderation - Auswertung. Ein Praxisleitfaden, Opladen

DER SPIEGEL 1992, Nur noch jeder Vierte ein Christ. SPIEGEL-Umfrage: Was glauben die Deutschen?, Heft 25, S. 36 - 57

Diekmann, Andreas 1995, Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen, Hamburg

Durkheim, Émile 1988 [1893], Über soziale Arbeitsteilung, Frankfurt/M.

Durkheim, Émile 1981 [1912], Die elementaren Formen des religiösen Lebens, Frankfurt/M.

Durkheim, Émile 1961 [1895], Die Regeln der soziologischen Methode, Neuwied/Berlin

Ebertz, Michael N. 1997a, Kirche im Gegenwind. Zum Umbruch der religiösen Landschaft, Freiburg i.Br.

Ebertz, Michael N. 1997b, Forschungsbericht zur Religionssoziologie, in: International Journal of Practical Theology 1.1997, 2., S. 268 - 301

Ebertz, Michael N. 1996, Religion ja - Kirche nein. Jeder seine eigene Sekte?, Akademie-Referate, H. 40, Vallendar

Ebertz, Micheal N./Schultheis, Franz 1986, Einleitung: Populäre Religiosität, in: dies. (Hg.), Volksfrömmigkeit in Europa. Beiträge zur Soziologie populärer Religiosität in 14 Ländern, München, S. 11 - 52

Eder, Klaus (Hg.) 1989, Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Theoretische und empirische Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie, Frankfurt/M.

Engelhardt, Klaus/Loewenich, Hermann von/Steinacker, Peter (Hg.) 1997, Fremde Heimat Kirche. Die dritte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh

Erikson, Erik H. 1988, Der vollständige Lebenszyklus, Frankfurt/M.

Erikson, Erik H. 1965, Die acht Phasen des Menschen, in: ders., Kindheit und Gesellschaft, Stuttgart, S. 241-264

Feige, Andreas 1990, Kirchenmitgliedschaft in der Bundesrepublik Deutschland: zentrale Perspektiven empirischer Forschungsarbeiten im problemgeschichtlichen Kontext der deutschen Religions- und Kirchensoziologie nach 1945, Gütersloh

Flaig, Berthold/Meyer, Thomas/Ueltzhöffer, Jörg 1993, Alltagsästhetik und politische Kultur. Zur ästhetischen Dimension politischer Bildung und politischer Kommunikation, Bonn

Flick, Uwe 1995, Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften, Reinbeck

Friebel, Harry u.a. 1993, Weiterbildungsmarkt und Lebenszusammenhang, Bad Heilbrunn/Obb. (Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung)

Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.) 1993 [verantw.: Thomas Meyer], Lernen für Demokratie.

Politische Weiterbildung für eine Gesellschaft im Wandel, 4 Bde., Bonn

Friedrichs, Jürgen 1982, Methoden empirischer Sozialforschung, Opladen

Fuchs, Werner 1987, Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Hamburg

Gabriel, Karl (Hg.) 1996, Religiöse Individualisierung oder Säkularisierung. Biographie und Gruppe als Bezugspunkte moderner Religiosität, Gütersloh

Gabriel, Karl 1983, Religionssoziologie als "Soziologie des Christentums", in: Daiber/Luckmann (Hg.) 1983, S. 182-198

Gardemin, Daniel 1998, Mentalitäten der "neuen Mitte". Forschungsbericht, Hannover (agis)

Gardemin, Daniel 1995, Rückwanderung und Habitus in einer brandenburger Handwerkerfamilie: Interpretation eines Zwei-Generationeninterviews, Diplomarbeit an der Universität Hannover

Gardemin, Daniel/Bremer, Helmut u.a. 1997, Beruf, Herkunft und Handlungsmotivationen hannoverscher Friseurinnen und Friseure, Hannover (unveröffentlichte Manuskripte aus der Lehrveranstaltung 'Einführung in qualitative Verfahren der empirischen Sozialforschung: Lebensgeschichtliche Interviews zur Erforschung sozialer Milieus und Mentalitäten', Universität Hannover, Institut für Politische Wissenschaft, Wintersemester 1995 bis Sommersemester 1997)

Gardemin, Daniel/Bremer, Helmut u.a. 1996 [erstmalig: Lange, Andrea u.a. 1992], Lesebuch mit Materialien für die Lehrveranstaltung: Einführung in qualitative Verfahren der empirischen Sozialforschung: Lebensgeschichtliche Interviews zur Erforschung sozialer Milieus und Mentalitäten, Hannover (in Zusammenarbeit mit Andrea Lange-Vester)

Garz, Detlef (Hg.) 1994, Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik, Frankfurt/M.

Geiger, Theodor 1987 [1932], Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage, Stuttgart

Geiling, Heiko (Hg.) 1997, Integration und Ausgrenzung. Forschungen zum gesellschaftlichen Strukturwandel, Hannover 1997

Geiling, Heiko 1996, Das andere Hannover. Jugendkultur zwischen Rebellion und Integration in der Großstadt, Hannover

Geiling, Heiko 1990, Hartenholm 1988 - Woodstock des traditionslosen Arbeitermilieus. Ein Beitrag zur modernen Arbeiterkultur am Beispiel der "Werner"-Comics von Brösel, in: Gardemin/Bremer u.a. 1996, S. A55-A66

Glaser, B.G./Strauss, A.L. 1967, The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research, New York

Gottschall, Arnulf 1995, Die wichtigsten Techniken der Moderationsmethode, in: Pädagogik, 6/95, S. 8-13

Grathoff, Richard 1989, Milieus und Lebenswelt. Einführung in die phänomenologische Soziologie und die sozialphänomenologische Forschung, Frankfurt/M.

Greenbaum, Thomas L. 1998, The Handbook for Focus Group Research, Thousand Oaks/London/New Dehli

Habermas, Jürgen/Friedeburg, Ludwig von/Oehler, Christoph/Weltz, Friedrich 1961, Student und Politik. Eine soziologische Untersuchung zum politischen Bewußtsein von Frankfurter Studenten, Neuwied

- Hanselmann, Johannes/Hild, Helmut/Lohse, Eduard (Hg.)**, Was wird aus der Kirche? Ergebnisse der zweiten EKD-Umfrage über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 1984
- Hauschild, Eberhard 1998**, Milieus in der Kirche. Erste Ansätze zu einer neuen Perspektive und ein Plädoyer für vertiefte Studien, in: *Pastoraltheologie* 87, S. 392 - 404
- Hermanns, Harry 1984**, Narratives Interview, in: Haft/Kordes (Hg.), *Enzyklopädie Erziehungswissenschaften*, Bd. 2, Stuttgart, S. 421-426
- Hild, Helmut (Hg.) 1974**, Wie stabil ist die Kirche? Bestand und Erneuerung. Ergebnisse einer Umfrage, Gelnhausen/Berlin
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne (Hg.) 1997**, Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, Opladen
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne 1994**, Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung, in: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.) 1994, *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*, Frankfurt/M., S. 307-315
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne 1984**, Lebenswelt - Milieu - Situation. Terminologische Vorschläge zur theoretischen Verständigung, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 36. Jg., S. 56-74
- Hradil, Stefan 1999**, Soziale Ungleichheit in Deutschland, Opladen (7. Auflage)
- Hradil, Stefan 1992**, Alte Begriffe und neue Strukturen. Die Milieu-, Subkultur- und Lebensstilforschung der 80er Jahre, in: ders. (Hg.), *Zwischen Bewußtsein und Sein*, Opladen (Schriftenreihe Sozialstrukturanalyse), S. 15-55
- Hradil, Stefan 1987**, Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus, Opladen
- Hufer, Klaus-Peter 1992**, Politische Erwachsenenbildung. Strukturen, Probleme, didaktische Ansätze - Eine Einführung, Schwalbach/Ts. (Reihe Politik und Bildung, Bd. 2)
- Jaerisch, Ursula 1975**, Sind Arbeiter autoritär? Zur Methodenkritik politischer Psychologie, Frankfurt/M.
- Johnson, Alan 1996**, 'It's good to talk': The focus group and the sociological imagination, in: The Editorial Board of *The Sociological Review*
- Kade, Sylvia 1994**, Methoden und Ergebnisse der qualitativ-hermeneutisch orientierten Erwachsenenbildungsforschung, in: Tippelt, Rudolf (Hg.), *Handbuch Erwachsenenbildung/Weiterbildung*, Opladen, S. 296-311
- Kade, Jochen/Seitter, Wolfgang 1998**, Erwachsenenbildung und Biographieforschung. Metamorphosen einer Beziehung, in: Bohnsack, Ralf/Marotzki, Winfried (Hg.), *Biographieforschung und Kulturanalyse. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung*, Opladen, S. 167 - 182
- Karrer, Dieter 1998**, Die Last des Unterschieds: Biographie, Lebensführung und Habitus von Arbeitern und Angestellten im Vergleich, Opladen
- Kaufmann, Jean-Claude 1999**, Das verstehende Interview, Konstanz
- Kejcz, Yvonne/Monshauen, Karl-Heinz/Nuissl, Ekkehard/Paatsch, Hans-Ulrich/Schenk, Peter 1979/1980**, Der Endbericht des BUVEP, 8 Bände, Heidelberg
- Kelle, Udo/Kluge, Susann 1999**, Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung, Opladen
- Kepper, Gaby 1996**, Qualitative Marktforschung: Methoden, Einsatzmöglichkeiten und Beurteilungskriterien, Wiesbaden
- Kerber, Harald/Schmieder, Arnold (Hg.) 1984**, *Handbuch Soziologie. Zur Theorie und Praxis*

sozialer Beziehungen, Hamburg

Klebert, Karin /Schrader, Einhard/Straub, Walter G. 1984, Moderationsmethode. Gestaltung der Meinungs- und Willensbildung in Gruppen, die miteinander lernen und leben, arbeiten und spielen, Rimsting a. Chiemsee

Klebert, Karin /Schrader, Einhard/Straub, Walter G. 1987, KurzModeration. Anwendung der Moderationsmethode in Betrieb, Schule und Hochschule, Kirche und Politik, Sozialbereich und Familie bei Besprechungen und Präsentationen, Hamburg

Kluge, Susann 1999, Empirisch begründete Typenbildung. Zur Konstruktion von Typen und Typologien in der qualitativen Sozialforschung, Opladen

Knoblauch, Hubert 1999, Religionssoziologie, Berlin/New York

Kohli, Martin 1981, Wie es zur "biographischen Methode" kam und was daraus geworden ist, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 10, Heft 3/1983

König, René 1969, Handbuch der empirischen Sozialforschung, Band II, Stuttgart

Kromrey, Helmut 1986, Gruppendiskussionen. Erfahrungen im Umgang mit einer weniger häufigen Methode empirischer Sozialwissenschaft, in: Hoffman-Zlotnik, Jürgen H.P. (Hg.), Qualitative Methoden der Datenerhebung in der Arbeitsmigrationsforschung, Mannheim

Krueger, Richard A. 1994, Focus Groups. A Practical Guide for Applied Research, Thousand Oaks/London/New Dehli

Krüger, Heidi 1983, Gruppendiskussionen. Überlegungen zur Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit aus der Sicht der Betroffenen, in: Soziale Welt, 34, 1983

Kuwan, Helmut 1999 [1996, 1991], Berichtssystem Weiterbildung VII, Bonn (herausgegeben vom Bundesministerium für Bildung und Forschung)

Lamnek, Siegfried 1998, Gruppendiskussion. Theorie und Praxis, Weinheim

Lamnek, Siegfried 1995, Qualitative Sozialforschung. Methoden und Techniken (Bd. 2), Weinheim

Lange-Vester, Andrea 1999, Kontinuität und Wandel des Habitus. Handlungsspielräume und Handlungsstrategien in der Geschichte einer Familie, Dissertation, Hannover

Lange, Andrea 1996, Mentalitätstraditionen in der Befreiungsgeschichte einer DDR-Ausreiserin, in: BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, Heft 2, S. 233-253

Lange, Ernst 1975, Bildung als Problem und als Funktion der Kirche, in: Matthes 1975a, S. 189-222

Lindner, Herbert 1997, Spiritualität und Modernität. Das Evangelische München-Programm, in: Pastoraltheologie 86, S. 244-264

Loos, Peter 1999, Zwischen pragmatischer und moralischer Orientierung. Der männliche Blick auf das Geschlechterverhältnis im Milieuvvergleich, Opladen

Lucas, Erhard 1983, Vom Scheitern der deutschen Arbeiterbewegung, Frankfurt/M.

Luckmann, Thomas 1996, Privatisierung und Individualisierung. Zur Sozialform der Religion in der spätindustriellen Gesellschaft, in: Gabriel, Karl (Hg.) 1996, S. 17-28

Luckmann, Thomas 1991 [1967], Die unsichtbare Religion, Frankfurt/M.

Lück, Wolfgang 1992, Kirche, Arbeiter und kleine Leute. Eine "vielspältige" Beziehung - Beobachtungen und Überlegungen, Bochum

Luhmann, Niklas 1991, "Ich denke primär historisch". Religionssoziologische Perspektiven. Ein Gespräch mit Fragen von Detlef Pollack, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 39Jg., H. 9, S. 937-956

- Lukatis, Ingrid/Sommer, Regina/Wolf, Christof (Hg.) 2000**, Religion und Geschlechterverhältnis, Opladen
- Lukatis, Ingrid/Lukatis, Wolfgang 1989**, Protestanten, Katholiken und Nicht-Kirchenmitglieder. Ein Vergleich ihrer Wert- und Orientierungsmuster, in: Daiber, Karl-Fritz (Hg.), Religion und Konfession. Studien zu politischen, ethischen und religiösen Einstellungen von Katholiken, Protestanten und Konfessionslosen in der Bundesrepublik Deutschland und in den Niederlanden, S. 17 - 71
- Mangold, Werner 1973**, Gruppendiskussionen, in: König, René (Hg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, 3. Auflage, Bd. 2, Frankfurt/M., S. 228-259
- Mangold, Werner 1960**, Gegenstand und Methode des Gruppendiskussionsverfahrens, Frankfurt/M.
- Mannheim, Karl 1980 [1922-1925]**, Strukturen des Denkens, Frankfurt/M.
- Mannheim, Karl 1965 [1929]**, Ideologie und Utopie, Frankfurt/M.
- Mannheim, Karl 1964 [1918-1930]**, Wissenssoziologie, Neuwied/Rh. und Berlin
- Matthes, Joachim (Hg.) 1990a**, Kirchenmitgliedschaft im Wandel. Untersuchungen zur Realität der Volkskirche. Beiträge zur zweiten EKD-Umfrage "Was wird aus der Kirche?", Gütersloh 1990
- Matthes, Joachim 1990b**, Unbestimmtheit: Ein konstitutives Merkmal der Volkskirche? Anmerkungen zu einem Thema der Diskussion um die EKD-Mitgliedschaftsstudien 1972 und 1982, in: ders. 1990a, S. 149-162
- Matthes, Joachim 1990c**, Wie erforscht man heute Religion?, in: Glaube und Lernen, Zeitschrift für theologische Urteilsbildung, 5. Jg., H 2 1990, S. 125-135
- Matthes, Joachim (Hg.) 1975a**, Erneuerung der Kirche. Stabilität als Chance? - Folgerungen aus einer Umfrage, Gelnhausen-Berlin
- Matthes, Joachim 1975b**, Volkskirchliche Amtshandlungen, Lebenszyklus und Lebensgeschichte. Überlegungen zur Struktur volkskirchlichen Teilnahmeverhaltens, in: ders. 1975a, S. 83-112
- Matthes, Joachim 1967**, Religion und Gesellschaft. Einführung in die Religionssoziologie I, Hamburg
- Matthiesen, Ulf 1998**, Milieus in Transformationen. Positionen und Anschlüsse, in: ders. (Hg.), Die Räume der Milieus. Neue Tendenzen in der sozial- und raumwissenschaftlichen Milieuforschung, in der Stadt- und Raumplanung, Berlin, S. 17-79
- Matthiesen, Ulf 1989**, "Bourdieu" und "Konopka". Imaginäres Rendezvous zwischen Habituskonstruktion und Deutungsmusterrekonstruktion, in: Eder, Klaus (Hg.) 1989, Frankfurt/M., S. 221-302
- Mayring, Philipp 1993**, Einführung in die qualitative Sozialforschung: eine Anleitung zu qualitativem Denken (zweite Auflage), Weinheim
- Mayring, Philipp 1988**, Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, Weinheim
- Melchers, Christoph B. 1994**, Gruppendiskussionen in der Marktforschung, in: Planung und Analyse, 2/94 und 3/94
- Mennekes, Friedhelm 1977**, Grundtypen soziologischer Religionsbegriffsbildung, in: Stimmen der Zeit 195, S. 526 - 540
- Merton, R.K./Fiske, M./Kendall, P.L. 1956**, The focused Interview, Glenoce/Il.
- Meuser, Michael 1998**, Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle

Deutungsmuster, Opladen

Mooser, Josef 1984, Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970, Frankfurt/M.

Morgan, David L. (Ed.) 1993, Successful Focus Groups, Newbury Park/London/New Dehli

Murdock, Graham/McCron, Robin 1979, Klassenbewußtsein und Generationsbewußtsein, in: Clarke/Hall u.a. 1979, Frankfurt/M., S. 15-38

Müller, Dagmar 1990a, Zur Rekonstruktion von Habitus-'Stammbäumen' und Habitus-'Metamorphosen' der neuen sozialen Milieus, in: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen, Heft 3/1990

Müller, Dagmar 1990b, "Pseudoprogessivität"? Eine Inhaltsanalyse der Karikaturen von Chlodwig Poth, in: Gardemin/Bremer u.a. 1996, S. A 67-A88

Negt, Oskar 1981 [1968], Soziologische Phantasie und exemplarisches Lernen. Zur Theorie und Praxis der Arbeiterbildung, Frankfurt/M.

Niedersächsisches Ministerium für Wissenschaft und Kultur 1995, Erwachsenenbildung 1995, hg. vom Referat Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, Hannover

Nießen, Manfred 1977, Gruppendiskussion. Interpretative Methodologie: Methodenbegründung, Anwendung, München

Niethammer, Lutz (Hg.) 1983, Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet, 3 Bde. (Band 2 und 3 1985 u. 1986), Berlin/Bonn

Niethammer, Lutz (Hg.) 1985, Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der 'Oral History', Frankfurt/M.

Nuissl, Ekkehard/Dera, Klaus/Heinen-Tenrich, Jürgen/Siebert, Horst 1992, Politische Bildung im Spannungsfeld von Anspruch und Wirklichkeit (Diskussion und Einzel-Stellungen), in: Nuissl, Ekkehard u.a. 1992, Verunsicherungen in der Politischen Bildung, Bad Heilbrunn/Obb. (Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung), S. 13-77

Oevermann, Ulrich u.a. 1979, Die Methodologie einer objektiven Hermeneutik und ihre allgemeine forschungsleitende Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Soeffner, Hans-Georg (Hg.) 1979, Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart, S. 352-433

Olbrich, Gaby 1996, Motive und Barrieren der Teilnahme an Erwachsenenbildung. Eine empirische Untersuchung von Beschäftigten der Continental AG, Hannover (Sozialwissenschaftliche Diplomarbeit)

Panofsky, Erwin 1932, Zum Problem der Beschreibung und Inhaltsdeutung von Werken der bildenden Kunst, in: LOGOS XXI, S. 103-119

Pollack, Detlef 1991, Möglichkeiten und Grenzen einer funktionalen Religionsanalyse. Zum religionssoziologischen Ansatz Niklas Luhmanns, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 39Jg., H. 9, S. 957-975

Pollack, Detlef (1995a), Individualisierung statt Säkularisierung? Zur Diskussion eines neueren Paradigmas in der Religionsspzologie, in: Gabriel, Karl (Hg.) 1995, S. 57 - 85

Pollack, Detlef (1995b), Was ist Religion? Probleme der Definition, in: Zeitschrift für Religionswissenschaft 3, S. 163 - 190

Pollack, Detlef (1998), Entzauberung oder Wiederverzauberung der Welt? Die Säkularisierungsthese auf dem Prüfstand, in: Hanns-Lilje Forum 2 (hg. von Eckhard von Vietinghoff und Hans May), Zeitenwende - Wendezeiten, Hannover, S. 125 - 150

Pollock, Friedrich 1955, Gruppenexperiment. Ein Studienbericht, Frankfurt/M.

- Popitz, Heinrich/Bahrtdt, Hans-Paul/Jüres, Ernst/Kesting, Hanno 1957**, Das Gesellschaftsbild des Arbeiters, Tübingen
- Reichert, Jo 1997**, Objektive Hermeneutik, in: Hitzler, Ronald/Honer, Anne (Hg.) 1997, Opladen, S. 31-56
- Roosen, Rudolf 1998**, Anlaß und Interesse. Der Gottesdienst als 'Mitte' des Gemeindelebens und das Teilnahmeverhalten der Kirchenmitglieder, in: Pastoraltheologie 87, S. 2 - 19
- Rüschmeyer, Dietrich 1967 [1958]**, Mentalität und Ideologie, in: König, René, Soziologie, Frankfurt/M., S. 190-194
- Salcher, Ernst F. 1995**, Psychologische Marktforschung, Berlin/New York
- Schmid, Hans 1989**, Religiosität der Schüler und Religionsunterricht. Empirischer Zugang und religionspädagogische Konsequenzen für die Berufsschule, Bad Heilbrunn/Obb.
- Schmidt, Roberto Ramirez 1995**, Die Moderationsmethode - was ist das, in: Pädagogik, 6/95, S. 7-8
- Schröer, Norbert 1994**, Einleitung: Umriss einer hermeneutischen Wissenssoziologie, in: des. (Hg.), Interpretative Sozialforschung. Auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie, Opladen, S. 9-25
- Schütze, Fritz 1983**, Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis, Jahrgang 13/1983
- Schütze, Fritz 1976**, Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung kommunaler Machtstrukturen, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), Kommunikative Sozialforschung, München, S. 159-260
- Schulenburg, Wolfgang 1957**, Ansatz und Wirksamkeit der Erwachsenenbildung, Stuttgart
- Schulenburg, W./Loeber, H.D./Loeber-Pautsch, U./Pühler, S. 1978**, Soziale Faktoren und Bildungsbereitschaft Erwachsener, Lage und Weiterbildung, Braunschweig
- Schulze, Gerhard 1992**, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt/M.
- Schwarzer, Thomas 1991**, Zum Wandel sozialer Mentalitäten. Erhebung und Auswertung von biographischen Interviews im Raum Leipzig, Magisterarbeit, Hannover
- Schwingel, Markus 1995**, Pierre Bourdieu zur Einführung, Hamburg
- Siebert, Horst 1990**, Lerninteressen und Lernprozesse in der politischen Erwachsenenbildung, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.), Umbrüche in der Industriegesellschaft, Bonn (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 284)
- Spitznagel, Albert 1995**, Projektive Verfahren, in: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Keupp, Heiner/von Rosenstiel, Lutz/Wolff, Stephan (Hg.), Handbuch qualitative Sozialforschung, Grundlagen, Konzepte, Methoden, und Anwendungen, Weinheim, S. 272-274
- Spöhring, Walter 1989**, Qualitative Sozialforschung, Stuttgart
- Stewart, David W./Shamdasni, Prem N. 1990**, Focus Groups. Theory and Practice, Newbury Park/London/New Dehli
- Strzelewicz, Willy/Raapke, Hans-Dietrich/Schulenberg, Wolfgang 1973 [1966]**, Bildung und gesellschaftliches Bewußtsein, Stuttgart
- Studien- und Planungsgruppe der EKD 1998**, Quellen religiöser Selbst- und Weltdeutung, Hannover (2 Bd.)
- Terwey, Michael 1993**, Sind Kirche und Religion auf der Verliererstraße? Vergleichende

Analysen mit ALLBUS- und ISSP-Daten, in: ZA-Information 32, S. 95 - 113 (Hg.: Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung Universität zu Köln)

Terwey, Michael 1992, Zur aktuellen Situation von Glauben und Kirche im vereinigten Deutschland: Eine Analyse der Basisumfrage 1991, in: ZA-Information 30, S. 59 - 79 (Hg.: Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung Universität zu Köln)

Tippelt, Rudolf 1997, Sozialstruktur und Erwachsenenbildung: Lebenslagen, Lebensstile und soziale Milieus, in: Brödel, Rainer (Hg.) 1997, Erwachsenenbildung in der Moderne. Diagnosen, Ansätze, Konsequenzen, Opladen

Tippelt, Rudolf/Eckert/Thomas/Barz, Heiner 1996, Markt und integrative Weiterbildung. Zur Differenzierung von Weiterbildungsanbietern und Weiterbildungsinteressen, Bad Heilbrunn

Tyrell, Hartmann 1992, 'Das Religiöse' in Max Webers Religionssoziologie, in: Saeculum 43, S. 172-230

Tyrell, Hartmann 1996, Religionssoziologie, in: Geschichte und Gesellschaft 22, S. 428 - 457

Vester, Michael 1998, Was wurde aus dem Proletariat? Das mehrfache Ende des Klassenkonflikts: Prognosen des sozialstrukturellen Wandels, in: Friedrichs, Jürgen/Lepsius, M. Rainer/Mayer, Karl Ulrich (Hg.), Die Diagnosefähigkeit der Soziologie, Opladen/Wiesbaden (Sonderheft 38/1998 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie), S. 164-206

Vester, Michael 1997, Soziale Milieus und Individualisierung, in: Beck, Ulrich/Sopp, Peter (Hg.) 1997, Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus? Opladen, S. 99-124

Vester, Michael/Hofmann, Michael/Zierke, Irene (Hg.) 1995, Soziale Milieus in Ostdeutschland, Köln

Vester, Michael/Geiling, Heiko/Hermann, Thomas/Müller, Dagmar 1993 [2001], Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung, Köln [Frankfurt/M.]

Vester, Michael/Geiling, Heiko/Hermann, Thomas/Müller, Dagmar 1992, Neue soziale Milieus und pluralisierte Klassengesellschaft. Endbericht des Forschungsprojektes 'Der Wandel der Sozialstruktur und die Entstehung neuer gesellschaftlich-politischer Milieus', gefördert von der Volkswagenstiftung 1988-1991, Hannover

Vester, Michael/Bremer, Helmut 1998, Arbeitermilieus und Bildungsurlaub - Motive und Barrieren der Teilnahme am Angebot von 'Arbeit und Leben', in: Bildungsvereinigung 'Arbeit und Leben Niedersachsen e.V.' (Hg.), Mehr Bildung wagen, Hannover (S. 14-31)

Vögele, Wolfgang 1994, Zivilreligion in der Bundesrepublik Deutschland, Gütersloh

Vögele, Wolfgang/Vester, Michael (Hg.) 1999, Kirche und die Milieus der Gesellschaft. Band I: Vorläufiger Abschlußbericht der Studie, Rehburg-Loccum (Loccumer Protokolle Band 56/99 I)

Völker, Susanne 1994, Habitus und Geschlecht - Ungleichheitsdimensionen weiblicher Lebenszusammenhänge und geschlechtsspezifischer Habitusformen in der alten Bundesrepublik, Hannover (unveröffentlichter Endbericht des Projektes 'Klasse und Geschlecht', agis, Hannover)

Volmerg/Birgit, Senghaas-Knobloch, Eva/Leithäuser, Thomas 1986, Betriebliche Lebenswelt. Eine Sozialpsychologie industrieller Arbeitsverhältnisse, Opladen

Wagner, Anja 1995, Teilnahme am Bildungsurlaub. Daten und Tendenzen, hg. vom Bundesarbeitskreis ARBEIT UND LEBEN, Düsseldorf

- Weber, Max 1991 [1923]**, Wirtschaftsgeschichte: Abriss der universalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Berlin
- Weber, Max 1988 [1920]**, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I, Tübingen
- Weber, Max 1972 [1921]**, Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen
- Wegner, Gerhard 1988**, Alltägliche Distanz. Zum Verhältnis von Arbeitern und Kirche, Hannover
- Wegner, Gerhard 1996**, Kirchliche Wahrnehmung und Wahrnehmung von Kirche. Studien zum Verhältnis von Eigen- und Fremdwahrnehmung der evangelischen Volkskirche, Hannover
- Wegner, Gerhard 2000**, "Niemand kann aus seiner Haut". Zur Milieubezogenheit kirchlichen Lebens, in: Pastoraltheologie 89, H. 1/2000, S. 53 - 70
- Weiß, Anja 1999**, Rassistische Effekte unter antirassistisch engagierten MultiplikatorInnen. Zur interaktiven Reproduktion einer symbolisch vermittelten Dimension sozialer Ungleichheit, Dissertation, Berlin
- Witzel, Andreas 1982**, Verfahren der qualitativen Sozialforschung: Überblick und Alternativen, Frankfurt/M.-New York
- Zoll, Rainer (Hg.) 1984**, "Hauptsache, ich habe meine Arbeit", Frankfurt/M.

Anhang

Erhebungsinstrumente: Beispiel für Leitfaden/biographisches Interview

Warm-up- Frage:

“Erzählen Sie mir doch bitte, wer Sie sind und was Sie im Moment so machen?”

oder:

“Wie sieht denn bei Ihnen ein typischer Tagesablauf aus?”

Einstiegsfrage:

“Bitte erzählen Sie mir, wie Sie aufgewachsen sind?”

Typische Erzählstimuli:

Wie ist es dazu gekommen?

Können Sie ein Beispiel erzählen?

Können Sie das genauer beschreiben, damit ich mir ein Bild machen kann?

An welche Ereignisse erinnern Sie sich da?

bei Personen: Wie waren die?

bei Berufen: Was haben Sie da genau gemacht?

weiterhin: Pausen aushalten, keine keine reflektierenden Fragen (Warum?)

1. Kindheit (etwa bis 6 Jahre)

- Beziehungen,
die der Interviewpartner zu seinen Eltern, Geschwistern, Großeltern und anderen Personen gehabt hat, wie diese Beziehungen gewesen sind (was war positiv, was negativ) und wie diese Personen zueinander standen
- Berufe der Eltern und Großeltern
- Erziehungsstil
(z.B. streng, tolerant, großzügig, Wünsche erfüllend, Verbote, Pflichten, Taschengeld)
- Umgebung
(z.B. Wohnung, materielle Situation, hatten die Eltern Zeit?, Reisen, Kindergarten)
- Freizeitgestaltung der Eltern
Pflichten und Beruf contra Geselligkeit, Askese contra Hedonismus

2. Schulalter (etwa von 6 bis 12 Jahre)

- Beruf der Eltern
bleibt wichtig (Veränderungen, Berufstätigkeit der Mutter, berufsbedingte Umzüge)
- Beziehungen
zu Eltern, Geschwistern, Großeltern und anderen Personen, wie diese Beziehungen gewesen sind (was war positiv, was negativ) und wie diese Personen zueinander standen (besondere Geschehnisse, z.B. Scheidung der Eltern, Tod eines Verwandten)
- Leitbilder
(z.B. Lehrer, Vorbilder, Autoritäten, Förderer)
- Freundeskreis

innerhalb und außerhalb der Schule, wie waren die Beziehungen (was war positiv, was negativ) Besuche/Übernachtungen von/bei Freunden, Integration (z.B. Außenseiter, Mitläufer, Anführer), Klassenfahrten

- Rollenverteilung
der Eltern, der Geschwister, der Großeltern
- Freund/Freundin
- Freiräume
(z.B. Freizeit, Hobbies, gesellig oder individualistisch, Lieblingsspiel, Lieblingsspielzeug, Taschengeld, abends aufbleiben)
- Leistungsethos
Noten (und Reaktion der Eltern), Lieblingsfächer (Wie war der Unterricht? Typischer Schultag), Pflichten (Hausaufgaben, im Haushalt helfen), Spannungsverhältnis: eigene Wünsche zu Anforderungen (von Eltern, Lehrern und Gesellschaft)
- Religion
Kirche, Organisationen (z.B. FDJ, Falken usw.)
- Feste
(Weihnachten, Geburtstag, Einschulung, Jugendweihe) und Mahlzeiten
- Mobilität
Streifzüge durch die Umgebung, Urlaub
- Schulwechsel
(welche Schulform? Wolltest Du das? Wie eingelebt? Eltern in Schule engagiert?)
- sexuelle Aufklärung
durch Eltern, Geschwister, Großeltern, Freunde, in der Schule?

3. Adoleszenz (ab etwa 12 Jahre)

- Ablösung
vom Elternhaus, Spannungen, Reaktion der Eltern, Kämpfe / Konflikte, Selbständigkeit, eigenes Geld verdienen, Taschengeld, wie lange (abends) wegbleiben, eigene Wünsche (Ausbildungsweg) durchsetzen
- Freundeskreis
Peer Groups, Jugendbanden, Freunde gewechselt? (Was genau gemeinsam gemacht? Wer waren die anderen? Wie waren die?)
- Partnerschaft
(feste Freundin/fester Freund? aus der Clique? mochten die Eltern die?)
- Vorbilder/Förderer
- Mobilität
Urlaub, Mofa, Führerschein
- Schullaufbahn
Berufsausbildung, Militär
- Politische Einstellung
Organisationen, Engagement, Verweigerung
- Normverletzungen
(z.B. Nachbarn nicht grüßen, Anecken, Schule schwänzen, Alkohol, Drogen, Diebstahl)
- Feste
Feiern, Tanzstunde, Disco, Konfirmation, Musik (Jazz, Blues, Punk, Klassik) Wo bist Du gerne hingegangen? Wie war das da so?
- Askese
Strebertum, Abschreiben lassen, Pflichten, Lernen statt Freizeit?

4. frühes Erwachsenenalter

- Lebensplanung
(Familie/Beruf), Lebensformen (Ehe, Wohngemeinschaft, Single-Haushalt usw.), Rollenverteilung, Kinder, Wohnverhältnisse; Askese, Hedonismus, Sicherheit
- Berufsfindung
(auch des Partners), Ausbildung, Etablierung
- Partner
(Herkunft, Abgrenzung: Wie ist der so?)
- Kollegen/Vorgesetzte
(Umgang, Abgrenzung; egalitär/elitär, opportunistisch?)
- Freizeit
Freundeskreis (Kollegen oder alte Schulfreunde?), Hobbies
- Urlaub
(Wie? Wohin? Mit wem? Exotisch?)
- Kindererziehung
(Abgrenzung zu der Erziehung durch die eigenen Eltern)
- Wohnungseinrichtung
(Ähnlich wie die der Eltern? Wie finanziert?)
- Politik
Gewerkschaft, Vereine, Engagement (Ehrenämter), Kirche

5. Erwachsenenalter

- Weichenstellung
beruflich etabliert? Heirat, Kinder, Hausbau; Öffnung/Schließung
- Ersatzkarrieren
Vereine, Hobbies
- Krisen
Ekekrisen, Umorientierung, Auszug der Kinder, Krankheiten, Aufstiegsstop, Überforderung, Geldknappheit
- Brüche
Arbeitsplatzverlust, Scheidung, Tod, tragische Ereignisse, Krieg, Perspektivlosigkeit
- Kindererziehung
Entwicklung der Kinder (und Enkelkinder), welche Ausbildung wird gewählt, Abgrenzung
- Zufriedenheit/Perspektive
wie war die Entwicklung, was würden Sie anders machen, wie soll es (beruflich/privat) weitergehen, Pläne

**Erhebungsinstrumente: Leitfaden für themenzentrierte Interviews in der Pilotstudie
'Bildungsurlaub'**

agis

Universität Hannover
Arbeitsgruppe
Interdisziplinäre
Sozialstrukturforschung

Forschungsprojekt "Arbeitnehmermilieus als Zielgruppen des Bildungsurlaubs. Angebote, Motivationen und Barrieren der Teilnahme am Bildungsurlaubsprogramm von 'Arbeit und Leben Niedersachsen e.V.'"

Leitfaden

für die themenzentrierte Befragung von Teilnehmenden des Bildungsurlaubs

Achtung Interviewer/in: Fragen, die im Verlauf des Interviews auf jeden Fall gestellt werden sollen, sind jeweils

eingerahmt !

Andere hier aufgeführte Fragen sind Beispiele dafür, wie an der einen oder anderen Stelle nachgefragt oder übergeleitet werden kann. Ob, wann und wie ihr diese Fragen stellt, entscheidet bitte selbst je nach Verlauf des Gesprächs.

In den mit "*" markierten Zeilen sind Aspekte/Merkmale aufgelistet, die für uns bzw. unsere Fragestellung kennzeichnend sind für den jeweiligen Bereich. Da in der Regel eine Frage zu einem Lebensbereich nicht ausreichen wird, um diesen ausreichend zu erfassen, ist es nötig, das Gespräch durch Erzählaufforderungen und Nachfragen (die konkret vom Verlauf des Gesprächs und von den 'Befindlichkeiten' der Beteiligten abhängen) 'in Fluß zu halten' und zu lenken (oft hilft zum Beispiel die Aufforderung "Wie ist es denn dazu gekommen, daß ... Sie den Arbeitsplatz gewechselt haben o.ä.?). Es gilt aber auch, daß nicht alle Teilaspekte bei jedem/jeder Interviewten nötig oder sinnvoll und nicht alle Bereiche gleich wichtig sind. **Die Bereiche Arbeit/Beruf, Freizeit und Gesellschaftsbild/Weltanschauung sollten aber auf jeden Fall exploriert werden.**

I. Lebensweltlicher Teil (ca. 30 Minuten)

Einstiegsfrage:

"Damit ich mir ein Bild von Ihnen machen kann, schildern Sie mir doch bitte einmal Ihren typischen Tagesablauf."

GP soll zunächst selbst seinen Schwerpunkt setzen. Im weiteren Verlauf des Gesprächs kann der/die Interviewer/in an die Darstellungen von GP anknüpfen, so daß die weitere Reihenfolge der verschiedenen zu explorierenden Lebensbereiche deshalb nicht zwingend ist.

Erwähnt GP zum Beispiel seine Arbeit, so bietet sich als überleitende Frage an:

"Bitte erzählen Sie mir doch, was Sie beruflich machen !"

Arbeit und Beruf (etwa 8 - 10 Minuten)

In diesem Teil des Interviews geht es zunächst darum, sich ein Bild vom Arbeitsalltag und vom Arbeitsethos, also der Einstellung und Haltung zur Arbeit, von GP zu machen. Wichtig sind dabei jeweils die Motive für die beruflichen Entscheidungen und Werdegänge. GP soll deshalb dazu aufgefordert werden, wie es es zu der einen oder anderen Entwicklung gekommen ist.

Als weitere Frage könnte im Verlauf des Gesprächs hierzu gestellt werden:

"Was ist Ihnen bei Ihrer Tätigkeit besonders wichtig ?"

- * Beschreibung der Tätigkeit, Abteilung, Betrieb, etc.
- * Schilderung des beruflichen und betrieblichen Werdegangs (Wie ist GP zu seinem/ihren Beruf bzw. Arbeitsplatz gekommen ? Seit wann ist GP im Betrieb ?)
- * Berufe der Eltern
- * Zufriedenheit mit Arbeit, Gründe für Zufriedenheit /Unzufriedenheit
- * Kontakt zu KollegInnen
- * Bedeutung von Arbeit im Leben des GP
- * Bedeutung von Bezahlung, Anerkennung, Zufriedenheit
- * Verhältnis selbständiges Arbeiten/ausführende Tätigkeit
- * Belastungen, Anforderungen, Verantwortung
- * GPs Einstellung zu betrieblicher Hierarchie
- * berufliche Perspektiven für GP im Betrieb bzw. überhaupt
- * Weiterbildungsbereitschaft/-motivation
- * sicherer bzw. unsicherer Arbeitsplatz
- * betriebliches bzw. gewerkschaftliches Engagement

mögliche Überleitung zu den anderen Lebensbereichen

"Was ist Ihnen denn außerhalb der Arbeit noch wichtig ?"

Auch dadurch wird GP Gelegenheit gegeben, selbst zu bestimmen, was wichtig ist. Vielleicht wird GP an dieser Stelle beginnen, vom Familienleben zu berichten. Dann sollte der/die Interviewer/in dem folgen und gegebenenfalls anschließend durch Nachfragen zu anderen Bereichen kommen. Wichtig ist auch, daß der/die Interviewer/in hier an bisher gemachte Äußerun-

gen von GP anknüpft. **Auch die zeitliche Gewichtung der einzelnen Teile hängt mit davon ab, wie GP seine Schwerpunkte setzt. Insgesamt sollen die folgenden Bereiche des lebensweltlichen Gesprächsteils in ca. 20 Minuten exploriert sein.**

Freizeit/Lebensstil

mögliche Einstiegsfrage:

"Wie ist es denn mit Ihrer Freizeit. Was tun Sie gern in Ihrer Freizeit?"

folgende Frage sollte im Verlauf des Gesprächs gestellt werden:

"Was ist Ihnen bei Ihrer Freizeit besonders wichtig ?"

- * Interessen/Hobbys von GP
 - * gestaltet GP Freizeit eher allein oder eher mit anderen zusammen
 - * Vereine oder feste Gruppen
 - * Umfang der Freizeit
 - * zu Hause oder außerhalb
 - * finanzieller Aufwand
 - * weitere Verpflichtungen außerhalb der Arbeit
 - * Engagement
 - * Stellenwert von Freizeit für GP
 - * eher ausspannen/Muße oder eher aktiv
 - * eher spontan oder eher geplant (viele Termine ?)
 - * Beschreibung des Freundeskreises (homogen/heterogen ?)
 - * Urlaub
 - * Nutzen von Medien (Fernsehen, Radio, Video, Zeitschriften, Zeitung, Bücher, Computer)
Welche Sendungen werden gesehen ?
 - * Bedeutung von Einkaufen (gern/ungern, spontan/geplant etc.)
 - * Kriterien beim Einkaufen (sinnvoll, aktuelle Moden, Preis, Qualität, ...)
-

Familie/Partnerschaft

Hier geht es darum, etwas mehr über die engere Vergemeinschaftung des GP zu erfahren. Wie ist/sind die Beziehung(en) (z. B. eher hierarchisch/patriarchalisch, partnerschaftlich, anlehnungsbedürftig, rational/emotional usw.) ? Sofern bereits vorher über die Familienverhältnisse etwas bekannt wurde, kann der/die Interviewer/in hier durch Anknüpfen daran eine geschickte Überleitung finden.

Fragen nach dem Privatleben berühren die Intimsphäre, worauf GP evtl. irritiert oder abweisend reagieren könnte. Der/die Interviewer/in sollte hier aufgrund des bisherigen Gesprächsverlaufs, der Gesprächsatmosphäre und des Eindrucks vom GP einschätzen, wie dieser Bereich am besten zu explorieren ist.

"Ich habe nun einige Fragen zu ihrem Familienleben. Leben Sie zur Zeit allein oder mit Partner/Partnerin ?"

weitere mögliche Frage:

"Was ist Ihnen bei Ihrer Lebensform besonders wichtig ?"

- * Seit wann lebt GP so und wie kam es dazu ?
- * Wenn mit PartnerIn lebend: wie ist der Alltag organisiert ?

- * sind beide berufstätig
 - * Aufteilung der Hausarbeit
 - * Verhältnis zu den Kindern
 - * Rollenverteilung bei der Betreuung der Kinder
 - * Perspektiven für die Kinder
 - * gemeinsame Interessen von GP und PartnerIn
 - * Was schätzt GP besonders an Partner/in, was GP nicht ?
 - * wer trifft Entscheidungen (z. B. bei Anschaffungen/Urlaubsreise etc.) ?
 - * Wieviel Zeit verbringt GP mit PartnerIn/Familie bzw. Freundeskreis ?
-
- * wenn allein lebend: wie ist der Alltag organisiert ?
 - * hat GP PartnerIn ?
 - * Vorstellungen/Wünsche bzglch. Partnerschaft/Familie
-
- * Beziehungen zu anderen Familienmitgliedern
 - * Zufriedenheit mit Lebenssituation
-

Weltanschauung/Gesellschaftsbild

Hier soll GP seine Einstellung/Wertorientierung 'auf den Punkt bringen'.

"Was glauben Sie, worauf kommt es im Leben an ? Was ist für Sie persönlich besonders wichtig ?"

Eine weitere mögliche Frage, mit der der über das persönliche hinausgehende Bereich angesprochen wird, wäre:

"Was halten Sie für die wichtigsten Probleme in unserer Gesellschaft ?"

- * GPs Ziele im Leben
- * materielle/nichtmaterielle Güter, Sicherheit, Lebensstandard
- * GPs Werte und Prinzipien
- * 'Lebensmotto'/Sprichwort
- * Tugenden
- * Was bewundert oder 'haßt' GP an anderen Menschen ?
- * Bedeutung von religiösen Orientierungen
- * Zukunftsvorstellungen von GP und Gefühle dazu

II. Bildungsurlaub und politische Bildung (ca. 30 Minuten)

Eine Assoziation leitet den zweiten Teil des Interviews ein. **Um GP deutlich zu machen, daß nun etwas kommt, was aus dem 'normalen' Gespräch herausfällt, bitte die Fragen wörtlich von dem beigefügten Kärtchen ablesen.**

Assoziation 'Bildungsurlaub'

"Ich nenne Ihnen nun einen Begriff, und Sie sagen mir dann eine Minute lang spontan, was Ihnen dazu einfällt. Der Begriff ist: Bildungsurlaub."

Erfahrungen mit Bildungsurlaub (zusammen mit dem Bereich 'Erwartungen' etwa 15-20 Minuten)

GP soll hier hauptsächlich von seinen persönlichen Erfahrungen mit Bildungsurlaub berichten. Neben dem Erfassen der von ihm besuchten Veranstaltungen soll vor allem deutlich werden, wie GP die Seminare erlebt hat, wie die Atmosphäre dort empfunden wurde. Erfahrungen sind häufig nicht von Bedürfnissen und Erwartungen zu trennen. Der/die Interviewer/in sollte das bei diesem Teil des Gesprächs beachten.

Nach der zweiten Assoziation soll nicht an dabei gemachte Äußerungen des/der Befragten angeknüpft werden, sondern mit folgender Frage/Aufforderung das Gespräch fortgesetzt werden:

"Bitte erzählen Sie mir von Ihren Erfahrungen, die Sie mit Bildungsurlaub(en) gemacht haben."

mögliche weitere Frage:

"Wie geht es denn auf Bildungsurlauben so zu ?"

- * von GP besuchte Seminare (Anzahl, Themen, Veranstalter...)
- * Seminare, an die GP sich gern/ungern erinnert, Gründe dafür
- * Atmosphäre: was ist angenehm/unangenehm
- * methodische Gestaltung der Seminare
- * Beschreibung der Teilnehmenden (Vorlieben/Abneigungen)
- * Verhältnis untereinander
- * Beschreibung der TeamerInnen (autoritär/partnerschaftlich, kompetent/ inkompetent, Orientierung bietend/überfordert)

Erwartungen/Bedürfnisse an den Bildungsurlaub (zusammen mit dem Bereich 'Erfahrungen' etwa 15-20 Minuten)

Hier geht es darum, etwas über die Motive von GP zu erfahren. Was will GP beim Bildungsurlaub und inwiefern werden seine Bedürfnisse erfüllt?

mögliche Einstiegsfragen:

"Was ist für Sie eigentlich das Reizvolle am Bildungsurlaub ?"

"Welche Erwartungen haben sie an den Bildungsurlaub ?"

"Was soll der Bildungsurlaub für Sie bringen ?"

- * wie kam es zur Teilnahme/was hat Teilnahme verhindert
- * was hat Bildungsurlaub für GP gebracht
- * Bezug von BU-Themen zu aktueller Lebenssituation von GP (z.B. Hilfe in problematischen Lebenslagen, Hobbys etc.)
- * GPs Gefühle auf BU (Vorfreude, Überwindung etc.) ?
- * Verhältnis/Gewichtung von 'Bildung' (Thema, Interesse, Weiterbildung ...) und 'Urlaub' (eine Woche frei, weg von zu Hause, mit anderen Leuten zusammen sein/kennenlernen ...) ?
- * Idealer Bildungsurlaub für GP (Themen, Ort, Haus, Freizeit, TeamerInnen, Ablauf)
- * ist Bildungsurlaub Kontrast zu GPs Alltag
- * andere Weiterbildungsinteressen von GP

Wege zum Bildungsurlaub (zusammen mit dem Bereich 'Umfeld' etwa 10 Minuten)

Hier soll gegebenenfalls genau nachgefragt werden, was GP tun mußte, um Bildungsurlaub zu bekommen. Interessant für die Untersuchung ist, ob es 'Hürden' gab und wie GP diese 'gemeistert' hat.

"Wie sind Sie auf Bildungsurlaub aufmerksam geworden ?"

- * Zugang von GP zum Bildungsurlaub (angesprochen von anderen, selbst darum gekümmert, Broschüre, Schwarzes Brett, Zeitung etc.)
- * alleine oder zusammen mit anderen
- * Reaktion im Betrieb auf Bildungsurlaub (KollegInnen, Vorgesetzte ...)
- * Reaktion in der Familie

Umfeld des Bildungsurlaubs (zusammen mit dem Bereich 'Wege...' etwa 10 Minuten)

Mit der Beschreibung verschiedener Merkmale im Umfeld des Bildungsurlaubes soll der Bereich der persönlichen Erfahrungen und Einschätzungen des GP abgerundet werden. Deutlich werden soll u.a., wie die Tagungshäuser 'stilistisch' eingerichtet sind und welche Ansprüche demgegenüber der GP hat.

mögliche Einstiegsfrage:

"Wie ist es mit den Tagungsstätten, in denen die Bildungsurlaubsseminare stattfinden. Wie sind Sie denn dort untergebracht ?"

- * Einschätzung/Bewertung der Tagungshäuser durch GP (Zimmer, Verpflegung, Freizeitmöglichkeiten, Räumlichkeiten)
- * Tagungsort
- * Kosten
- * Verbesserungsvorschläge

Bedeutung von (politischer) Bildung (ca. 5 Minuten)

Hier soll es zum Abschluß allgemeiner um Einschätzungen von GP zu Bildung und politischer Bildung gehen.

Nach Möglichkeit soll hier eine zweite Assoziation versucht werden. **Um GP deutlich zu machen, daß nun etwas kommt, was aus dem 'normalen' Gespräch herausfällt, bitte die Fragen wörtlich von dem beigefügten Kärtchen ablesen.**

Assoziation 'Politische Bildung'

"Ich nenne Ihnen noch einmal einen Begriff, zu dem Sie mir eine Minute lang spontan sagen, was Ihnen einfällt. Der Begriff ist: Politische Bildung."
--

mögliche Einstiegsfrage:

“Was meinen Sie dazu, daß ‘nur’ 2 - 3% der Anspruchsberechtigten am Bildungsurlaub teilnehmen ?”

- * Gründe für Einschätzung
- * Vermutung über Gründe für die geringe Resonanz
- * Meinung zu ‘ambulanten’ Bildungsurlaubsangeboten
- * Einschätzung zu Veranstaltern
- * Einschätzung zu Bildung, Politik, Gewerkschaften
- * ist GP politisch/gewerkschaftlich engagiert

Erhebungsinstrumente: Auswertungsleitfaden für themenzentrierte Interviews in der Pilotstudie 'Bildungsurlaub'²⁸¹

Forschungsprojekt "Arbeitnehmermilieus als Zielgruppen des Bildungsurlaubs. Angebote, Motivationen und Barrieren der Teilnahme am Bildungsurlaubsprogramm von ARBEIT UND LEBEN Niedersachsen e.V." - **Auswertungsleitfaden**

Auswerter/in:

Fallnummer: _____ Alter: _____ Geschlecht: _____ ausgeübter Beruf: _____

1. Arbeit und Beruf (bitte auch den Betrieb/die Betriebsgröße angeben!)

1.1.

Wie ist der berufliche Werdegang des GP (Gesprächspartner/in)? (zusammenfassen, dabei auf jeden Fall die derzeitige berufliche Situation erfassen, evtl. Zitat dazu;)

1.2.

Welchen Stellenwert haben Arbeit und Beruf im Leben von GP ? (Zufriedenheit, Motivation, Arbeitsethos, was ist wichtig)

2. Freizeit und Lebensstil

2.1.

Welchen Hobbys und Aktivitäten geht GP in seiner/ihrer Freizeit nach?" (auflisten, Zeitbudgets)?

2.2.

Was sind GPs Motive für seine/ihre Freizeitaktivitäten? (allein oder in der Gruppe, individuell oder organisiert, aussspannen/Muße oder aktiv, Urlaub, finanzieller Aufwand, Konsumstil und Mediennutzung)

3. Familie/Partnerschaft bzw. Lebensform (bitte die Lebensform nennen!)

Welchen Stellenwert hat Familie/Partnerschaft für GP? (was ist wichtig beim Partner bzw. bei der Partnerschaft, wie ist der Alltag geregelt, Zufriedenheit mit Lebensform; bei Alleinlebenden gegebenenfalls: gibt es Wünsche bezüglich Partnerschaft)

4. Weltanschauung/Gesellschaftsbild

4.1.

²⁸¹ Der Auswertungsleitfaden ist hier aus Platzgründen verkürzt dokumentiert. Im Original war für jede Frage eine Seite reserviert. Die Auswerter waren eingewiesen, das Tonband paraphrasierend und wichtige Aussagen im Original zu protokollieren.

"Was glauben Sie, worauf kommt es im Leben an ? Was ist für Sie persönlich besonders wichtig ?"

4.2.

Was hält GP für die wichtigsten Probleme in unserer Gesellschaft? (auflisten)

4.3.

Welche Zukunftsvorstellungen hat GP?

5. Assoziation 'Bildungsurlaub' (alle genannten Begriffe auflisten, 'Geschichten' möglichst auf einen Begriff konzentrieren oder zusammenfassen)

"Ich nenne Ihnen nun einen Begriff, und Sie sagen mir dann bitte eine Minute lang schlagwortartig, was Ihnen spontan dazu einfällt. Der Begriff ist: Bildungsurlaub."

6. Bildungsurlaubserfahrungen

6.1.

An welchen Seminaren hat GP teilgenommen?
(Bitte Themen und Veranstalter auflisten)

6.2. wichtig hier: das Thema/Veranstalter nennen, bei mehreren Bildungsurlaubsseminaren: bitte (soweit möglich) getrennt die jeweiligen Erfahrungen erfassen bzw. zuordnen; gegebenenfalls Zusatzblätter benutzen;

"Bitte erzählen Sie mir von Ihren Erfahrungen, die Sie mit Bildungsurlaub gemacht haben?" (Zufriedenheit von GP mit Thema und Gestaltung, was hat BU gebracht)

6.3.

Wie schätzt GP die anderen Teilnehmenden ein?

6.4.

Wie werden von GP die Teamerinnen und Teamer des Seminars eingeschätzt?

6.5.

Wie schätzt GP Tagungsort- und haus ein? (Zufriedenheit mit Unterbringung)

6.6.

Wie beurteilt GP die Kosten des Bildungsurlaubs?

7. Erwartungen/Bedürfnisse

Was sind für GP die Motive/Bedürfnisse und die Erwartungen für bzw. an den Bildungsurlaub?

8. Wege zum Bildungsurlaub

8.1.

Wie kam GP zum Bildungsurlaub (z.B. Betriebsrat, selbst Programm besorgt, durch KollegInnen etc)?

8.2.

Wie reagiert GPs Umfeld darauf, daß er/sie zum Bildungsurlaub geht (Betrieb, Familie)?

9. Verbesserungsvorschläge

Hat GP Verbesserungsvorschläge für Arbeit und Leben ? (Gestaltung, Themenspektrum, Werbung etc.)

10. Assoziation 'Politische Bildung' (alle genannten Begriffe auflisten, 'Geschichten' möglichst auf einen Begriff konzentrieren oder zusammenfassen)

"Ich nenne Ihnen nun noch einmal einen Begriff, und Sie sagen mir bitte erneut eine Minute lang schlagwortartig, was Ihnen spontan dazu einfällt. Der Begriff ist: Politische Bildung."

11. Bildung/politische Bildung

11.1.

Was sagt GP dazu, daß nur 2-3 Prozent der Anspruchsberechtigten am Bildungsurlaub teilnehmen ?

11.2.

Welche Bedeutung hat (politische) Bildung bzw. Politik für GP? (Einschätzungen, eigenes Engagement...)

Erhebungsinstrumente: Beispiel für Sozialdatenbogen²⁸²

agis

Universität Hannover
Arbeitsgruppe
Interdisziplinäre
Sozialstrukturforschung

Sozialdatenbogen

**für Teilnehmende an Gruppendiskussionen
im Rahmen von Forschungsprojekten**

Datum: -----

Ort: -----

Zeit: -----

Name in der Diskussion: -----

²⁸²

Dieser Bogen wurde in allen hier genannten Untersuchungen verwendet und dabei nur geringfügig variiert.

1. **Sind Sie Mitglied einer Kirche ?**

- Ja, und zwar _____
- Nein

Wenn nein, waren Sie früher einmal Mitglied einer Kirche ?

- Ja, und zwar _____ bis _____ (Jahreszahl)
- Nein

2. **Beteiligen Sie sich an kirchlichen Aktivitäten oder Gruppen ?**

(Bitte Zutreffendes ankreuzen)

- Ja, und zwar _____
- Nein

3. **Gehen Sie regelmäßig zum Gottesdienst?**

(Bitte Zutreffendes ankreuzen)

- Ja, und zwar ein- oder mehrmals im Monat
- etwa einmal im Vierteljahr
- ein- bis zweimal pro Jahr (zu besonderen Anlässen)
- Nein

4. **In welchen Bereichen wünschen Sie sich von der Kirche mehr (oder andere) Angebote ?**

5. **Sind Sie Mitglied...**

- | | |
|--------------------|--|
| einer Gewerkschaft | <input type="radio"/> Ja, und zwar _____ |
| | <input type="radio"/> Nein |
| einer Partei | <input type="radio"/> Ja, und zwar _____ |
| | <input type="radio"/> Nein |

6. **Sind Sie Mitglied in einem oder mehreren Vereinen ?**

- Ja, und zwar _____
- Nein

Wenn ja, beteiligen Sie sich aktiv im Verein?

- Ja, und zwar _____
- Nein

7. **Sind Sie in einer Gruppe oder Initiative ehrenamtlich tätig ?**

- Ja, und zwar _____
- Nein

8. **Was tun Sie in Ihrer Freizeit ?**

(In der Woche und am Wochenende)

Nun einige Fragen zu Ihrer Person:

9. Geschlecht

10. Was ist Ihr Geburtsjahr?

11. Welche Nationalität haben Sie?

12. Ich lebe zur Zeit:

(Bitte Zutreffendes ankreuzen)

- in ehelicher Gemeinschaft
- mit meinem Partner zusammen
- im Elternhaus
- allein
- allein mit Kind(ern)
- in einer Wohngemeinschaft
- sonstiges

13. Haben Sie Kinder ?

Wenn ja, geben Sie bitte Anzahl und Alter der Kinder an:

Anzahl: _____ Im Alter von: _____

14. Wie viele Einwohner hat Ihr Wohnort ? (Bitte Zutreffendes ankreuzen)

- mehr als 100.000 Einwohner
- 50.000 - 100.000 Einwohner
- 10.000 - 50.000 Einwohner
- weniger als 10.000 Einwohner

15. Seit wann leben Sie an Ihrem jetzigen Wohnort ?

16. In welcher Region haben Sie früher gewohnt ?

17. Welchen allgemeinbildenden Schulabschluß haben Sie ? Bitte geben Sie auch an, in welchem Alter Sie diesen Abschluß gemacht haben:

(Bitte Zutreffendes ankreuzen)

- Sonderschule Im Alter von: _____
- Volksschule / Hauptschule _____
- Realschule / Mittlere Reife _____
- Fachoberschule / Fachhochschulreife _____
- Immaturenprüfung / fachgebundene Hochschulreife _____
- Abitur / allgemeine Hochschulreife _____
- kein Schulabschluß _____
- anderer Abschluß _____

18. **Welchen berufsbildenden Abschluß haben Sie ? Bitte geben Sie auch hier an, in welchem Alter Sie diesen Abschluß gemacht haben:**

(Bitte Zutreffendes ankreuzen)

- | | |
|---|---------------|
| <input type="radio"/> kein Abschluß | im Alter von: |
| <input type="radio"/> Anlernzeit mit Abschlußzeugnis | _____ |
| <input type="radio"/> Lehre mit Abschlußprüfung | _____ |
| <input type="radio"/> Berufsschulabschluß ohne betriebliche Lehre | _____ |
| <input type="radio"/> Fachschulabschluß / Berufsakademie | _____ |
| <input type="radio"/> Fachhochschulabschluß | _____ |
| <input type="radio"/> Hochschulabschluß | _____ |
| <input type="radio"/> anderer Abschluß | _____ |

19. **Welchen Beruf / welche Berufe haben Sie erlernt ?**

20. **Welchen Beruf üben Sie derzeit aus ?**

21. **In welcher Branche (in welchem Wirtschaftszweig) sind Sie tätig ?**

22. **Wie ist Ihre Stellung im Beruf ?**

(Bitte Zutreffendes ankreuzen)

- leitender Beamter/leitende Beamtin, Richter/in
- sonstige/r Beamte/r
- leitende/r Angestellte/r
- qualifizierte/r Angestellte/r
- ausführende/r Angestellte/r
- Meister/in
- Vorarbeiter/in
- Facharbeiter/in
- an- oder ungelernte/r Arbeiter/in
- sonstiges

23. **Haben Sie früher in einem oder mehreren anderen Berufen gearbeitet ?**

(Bitte zutreffendes ankreuzen)

- Nein Ja und zwar _____

Abschließend einige Fragen zu Ihrem persönlichen Umfeld:

24. **Welchen Schulabschluß und welchen Beruf hat Ihr Partner/Ihre Partnerin?**

Bitte Schulabschluß und Beruf eintragen)

allgemeiner Schulabschluß _____
 berufsbildender Schulabschluß _____
 erlernter Beruf _____
 ausgeübter Beruf _____

25. **Haben Sie Geschwister ? Wenn ja, geben Sie bitte Zahl und Alter der Geschwister an:**

Anzahl:

Alter:

26. **Geben Sie bitte den höchsten Schulabschluß und Beruf Ihrer Eltern und Großeltern an:**

	Vater	Mutter	Vater des Vaters	Mutter des Vaters	Vater der Mutter	Mutter der Mutter
Schulabschluß						
Beruf						

27. **Woher stammen Ihre Eltern ursprünglich (wo sind sie aufgewachsen) ?**

28. **In welchem Bereich liegt etwa Ihr persönliches Nettoeinkommen ?**

(Bitte Zutreffendes unterstreichen)

unter 600 DM	1200 - 1400 DM	2200 - 2500 DM	4000 - 4500 DM
600 - 800 DM	1400 - 1600 DM	2500 - 3000 DM	4500 - 5000 DM
800 - 1000 DM	1600 - 1800 DM	3000 - 3500 DM	5000 - 6000 DM
1000 - 1200DM	1800 - 2000 DM	3500 - 4000 DM	über 6000 DM

29. **Können Sie ungefähr angeben, in welchem Bereich sich das gesamte Netto-Monatseinkommen Ihres Haushalts bewegt ?**

(Bitte Zutreffendes unterstreichen)

unter 600 DM	1200 - 1600 DM	2800 - 3400 DM	5200 - 6000 DM
600 - 800 DM	1600 - 2000 DM	3400 - 4000 DM	6000 - 7000 DM
800 - 1000 DM	2000 - 2400 DM	4000 - 4600 DM	7000 - 8000 DM
1000 - 1200DM	2400 - 2800 DM	4600 - 5200 DM	über 8000 DM

Erhebungsinstrumente: Beispiel für Beobachtungsbogen²⁸³

agis

Universität Hannover
Arbeitsgruppe
Interdisziplinäre
Sozialstrukturforschung

Forschungsprojekt "Kirche und Milieu"

Beobachtungsbogen

für das Moderatorenteam

Moderatorenteam:

Ort/Datum:

Dauer:

Methode:

1. Stadt:
2. Wie ist die Diskussion arrangiert worden?
3. Wer empfängt das Team?
4. Wie ist der Empfang?
5. In welchem Raum wird die Diskussion durchgeführt?
6. Wie verhalten sich die eintreffenden DiskussionsteilnehmerInnen?

²⁸³

Dieser Bogen wurde in allen hier genannten Untersuchungen verwendet und dabei nur geringfügig variiert.

7. Wie ist die Reaktion auf Kamera / Tonband?

8. Geht der Diskussion ein Gespräch voraus?

9. Sind während der Diskussion andere Personen anwesend?

10. Wird die Diskussion gestört oder unterbrochen?

11. Besondere Verhaltensmerkmale von TeilnehmerInnen:

12. Wie wird die Diskussion abgeschlossen?

13. Welche Reaktionen ergibt der Sozialdatenbogen?

14. Gespräche/Begebenheiten nach Abschluß des Interviews:

15. Persönlicher Eindruck des Teams (z.B. ist die Diskussion gelungen, wie habe ich mich gefühlt, wo gab es Schwierigkeiten, was mache ich nächstes Mal anders?):

16. Sitzplanskizze

Erhebungsinstrumente: Grundreiz für die Gruppendiskussionen in der Studie 'Bildungsurlaub'

Der folgende Text ist ein Auszug aus einem Leserbrief, der Ende des vergangenen Jahres in einer niedersächsischen Tageszeitung veröffentlicht wurde. Einige Tage vorher war in der gleichen Zeitung darüber berichtet worden, daß die Landeszentrale für Politische Bildung ein Seminar mit dem Titel "Kreta selbst entdecken" nicht als förderungswürdiges Bildungsurlaubsseminar anerkannt hat, weil es nicht die Richtlinien dafür erfüllt.

*"Seien wir doch mal ehrlich: Bildungsurlaub mag ja im Prinzip eine sinnvolle Sache sein, aber ich bezweifle doch sehr, daß es den Leuten, die dort hingehen, wirklich darum geht, sich zu bilden. Für die meisten ist es doch eher ein verkappter Urlaub. Da braucht man sich ja nur mal manche Themen anzusehen, dann weiß man schon, worum es geht:: "Trommeln in der Toskana", "Streßabbau am Wattenmeer", "Radfahren in der Lüneburger Heide" oder wie immer das heißt - das klingt eher nach 'Urlaub mit der TUI' als nach politischer oder sonstwelcher Bildung. Mit Bildung hat das ja wohl kaum etwas zu tun, das sieht man auf den ersten Blick, und wen das wirklich interessiert, der soll das in seiner Freizeit machen. Wenn es nach mir ginge, dann müßte viel strenger darauf geachtet werden, daß Bildungsurlaub nicht ausgenutzt wird. Es kann ja wohl nicht Sinn der Sache sein, einfach mal 'ne Woche bequem zu überbrücken. Wer mal eine Woche 'rauswill, der soll sich eben Urlaub nehmen. Diejenigen, die Bildungsurlaub nur ausnutzen, sorgen letzten Endes dafür, daß er in Verruf kommt und schaden denjenigen, die sich wirklich weiterbilden wollen.
Dietmar S."*

Erhebungsinstrumente: Beispiel für Diskussionsleitfaden und standardisierte Inputs für Gruppendiskussionen (Studie 'Bildungsurlaub')

'Rauskommen aus dem Alltag':

- In unseren Gesprächen ist uns sehr häufig gesagt worden, das Angenehme am Bildungsurlaub sei, daß man mal aus dem Alltagstrott herauskommt: nicht zur Arbeit, keine Termine und Verpflichtungen, mal weg von zu Hause, andere Leute sehen, sich mal mit was ganz anderem beschäftigen (wo man sonst nicht zu kommt) usw. Wie ist das denn bei Ihnen, was bewegt Sie dazu, Bildungsurlaub zu machen?

'warum nicht abhängen? Kleiner Mann'

- Uns haben manche Leute gesagt: "Es ist doch gar nicht so schlimm, wenn man beim Bildungsurlaub mal eine Woche nur Urlaub macht und 'abhängt'. Schließlich hat der 'Kleine Mann' ja sonst schon genug Streß und nicht viel zu lachen. Warum soll man sich also nicht mal 'ne Woche erholen." Was halten Sie von dieser Meinung?

'Zügel straffer - ausnutzen'; Zügel lockerer - selbst bestimmen'

- Häufiger haben wir gehört, daß die Teamer in den Seminaren die Zügel etwas straffer nehmen sollten, weil manche der Teilnehmer den lockeren Stil ausnutzen und nicht mitmachen würden. Sind Sie auch dieser Ansicht?
- Manche Teilnehmer dagegen meinen, die Teamer müßten sich viel mehr zurückhalten und die Teilnehmer sollten selbst bestimmen, was gemacht wird. Ist das auch ihre Meinung?

'2%-Frage'

- Es ist ja so, daß pro Jahr nur etwa 2% aller Arbeitnehmer ihren Bildungsurlaub in Anspruch nehmen. Was meinen Sie, woran das liegt?
- Es gibt verschiedene Vermutungen dazu, daß nur etwa 2% der Arbeitnehmer am Bildungsurlaub teilnehmen:
die **Themen** sind nicht interessant genug,
die Seminare sind zu **teuer**,
der **Arbeitgeber** setzt die Leute unter Druck,
die Leute sind zu **ängstlich**, ihren Anspruch durchzusetzen,
die **Kollegen** gucken die Leute, die Bildungsurlaub machen, schief an,
viele **wissen gar nichts** von ihrem Anspruch,
es wird nicht genug **Werbung** gemacht,
die Tagungshäuser oder -stätten haben **zu wenig Komfort** usw.
Was meinen Sie, was ist der Hauptgrund, warum nur so wenig zum Bildungsurlaub kommen.

'falsche Themen'

- Einige Leute haben uns in Gesprächen gesagt, daß die Themen der Bildungsurlaubsseminare gar nicht zu den Wünschen und Interessen der Teilnehmer passen. Sehen Sie das auch so?

'BU-nutzen'

- Manchmal haben sich Leute darüber beklagt, daß man mit den Themen, die beim Bildungsurlaub behandelt werden, hinterher gar nichts anfangen kann. Welche Erfahrungen haben Sie denn gemacht?

'Politische Bildung'

'Gewerkschaftsmief'

Erhebungsinstrumente: Beispiel für Inhaltskonzept ('Drehbuch') 'mehrstufige Explorationswerkstatt' (Studie 'Kirche und Milieu')

Konzept und Themenkatalog für 'Explorationswerkstatt' (Kirche und Milieu')

1. Warming-Up (ca. 15 Minuten)

in welchen privaten Verhältnissen lebe ich
welche beruflichen Verhältnisse habe ich
was mache ich gerne in der Freizeit
was beschäftigt mich im Moment am meisten
zur Kirche fällt mir als erstes ein...

2. Diskussion: Thema 'Kirche'/Religion (ca. 50-60 Minuten)

Grundreiz

offene Fragen, die thematisiert werden können bzw. sollen

- Verhältnis Kirche und Religion
- Religion und Gemeinschaft vs. Religion und Individualisierung ('jeder macht sich seine eigene Religion')
- wann ist jemand ein religiöser Mensch?
- Brauchen wir die Kirche, wozu
- Brauchen wir die Religion, wozu
- macht die Kirche etwas falsch
- haben sich die Menschen verändert
- Kirche und Veränderung
- Kirche und Pastor
- Kirche und Glaube
- Kirche und Christ sein
- Kirche und Gottesdienst
- Kirche und Vergangenheit
- Religion und Gott
- Kirche als Institution vs. Kirche als 'Gesinnung'
- Ästhetik der Kirche
- Kirche für alle, Kirche als Dienstleistung?
- Kirche und Jugend
- eigene 'Kirchengeschichte' (Taufe, Konfirmation, Heirat....)
- Leute die zur Kirche gehen...
- Leute, die nicht zur Kirche gehen

negative Statements

- Kirche ist verlogen, Doppelmoral
- Kirche schreibt mir vor, was ich tun soll (Fremdbestimmung vs. Selbstbestimmung/ Autonomie)
- Kirche ist lustfeindlich
- Kirche ist nicht fröhlich
- Kirche ist langweilig
- Kirche ist unpolitisch
- Kirche ist autoritär/streng
- Kirche ist intolerant/dogmatisch

positive Statements

- Kirche macht sinnvolle Dinge (Diakonie: soziale Dinge)
- Kirche gibt Orientierung
- Kirche ermöglicht Besinnlichkeit
- Kirche ist Ansprechpartner bei Sorgen

3. Vertiefung/Ergänzung: Weitere Barrieren und Brücken zur Kirche (ca. 10 Minuten)

Aufgabe:

- was sollte die Kirche Neues machen?
- was sollte die Kirche auf keinen Fall mehr machen?
- was sollte die Kirche weiter machen wie bisher?

Pause

darin: Kreativaufgabe festlegen, Gruppenzusammensetzung überlegen

4. Kreativaufgabe (ca. 70 Minuten)

“Die Kirche der Zukunft - wie ich sie mir wünsche”

- Bearbeitung
- zwei bis drei Gruppen
- zusammengesetzt nach Geschlecht, ‘Milieu’, Geschmack, Zufall...
- ca. 20-30 Minuten bearbeiten

vorstellen und interpretieren

- von den Gruppen selbst
- nachfragen

5. Feedback: Was hat die Sitzung für mich gebracht?

6. Fragebogen ausfüllen

Lebenslauf

Persönliche Angaben

Name: Helmut Bremer
Anschrift: Erichstr. 2, 30449 Hannover
Geburtstag: 11.12.1959
Geburtsort: Rehren A/R (jetzt Hohnhorst)
Staatsang.: Deutsch
Familienst.: verheiratet seit 10.9.1995

Schulausbildung

1966 - 1969 Grundschule Rehren A/R
1969 - 1970 Grundschule Haste
1970 - 1972 Realschule Wunstorf
1972 - 1979 Gymnasium Bad Nenndorf (Hochschulreife 23.5.79)

Berufsausbildung

8/79 - 8/80 Vorpraktikum Kindertagesstätte Canarisweg, Hannover
9/80 - 9/82 Fachschule für Sozialpädagogik Stephanstift, Hannover
5/84 - 4/85 Berufspraktikum Kinderheim 'Die Guldene Sonne', Rehburg

Zivildienst

8/82 - 11/83 Bundesgeschäftsstelle der Deutsche Gesellschaft für Soziale Psychiatrie (damals: Wunstorf)

Berufstätigkeit als Erzieher

12/85 - 9/88 Kinder- und Jugendheim 'Waldhof' des Landkreises Hannover, Barsinghausen
4/90 - 12/93 und 9/97 - 12/98
Honorarkraft im 'Waldhof', Barsinghausen

Studium

10/89 - 9/95 Diplom-Sozialwissenschaften an der Universität Hannover (Nebenfach Betriebswirtschaftslehre); Diplomprüfung 3.8.1995

Wissenschaftliche Tätigkeit während des Studiums

12/91 - 9/95 Studentische Hilfskraft an der Universität Hannover (agis, IES, Institut für Politische Wissenschaft)

Wissenschaftliche Tätigkeit als Diplom-Sozialwissenschaftler

10/95 - 6/96 Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungsprojekt "Arbeitnehmermilieus als Zielgruppen des Bildungsurlaubs." (Pilotstudie), Arbeitsgruppe Interdisziplinäre Sozialstrukturforschung - **agis** - Universität Hannover
7/96 - 9/96 Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungsprojekt "Mentalitäten der Neuen Mitte", Arbeitsgruppe Interdisziplinäre Sozialstrukturforschung - **agis** 7/96 - 9/96 - Universität Hannover
10/96 - 9/98 Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungsprojekt "Arbeitnehmermilieus als Zielgruppen des Bildungsurlaubs." (Hauptstudie), Arbeitsgruppe Interdisziplinäre Sozialstrukturforschung - **agis** - Universität Hannover
10/98 - 9/99 Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungsprojekt "Kirche und Milieu", Institut für Politische Wissenschaft der Universität Hannover
seit 03/01 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster (Institut für Sozialpädagogik, Weiterbildung und empirische Pädagogik)

Lehrtätigkeit

seit WS 95 Lehrbeauftragter am Institut für Politische Wissenschaft an der Universität Hannover (Schwerpunkt: Methoden der Mentalitäts- und Milieuforschung, Sozialstrukturanalyse, Erwachsenenbildung)
WS 2000/01 Lehrauftrag an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster (Institut für Sozialpädagogik, Weiterbildung und empirische Pädagogik)